

Alexander von Humboldt



Stiftung / Foundation

Bratkartoffeln, Browsing und Beobachtungen -

Trilateral Dialogue about Politics, Culture and Environment

**Deutschland aus amerikanischer und russischer Sicht
*Young Americans and Russians experience Germany***

REFLECTIONS

**des 15. Jahrgangs der Bundeskanzler-Stipendiat/innen 2004/2005
*by the 13th group of German Chancellor Scholars 2004/2005***

Bonn, März 2006

ALEXANDER VON HUMBOLDT-STIFTUNG / FOUNDATION

Alexander von Humboldt-Stiftung
Abteilung Förderung und Netzwerk
Jean-Paul-Str. 12
D – 53173 Bonn

Tel.: +49 / (0)228-833 256
Fax: +49 / (0)228-833 217
E-mail: bg@avh.de

<http://www.humboldt-foundation.de>

Inhaltsverzeichnis

| | |
|--|-----------|
| Vorwort | 4 |
| Foreword | 6 |
| Demyan Belyaev | 9 |
| Die vier Jahreszeiten Deutschlands | |
| Marina A. Burmistrova | 15 |
| Studying Corporate Governance in Germany | |
| Dr. Gayle Sena Christensen | 21 |
| PISA for Beginners – Trying to Make Sense of the Situation of Immigrant Students in Germany | |
| Maria Clewes Garrett | 27 |
| A Heart Wide Open - Marriage to Germans as a Migration Strategy for Thai Women | |
| Mark Jackson | 37 |
| Meet the Neighbors – understanding the other and ourselves through theater and dance | |
| Vadim Kibardin | 47 |
| Es gibt noch viele Fragen! Ein Jahr vergeht zu schnell... | |
| Dr. Michael Chapman Kimmage | 53 |
| Reflections | |
| Irina Negrebetskaya | 61 |
| Zum Erfolg verdammt! oder Von der wissenschaftlichen Forschung zur praktischen Anwendung und zurück | |
| Dr. Elizabeth Otto | 71 |
| Piecing the Past Together: On Bauhaus Photomontage and the Making of an Exhibition in Germany | |

| | |
|---|------------|
| Lizz Porter | 79 |
| A Year of Experience in Life and Music | |
| Dipl.-Ing. Irina Samuylova | 85 |
| Jahresbericht einer BUKA oder Liebesbrief an Deutschland | |
| Olga Skarlato | 93 |
| Trilateral dialogue about politics, culture and environment | |
| Niels C. Sorrells | 97 |
| Bratkartoffeln, Browsing und Beobachtungen... - Mein Jahr als BUKA | |
| Wadim Timoschtschuk | 105 |
| Mein Aufenthalt in Deutschland – Bonn, Berlin, Bamberg und andere Städte | |
| Dr. Sergey Toropygin | 119 |
| Germany through the Eyes of a Russian Eye Doctor | |
| Dr. Sergey Trushnikov | 127 |
| Deutschland, das ich nach Russland mitgenommen habe | |
| Justin Tumlinson | 133 |
| Seeing as Far as We Can Reach | |
| Dr. Elena Vinogradova | 145 |
| He that travels far knows much | |
| Alena Williams | 153 |
| Kuratorische Praxis / Medienwissenschaft or Multitasking in Berlin | |
| Lana Marie Wright | 159 |
| Reflections | |

Vorwort

Namensgeber der Humboldt-Stiftung ist der Universalgelehrte und Weltreisende Alexander von Humboldt. Er hatte ein tiefes Verständnis für fremde Mentalitäten und Kulturen. In diesem Sinne befasst sich die Alexander von Humboldt-Stiftung seit nunmehr 50 Jahren mit der Förderung des internationalen Wissenschaftler austauschs im Rahmen der auswärtigen Kulturpolitik. Seit ihrer Wiedererrichtung im Jahre 1953 wurden mehr als 23.000 hoch qualifizierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus 130 Ländern durch Forschungsstipendien oder Forschungspreise gefördert und erhielten so die Möglichkeit zu einem längerfristigen Forschungsaufenthalt in Deutschland. Bei der Auswahl gibt es weder Fächer- noch Länderquoten.

Im Jahre 1990 wurde unter der Schirmherrschaft von Bundeskanzler Helmut Kohl das Bundeskanzler-Stipendienprogramm zur Förderung der transatlantischen Partnerschaft zwischen der Bundesrepublik Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika ins Leben gerufen. Seitdem hat jedes Jahr eine Gruppe von zehn jungen U.S.-amerikanischen Akademikerinnen und Akademikern einen einjährigen Studien- bzw. Forschungsaufenthalt in Deutschland verbracht. Mehr als ein Jahrzehnt nach seiner Einführung hat das Bundeskanzler-Stipendienprogramm einen bedeutenden Wandel erfahren: Auf Initiative des damaligen Bundeskanzlers Gerhard Schröder und des russischen Präsidenten Vladimir Putin wurde das Programm auf die Russische Föderation ausgeweitet. 2002 ergänzten zum ersten Mal zehn Nachwuchsführungskräfte aus der Russischen Föderation die Gruppe der zehn U.S.-Amerikaner.

Die Bundeskanzler-Stipendiaten repräsentieren ein breites Spektrum von Fächern und Berufsbildern. Einige kommen aus der klassischen Universitätslaufbahn, andere haben bereits Berufserfahrung in nicht-akademischen Berufsfeldern gesammelt. Die Stipendiaten haben Bachelor-, Master- bzw. Diplom- oder andere Abschlüsse erworben in Fachgebieten wie z. B. Wirtschaftswissenschaften, Umweltstudien, Sozial- und Politikwissenschaften, Recht, Geisteswissenschaften oder den bildenden und darstellenden Künsten. Die Auswahl der Stipendiaten richtet sich nicht nur nach der fachlichen Exzellenz; die Stiftung sucht nach „Führungspotential“. Von den Bundeskanzler-Stipendiaten wird erwartet, dass sie in der Zukunft in ihrem jeweiligen Tätigkeitsfeld eine führende Position einnehmen werden. Tatsächlich besetzen viele ehemalige Stipendiaten heute angesehene Positionen in der öffentlichen Verwaltung, in der Regierungs-Administration, im Rechtswesen, in der Kunst, im Journalismus und im akademischen Bereich.

Damit die Bundeskanzler-Stipendiaten größtmöglichen Nutzen aus ihrem Aufenthalt in Deutschland ziehen können, hat die Stiftung ein ganz spezielles Programm für sie entworfen. Bewerber müssen die deutsche Sprache noch nicht beherrschen; allerdings werden die Bundeskanzler-Stipendiaten unmittelbar nach erfolgreicher Auswahl gebeten, bereits im Heimatland ein angemessenes Sprachtraining zu absolvieren, um Deutsch zu lernen bzw. vorhandene Deutschkenntnisse zu verbessern. Dieses Sprachtraining wird in Deutschland vor Beginn des eigentlichen Stipendienaufenthaltes fortgesetzt. Während eines vierwöchigen Einführungsseminars machen sich die Bundeskanzler-Stipendiaten mit den sozialen, politischen, kulturellen, wirtschaftlichen und historischen Gegebenheiten in Deutschland vertraut. Sie haben die Möglichkeit, mit Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens die verschiedensten Themen zu diskutieren. Nach dem Einführungsseminar widmen sich die Stipendiaten elf Monate lang ihren individuellen Projektvorhaben. Diese Projektphase wird

von einer zweiwöchigen Studienreise durch Deutschland – inklusive eines Besuchs in Brüssel – unterbrochen, die speziell auf die Interessen der Gruppe zugeschnitten ist. Höhepunkt des Deutschlandaufenthaltes ist das Treffen mit dem Bundeskanzler bzw. der Bundeskanzlerin in Berlin.

Am Ende des Stipendiaufenthaltes werden die Bundeskanzler-Stipendiaten gebeten, persönliche Erfahrungsberichte über ihre Zeit in Deutschland zu verfassen, die als *Reflections* bekannt geworden sind. Die diesjährigen Essays lassen wiederum sehr eindrucksvoll erkennen, dass diese jungen Menschen ihren Aufenthalt bestmöglich genutzt haben und als „Botschafter“ Deutschlands in ihrem jeweiligen Gebiet nach Hause zurückkehren werden.

Die Bandbreite der einzelnen Projekte und Perspektiven bietet reichhaltigen Stoff für eine hoch interessante Lektüre. Im Jahr 2004/2005 kamen die Stipendiaten aus den Bereichen Jura, Politik, Wirtschaft und Finanzen, Publizistik, Kulturanthropologie, Erziehung, Geschichte, Medizin, Kunst- und Musikwissenschaft sowie Computer Science.

Die Beiträge der Stipendiaten gehen jedoch meist weit über eine Schilderung ihrer fachspezifischen Studien hinaus und vermitteln einen lebhaften Eindruck der Herausforderungen, die das Leben in einem anderen Land und einer anderen Kultur mit sich gebracht hat. Trotz der unterschiedlichen Themenstellungen sind viele der im Laufe des letzten Jahres gemachten Erfahrungen ähnlich, beispielsweise im Erlernen der neuen Sprache, bei Alltagserlebnissen mit den Deutschen, im Erkennen der Gemeinsamkeiten und Unterschiede der deutschen im Vergleich zur eigenen Kultur. Und so hat das Deutschlandbild der Stipendiaten eine nachhaltige Prägung erfahren.

Bonn-Bad Godesberg, im März 2006



Dr. Georg Schütte
Generalsekretär

Foreword

The Humboldt Foundation is named after Alexander von Humboldt, the universal genius and cosmopolitan. He had a deep understanding of foreign mentalities and cultures. It is in this spirit that the Alexander von Humboldt Foundation has been engaged for 50 years now in the promotion of international scientific exchange in the framework of cultural policy abroad. Since its reestablishment in 1953, more than 23,000 highly qualified scholars from 130 countries have been granted research fellowships or awards, enabling them to spend lengthy periods of time in Germany for research. In the selection procedure, there are no quotas for academic disciplines or countries.

In 1990, the German Chancellor Scholarship Program (Bundeskanzler-Stipendienprogramm) was inaugurated under the patronage of German Federal Chancellor Helmut Kohl to promote the transatlantic partnership between Germany and the United States. Every year since then, a group of ten U.S. scholars has spent a year in Germany for research. More than a decade after its inception, the German Chancellor Scholarship Program has undergone a significant change: On the initiative of the former German Federal Chancellor Gerhard Schröder and the Russian President Vladimir Putin, it has been expanded to include scholars from the Russian Federation. For the first time, in 2002, ten future leaders from the Russian Federation joined the ten future leaders from the United States.

German Chancellor Scholars come from a broad range of backgrounds. Among them are academics and professionals with bachelor's, master's or other degrees from fields such as business, environmental studies, social and policy sciences, law, and the arts and humanities. The selection of scholars is based not only upon excellence in the respective field; the Foundation also looks for "leadership potential." German Chancellor Scholars are expected to become leaders in their fields of endeavor. In fact, many former German Chancellor Scholars now hold prestigious positions in public administration, government, law, the arts, academia, and journalism.

To enable the German Chancellor Scholars to benefit as much as possible from their stay, the Foundation designed a very special program for them. Applicants do not have to be proficient in German. Immediately after being selected for the program, however, the German Chancellor Scholars are asked to undertake the appropriate language training in their home country in order to learn German or to improve their knowledge of it. Language training continues in Germany prior to the start of the research stay. During a four-week introductory seminar, German Chancellor Scholars familiarize themselves with the social, political, cultural, economic and historical structures in Germany. They have the chance to meet and discuss various issues with important public figures. Following the introductory seminar, the scholars work on their individual projects for eleven months. This period of work is interrupted by a two-week study-tour of Germany – and a visit to Brussels – which is tailored specifically to the interests of the group. A highlight of the year is a meeting with the Federal Chancellor of Germany towards the end of the scholarship.

At the end of the year, the German Chancellor Scholars are asked to submit personal essays about their stay in Germany, which have become known as *Reflections*. This year's essays provide evidence once again that these young people have made the most of their stay and will very likely return to their home countries as "ambassadors" for Germany in their fields.

The range of projects and perspectives furnish abundant material for interesting reading. In the year 2004/2005 the scholars' projects cover the fields of law, politics, economics and public finance, journalism, cultural anthropology, educational science, history, medicine, art and musicology as well as computer science.

The essays of the scholars do not only describe their individual studies, however, but also convey a vivid impression of the challenges of living in another country and culture. Despite the vast variety of their projects, quite a few of the scholars' experiences during the last year are rather similar: studying the new language, everyday routine with the Germans, realizing the similarities and differences of the German culture compared to their own. As a result, the scholars' perception of Germany has undergone a sustainable development.

Bonn-Bad Godesberg, March 2006

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Georg Schütte', written in a cursive style.

Dr. Georg Schütte
Secretary General

Demyan Belyaev

Die vier Jahreszeiten Deutschlands

Werdegang: Bakkalaureus Artium: Fakultät der Internationalen Beziehungen,
Staatliche Universität St. Petersburg (2000)
Master in Public Policy: John Fitzgerald Kennedy School of
Government, Harvard University (2003)

Projekt: Ein Modell für eine Stadt der Zukunft: Deutsche Erfahrungen

Derzeit: Gastwissenschaftler am Geographischen Institut, Universität
Heidelberg

Die vier Jahreszeiten Deutschlands

Demyan Belyaev

Wer sich dazu entscheidet eine mühsame, aber spannende Forschungsreise in ein fremdes Land zu unternehmen, ist vom Schicksal für allerlei Herausforderungen und Überraschungen vorherbestimmt. Als ich an einem sonnigen Sommertag nach Deutschland flog, um dort über deutsche Städte zu forschen und nebenbei auch das deutsche Leben gründlich zu studieren, ahnte ich nicht, was für ein langer Weg vor mir lag.

Im Gegensatz zu manch anderen Bundeskanzler-Stipendiaten hatte ich damals noch keine wirkliche „Deutschlanderfahrung“. Deutschland war für mich ein unbeschriebenes Blatt. Alles war neu, alles war ein bisschen komisch. Trotzdem habe ich mich in Deutschland sofort sehr geborgen gefühlt, in „guten Armen“ sozusagen. Mein Dank hierfür gilt natürlich der Alexander von Humboldt-Stiftung, die fast mit väterlicher Liebe dafür gesorgt hat, dass ich mich hier schnell einlebte.

Man sagt, die ersten drei Monate seien die Zeit der Adaptation und Eingewöhnung, die manchmal auch als „Kulturschock“ bezeichnet wird. Daher wurden wir von der Humboldt-Stiftung gerade in den ersten drei Monaten besonders unterstützt. Wegen des zuvor von der Humboldt-Stiftung organisierten Deutschkurses und Einführungsseminars mussten wir uns weder um eine Unterkunft noch um eine eigene Zeitplanung kümmern. Dieser Umzug nach Berlin hat unsere Anpassungs- und Eingewöhnungsphase zusätzlich beschleunigt. Als ich am Ende der drei Monate an mein Gastinstitut wechselte, war die schwierigste Zeit bereits überstanden. Ich selbst war fast schon zu einem „alten deutschen Hasen“ geworden und so konnte ich ohne Weiteres mit meinem Forschungsprojekt beginnen.

Der bereits erwähnte Deutschkurs war für mich besonders wichtig, denn erst nachdem ich erfahren hatte, dass ich nach Deutschland fahren werde, habe ich damit angefangen, diese Sprache zu erlernen. Deshalb möchte ich an dieser Stelle betonen, dass es eine hervorragende Möglichkeit ist, sich auch in einer anderen Sprache als der deutschen um das Bundeskanzler-Stipendium zu bewerben. Dieses Stipendium gibt jemandem wie mir, der sich sehr für Deutschland interessiert, allerdings noch keine Gelegenheit hatte sich mit der Sprache auseinander zu setzen, die einzigartige Chance, dem Deutschen und den Deutschen näher zu kommen. Allerdings ist es bedauerlich, dass ich bei manchen meiner Mitstipendiaten keine große Motivation bemerken konnte, die deutsche Sprache zu erlernen. Doch daran ist das wissenschaftliche Umfeld Deutschlands nicht ganz unschuldig. Wie ich gehört habe, ist in den Naturwissenschaften oft Englisch die Arbeitssprache, auch wenn die Mehrheit der Institutsmitarbeiter Deutsche sind. Dies ist meines Erachtens ein wichtiger Faktor, der den Forschungsstandort Deutschland in seiner Entwicklung bremst.

Meiner Ansicht nach benötigt Deutschland mehr Selbstbewusstsein, um die weltweite Dominanz der angelsächsischen Wissenschaftstradition ein wenig zurückdrängen zu können. Wenn man sich in einer deutschen Universitätsstadt unter die Studierenden und wissenschaftlichen Mitarbeiter mischt, bekommt man immer dasselbe zu hören: „Nächstes Jahr werde ich ins Ausland gehen. Ob nach England oder nach Amerika, habe ich noch nicht entschieden.“ Ein anderes Ausland existiert offensichtlich nicht mehr. Ehrlich gesagt sehe ich für eine solche Situation keinen anderen Grund als einen psychologischen. Weder die technische Ausstattung der Forschungsinstitute noch das Einkommen der wissenschaftlichen

Mitarbeiter ist in Deutschland den oben genannten Ländern unterlegen, sondern durchschnittlich sogar eher überlegen.

Ich glaube, die Deutschen tragen selbst zur Dominanz englischsprachiger Veröffentlichungen bei, da ihre Forschung größtenteils auf angelsächsischen Vorarbeiten basiert. Die deutschsprachige wissenschaftliche Literatur hingegen wird von Amerikanern und Engländern aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse kaum berücksichtigt. Dabei finde ich gerade die klare grammatikalische Struktur der deutschen Sprache für einen wissenschaftlichen Diskurs wesentlich besser geeignet als die der englischen Sprache.

Nach dem Sommer kam der Herbst und damit der erste deutsche Herbst in meinem Leben. Ich erinnere mich an die ruhigen Sonntagmorgen, an den Klang der Kirchenglocken, an rot gepflasterte Fahrradwege, an verschiedenfarbige Mülleimer vor jedem Haus, an Spaziergänge im Wald, an einen Ring von Kleingärten rund um die Stadt... Wie ich festgestellt habe, besitzen auch die Deutschen eine Art russischer „Datschas“, wo sie sich regelmäßig am Wochenende aufhalten!

Zur „leckeren“ Seite Deutschlands zählen unbestritten das Roggenbrot und die Lebkuchen mit einer Saftschorle während eines gemütlichen „Kaffeeklatschs“... Allerdings ist es insgesamt eher schwierig, „typisch deutsche“ Eigenheiten separat aufzulisten. Es ist nicht einfach zu bestimmen, was das „Deutschtum“ ausmacht. Daher werde ich den nächsten Abschnitt lieber meinem Projekt widmen. Vielleicht kann ich dabei einige typisch deutsche Eigenheiten ans Licht bringen.

Deutsche Städte - ich habe sie im Überfluss kennen gelernt. Bonn, Berlin und Heidelberg waren meine „festen“ Stationen. Leipzig, München, Garmisch-Partenkirchen, Ludwigsburg und Karlsruhe habe ich während der Studienreise besichtigt. Frankfurt am Main, Stuttgart, Mannheim, Ludwigshafen, Freiburg im Breisgau, Regensburg, Tübingen, Mainz, Saarbrücken, Trier, Aachen, Bochum, Köln, Düsseldorf, Hannover, Hamburg, Bayreuth, Kiel, Wolfsburg, Wittenberg, Weimar und noch so manch andere Stadt habe ich alleine aufgesucht. Im Laufe des Jahres bin ich mehrmals durch das Land gereist. Dabei habe ich besonders das ausgezeichnete deutsche Verkehrsnetz und seinen hohen Entwicklungsstand kennen und schätzen gelernt.

Meiner Meinung nach ist die Deutsche Bahn verglichen mit den Zugsystemen, die ich zuvor in anderen westeuropäischen Ländern gesehen habe, unübertroffen. Beispielsweise würde es anderswo kaum vorkommen, dass ein Expresszug auf einen leicht verspäteten anderen Expresszug wartet, damit man seinen Anschluss nicht verliert. Doch in den Städten selbst ist der öffentliche Personennahverkehr sehr gut entwickelt. Dort gibt es moderne Busse und Straßenbahnen, automatisierte Anzeigetafeln und Ankündigungen der nächsten Haltestellen, die gerade in einer unbekanntem Gegend sehr nützlich sind - wer hat etwas Ähnliches in Russland oder in den USA schon einmal gesehen? Darüber hinaus befinden sich detaillierte Fahrpläne an jeder Haltestelle, denen durch regelmäßigen Fahrbetrieb und pünktliche Ankunftszeiten voll Rechnung getragen wird.

Weder Russland noch die USA – die zwei Länder, die ich vor meinem Deutschlandaufenthalt am besten kannte – haben etwas Vergleichbares. Dies trifft auch auf viele andere Dinge aus dem Bereich der Stadtentwicklung zu, wie zum Beispiel auf Fahrradwege. Ich erinnere mich noch daran, wie ein Beamter der Stadtverwaltung St. Petersburg die generelle Einstellung der Stadt zu Fahrradwegen formuliert hat: „Alle Leute wollen Auto fahren. Wer kümmert sich da

um die Radfahrer, das ist einfach lächerlich.“ Bei deutschen Stadtplanern wird darüber ganz anders gedacht. Im Stadtplanungsamt Heidelberg habe ich während eines Interviews erfahren, dass das Erreichen eines „Modal Split“ (des Verhältnisses zwischen der Nutzung von Fahrräder + ÖPNV versus motorisierten Individualverkehr) bei einer Gewichtung von 2:1 eines der wichtigsten Leitziele der Stadtentwicklung darstellt.

Es ist wirklich bewundernswert, wie ausgezeichnet das Netz an Fahrradwegen in Deutschland entwickelt ist, trotz der wohlbekannten Liebe zur Autobahn, die von manchen sogar zum Gegenstand nationaler Identitätsstiftung gemacht wird. Dies lässt sich u.a. damit begründen, dass auf den deutschen Autobahnen eine Höchstgeschwindigkeitsbegrenzung fehlt. In einer Universitätsstadt wie Heidelberg jedoch sind Fahrräder das Hauptverkehrsmittel. Damit gelangt man problemlos an fast jeden Ort, ohne dabei gegenüber Autos um sein Leben fürchten zu müssen. Wo auch immer man eine Straße überquert, hat der Radfahrer einen klaren Vorrang gegenüber dem Auto. Deshalb konnte auch ich der Verführung nicht widerstehen, mir in einer so fahrradfreundlichen Gegend ein Fahrrad anzuschaffen.

Nach dem schönen goldenen Herbst war der Winter da. Allerdings musste ich mir wegen der Kälte keine Sorgen machen. Die Fenster sind in ganzem Land so dicht, dass sich wegen des Temperaturunterschieds zwischen drinnen und draußen auf der Glasinnenseite eine Wasserschicht bildet, die man jeden Morgen mit einem Tuch entfernen muss. Durch die gut isolierten Fenster besteht ein hoher Lärmschutz und auch Energieverluste beim Heizen werden minimiert. Insgesamt ist die Bausubstanz in deutschen Städten qualitativ sehr gut, obwohl alle Probleme der Moderne, wie Verkehrslärm, Bevölkerungsdichte usw. natürlich auch hier zu beobachten sind.

Das Konzept der Dezentralisierung, das mit Erfolg seit Jahrzehnten in Deutschland verfolgt wird, ist im Bereich der Stadtentwicklung einzigartig. Fast in allen anderen Ländern der Welt, mit Ausnahme der USA und Kanadas, gibt es ein festes Zentrum, eine Stadt, wo alles zusammenfließt: Macht, Geld, Bildung, Unterhaltung und Handel. Strebt man in Frankreich eine Karriere an, so muss man unbedingt nach Paris übersiedeln. Dasselbe gilt für London in England und Moskau in Russland. Meiner Ansicht nach hat dies negative Auswirkungen auf die Stadtentwicklung eines Landes, da hierdurch die Entwicklung der sogenannten „Provinz“ behindert wird. In Deutschland jedoch kann man überall einen gewissen Standard vorfinden: ein gepflegtes historisches Stadtzentrum mit ausgebauter Fußgängerzone, ein zentraler Bahnhof, gut organisierter öffentlicher Personennahverkehr sowie eine gute Versorgung mit Lebensmittelgeschäften.

Man kann beklagen, deutsche Städte seien langweilig, da es in jeder Stadt einen „dm“, eine „Galeria Kaufhof“, einen „Aldi“ und einen „Lidl“ gibt. Diesen Eindruck scheinen aber nur ausländische Besucher zu teilen, die viel im Land herumreisen und sich ständig auf der Suche nach etwas Neuem befinden. Aus der Perspektive der Stadtentwicklung ist dieses Phänomen jedoch positiv zu bewerten. Wir müssen dabei nur für einen Augenblick an die Mehrheit der Bevölkerung denken, die abgesehen von ein paar Urlaubswochen das ganze Jahr an demselben Ort verbringt. Ist es in diesem Zusammenhang daher nicht eher als Vorteil anzusehen, wenn der Einwohner einer Kleinstadt einen Zugang zu denselben Waren hat wie der Bewohner einer „Weltstadt“ wie München oder Frankfurt? Der Wohlstand einer Nation ist nicht nach der Lebensqualität in seiner Hauptstadt zu bemessen, sondern vielmehr nach der durchschnittlichen Lebensqualität in seinen Kleinstädten.

Besonders die Lebensmittelversorgung finde ich in Deutschland ausgezeichnet. Ich sehe auch kein großes Problem in dem Aussterben kleiner „Tante Emma Läden“, was häufig bedauert wird. Wenn „Aldi“ beispielsweise besseres oder vergleichbares Obst zu einem günstigeren Preis verkauft, warum sollte die Bevölkerung dann die Inhaber eines Kleinladens subventionieren? Wichtig ist nur, dass es eine Konkurrenz gibt, denn dann ist es nicht weiter problematisch, wenn bei „Aldi“ nicht das gesamte Warenangebot gut ist. So kauft man z. B. sein Obst einfach bei „Aldi“ und sein Fleisch bei „Kaufland“. Im übrigen muss man sich um den Fortbestand der Wochenmärkte keine Sorgen machen, denn sie sind Bestandteil der kulturellen Tradition Deutschlands. Allerdings konnte ich beobachten, dass bereits viele der angepriesenen Waren nicht aus eigenem Anbau stammen, sondern oftmals importiert worden sind. Meiner Ansicht nach würde Russland die flächendeckende Verbreitung eines Supermarkts wie „Aldi“ nicht schaden, da nicht nur die Bewohner unserer Hauptstadt Moskau das Privileg erhalten sollten, unter verschiedenen Einkaufsmöglichkeiten auszuwählen zu können.

Was kann angenehmer sein, als ein warmer Tag im Frühling, der einen nach dem langen und schneereichen Winter früh morgens mit fröhlichen Sonnenstrahlen begrüßt? Deutschlands Städte werden wieder grün, da man die Bausubstanz im städtischen Bereich mit Grünflächen aufgelockert hat. So werden in den Vorgärten vieler Privathäuser Blumen und Sträucher angepflanzt. In unmittelbarer Nähe zu den Städten liegen oft geschützte Wälder, die mit Wanderwegen ausgestattet sind. Manchmal, wie in Heidelberg, befindet sich der Wald sogar innerhalb einer Stadt. Dort nimmt der Wald 52% der gesamten Stadtfläche in Anspruch. Landwirtschaftliche Areale versucht man zu erhalten, indem das unkontrollierte Anwachsen einer Stadt gesetzlich verhindert wird.

Was das Wesen der Deutschen anbelangt, so lässt sich dieses als höflich und gewissenhaft beschreiben. In Geschäften und auch am Telefon wird man zumeist freundlich angesprochen. Sehr wenige werfen Müll auf die Straße oder zerstören Bushaltestellen. In Straßenbahnen sieht man selten beschmierte Sitze und an öffentlichen Grünflächen scheint nachts niemand Blumen auszureißen. Selbst an öffentlichen Orten herrscht im Bereich der Hygiene und Gesundheitsfürsorge in Deutschland keine Nachlässigkeit. Ein kuriose Beispiel hierfür ist, dass an öffentlichen Toiletten zum Abtrocknen nach dem Händewaschen überwiegend Papiertücher vorhanden sind und keine Heißlufttrockenautomaten. Es wurde wissenschaftlich bewiesen, dass die „Heißlufttechnologie“ gefährlich ist, weil dadurch die Ausbreitung schädlicher Bakterien auf der Handoberfläche besonders begünstigt wird. Trotz dieser Erkenntnis sind Deutschland und die USA wohl die einzigen Länder weltweit, die daraus Konsequenzen gezogen und ihre öffentlichen sanitären Anlagen dementsprechend modernisiert haben.

Nach dem Frühling kommt ein weiterer Sommer, aber auch dieser ist schnell wieder vorbei. Aufgrund des Jahreszeitenwechsels ist es draußen nicht jeden Tag dreißig Grad. Diesbezüglich ist mir positiv aufgefallen, dass in Deutschland die Installation von Klimaanlage vermieden wird. Klimaanlage sind ungesund und verunstalten bei vielen Gebäuden die Außenmauern. Die US-Kasernen mitten in Heidelberg sind genau an diesem Merkmal leicht zu erkennen. Meiner Meinung nach ist es viel schöner, an einem heißen Tag das Fenster weit zu öffnen und den sanften Windstoß im Zimmer zu genießen, anstatt sich einzusperren und den ganzen Tag unter unangenehmem künstlich erzeugtem Durchzug zu leiden. In den USA musste ich im Sommer wegen der ständig laufenden Klimaanlage im Inneren von Gebäuden immer eine Jacke anziehen.

Wir Stipendiaten hatten während unseres Aufenthalts das Glück, viele interessante Entwicklungen in Deutschland zu beobachten. Hierzu zählen nicht nur die vorgezogenen Bundestagswahlen mit ihren bunten Wahlplakaten, auf denen die Gesichter der Kandidaten abgebildet waren, sondern auch die Diskussion über die Rechtschreibreform oder über die Einführung von Studiengebühren. Da viele deutsche Tageszeitungen kostenlose Probeabonnements anboten, hatte man eine gute Gelegenheit, die deutsche Presse kennen zu lernen, die verschiedenen Zeitungen miteinander zu vergleichen und zu lesen, wie die deutsche Gesellschaft aus unterschiedlichen Seiten beleuchtet wurde. Gleichzeitig hatten wir auch die Möglichkeit in Deutschland einen anderen Blick auf Russland zu erhaschen. Schon Nikolai Gogol hat Anfang des 19. Jahrhunderts geschrieben: „Es ist aus dem Ausland, wo man Russland am besten sehen kann!“

Nun ist auch der Sommer vorbei. Wir haben die vier Jahreszeiten Deutschlands erlebt und erst jetzt können wir behaupten, dass wir uns mit einem Teil dieses Landes vertraut gemacht haben. Dabei ist es unvermeidlich, dass ich mich an den „Schutzengel“ und Förderer unseres gesamten Aufenthalts erinnere – an die Alexander von Humboldt-Stiftung. Wie Deutschland in den Bereichen, die ich in diesem Aufsatz kurz erwähnt habe, weltweit als Vorbild fungiert, so nimmt auch die Alexander von Humboldt-Stiftung in der Wissenschaftsförderung rund um den Globus eine Führungsposition ein.

Wie sonst hätte ich mich unbelastet durch alltägliche Sorgen voll und ganz meiner wissenschaftlichen Tätigkeiten und meinem Forschungsprojekt widmen können?! Schließlich ist es unmöglich unter Druck zu arbeiten, denn das Forschen ist eine kreative Tätigkeit, vergleichbar einer Dichtung, in der man nicht unter Zwang und ohne echte innere Leidenschaft erfolgreich sein kann. Den Grundstein für ein erfolgreiches wissenschaftliches Forschen hat die Alexander von Humboldt-Stiftung gelegt, denn sie weiß, wie wichtig ausgezeichnete Arbeitsbedingungen für Forscher sind und setzt sich aktiv dafür ein.

Daher möchte ich mich an dieser Stelle bei der Alexander von Humboldt-Stiftung, besonders bei Steffen Mehlich, Astrid Grunack, Rebecca Schmitz-Justen und Monika Lieb sowie bei meinem wissenschaftlichen Gastgeber Prof. Dr. Peter Meusburger herzlich bedanken.

Ich träume von einer Zeit, in der auch die Russische Föderation eine ähnliche Stiftung gründet, die mit derselben Gastfreundlichkeit, demselben Mut und Vertrauen Spitzennachwuchsforscher aus aller Welt und insbesondere aus Deutschland in Russland auf das herzlichste Willkommen heißt.

Marina A. Burmistrova

Studying Corporate Governance in Germany

Background: Master's degree in Economics, the Higher School of Economics, Moscow (2000)
Master's degree in Law, the Russian Academy of Foreign Trade, Moscow (2004)

Project: Study and Recommendations of Modification of State Regulation in the Sphere of Corporate Governance and Disclosure of Information

Currently: Applying for LLM program with specialization in corporate governance and securities

Studying Corporate Governance in Germany

Marina A. Burmistrova

Why Germany?

I was often asked by my colleagues and friends why I decided to change my life and my career in Moscow and move for one year to Germany to pursue my academic research. My previous Russian experience was very hands-on, although I was very interested in a research career. Before my German program I was working for the Russian Ministry of Economic Development and Trade and was involved in the process of drafting our corporate legislation and improving corporate governance. Although most people in Russia have heard the term “corporate governance” in connection with the infamous cases of bankruptcies of large Western companies (Parmalat, WorldCom), recently this topic has become of practical significance in Russia as well. The implementation of Putin’s economic reforms and the end of the privatization era, which marked a fundamental shift in the Russian corporate sector from redistribution of wealth to wealth enhancement and creation, have caused both the state and business community in our country to consider reevaluating the role of corporate governance in government economic policy and its impact on shareholders’ equity.

The outlined positive tendencies in the development of the Russian corporate sector and stock market made questions of the development of corporate governance extremely relevant. The government became an initiator of reform in corporate governance with the active support of foreign investors. It was connected in many respects to the fact, that the notion itself and the rules of “correct corporate behavior“ were absolutely new for our companies, so they could not be fully adopted in the initial stage.

However, the development of the Russian model of corporate governance “from the top” had not only positive effects (popularization of the idea of “good corporate behaviour,” adoption of the corporate behaviour Code in 2001), but also negative ones. First of all, it was bound up with the motivation of state agencies, which aimed to create a transparent system of open information on Russian companies, to create a control system for violations on the stock market, and to preserve and enlarge their power. Such aspirations of the state agencies to control the market led to the appearance of substantial transaction costs for companies.

As a civil servant involved in this interesting and important work I could not be indifferent to what was happening with corporate legislation and corporate governance abroad. I was involved in drafting projects of fundamental laws - “On Joint-stock Companies,” “On Limited Companies,” “On the Stock Market” and many others, establishing the rules regulating economic and legal relationships between corporate sector participants. While doing this job, my department in the Ministry was in close contact with the best Russian corporate specialists and foreign experts. Especially useful and remarkable was our work on the project on the Russian Code of Corporate Governance with the OECD experts and joint seminars with foreign law firms on German corporate law. But the more I worked in this field, the more I felt how insufficient my personal knowledge of the foreign practice of corporate governance was. If I were to guide the Russian government decisions with regard to the development of national corporate governance policies, what I needed was a comprehensive and complete understanding of the advice given by the foreign experts and the technical and policy rationales behind it. Back then I knew that corporate governance is a very well-studied field

that attracted the best research talent in law and economics in many Western countries, including Germany. However, I felt that Germany would be the best source of knowledge for me on that specific matter.

Why Germany? The German corporate sector is characterised by a number of “closed” non-public companies. Germany is a classic example of the “continental” or “finance based” model of corporate governance, in comparison with the American “market based” system. The actual structure of the German corporate sector is conditioned by the mentality of German proprietors: over the course of centuries, companies are managed by a small number of persons, and as a rule, they are members of one family.

So, the relatively closed model of economy dominated for many years in Germany. Those suppositions, which at the beginning of the 90s created the conditions for the stock market development as well as the arrangements for legislation development in the field of corporate governance standards and which were recognized by German authorities, were also of considerable interest to me.

In carrying out this project I relied on assistance from my German colleagues at the Research Center for East European Studies and from IWIM of the University of Bremen. I was also frequently in contact with the School for Law and Finance in Frankfurt am Main, as its administration kindly agreed to assist me in finding an unpaid internship position with one of the top law firms and investment banks specializing in corporate governance in Germany and internationally. This practical work experience was simply indispensable.

My Project Activity During the Year in Germany

According to my original project proposal, there were three main stages of my project:

- analysis of Russian corporate legislation to formulate the main issues in the sphere of corporate governance and law enforcement
- empirical research of corporate governance in German companies
- contemporary analysis of Russian and German corporate legislation and governance to formulate the main issues in both countries with a view to developing recommendations on how to improve corporate governance practices and to attract investment in Russian companies.

The chosen methods of research were an in-depth analysis of German legislation using the resources of scientific centers, the internship with a German company, and participation in scholarly seminars on corporate governance.

While applying for the Humboldt Foundation scholarship I got in contact with some research institutions in Germany that agreed to provide academic guidance. Primarily, these were the Institute for World Economics and International Studies of Bremen University (Prof. Axel Sell) and the Research Center for Eastern European Studies (Prof. Hans Henning Schroeder). These are well known and highly respected institutions, known for their active ongoing research of Russian economic and political developments and exchange programs with Russian research institutions and universities. Prof. Sell had kindly agreed to be my academic advisor for the research project in Bremen and made all the necessary arrangements—including allocation of an office on the premises of the University—which were instrumental to the successful completion of the project.

I spent the first weeks of my research program in Bremen, where I did my first study of German corporate governance and met with Prof. Sell, who was very friendly and completely open to any questions on corporate governance. The preliminary findings of the first stage of research of corporate governance in Russia and Germany were presented at a research colloquium in Bremen on November 15, 2004. The presentation included the classification of German and Russian models of corporate governance, and underlined the main features of the Russian model and the specifics of the Russian corporate sector. Also in the presentation, I outlined the key thesis of my future research work, stating that the model of corporate governance (CG) in Russia is different from the two main international systems of CG - the Anglo-Saxon and the Continental model, which prevails in Germany. The Russian model is closer to the "Transitional" model, which can be characterized by the dominant role of the state in corporate affairs. I also stated a hypothesis that it is the prevailing structure of corporate financing that typically drives the development of CG in all three examined countries.

Dr. Axel Sell, the academic advisor of the project, kindly provided his comments on the presentation during the seminar. He noted that the presentation reflects the main features of corporate governance in the Russian Federation. To develop the project further, he recommended including in its scope a short review of the Japanese and the U.S. corporate sectors and supplementing my own analysis of investors' influence with a review of the influence exercised on national corporate governance systems by different groups of key stakeholders such as employees, management, and the rating agencies – the parties who determine the specific CG in all the countries. It was also agreed, that after a detailed analysis of the practice of CG and after studying the German legislation, I would prepare the article for the scientific journal of the IWIM research center near the Bremen University. I was pleased to receive a lot of questions from the audience on this topic, which was a good sign that the topic was of real interest to the German research colleagues too.

With this positive and more precise understanding of how the project needed to be improved in the future I moved to Frankfurt in order to realize the practical part of my research and to make possible my preliminary plans for an internship in a German institution. The Institute for Law and Finance near Frankfurt Goethe University had kindly agreed to help me in my studies and provided access to their resources on legislation in English. In Frankfurt I also had the opportunity to use the legal databases of the German Bundesbank and legal companies. I also expanded my research contacts and got in touch with the leading specialists in the field of corporate law teaching at the Frankfurt University School of Law and was able to visit guest lectures by leading American and British experts in this field. I found this cooperation with the School to be very fruitful and am really grateful to its management for their assistance in my research.

According to the research plan, I had to complete an internship in a Germany company in order to learn the practical problems of corporate governance. My experience in the Russian Ministry of Economic Development and Trade attracted the attention of one of the largest German banks, which actively invests in Russia, the Dresden bank. I completed my internship in their Legal Department (from February 2005 to April 2005). During my internship I met with some other departments involved in investment activity in Russia and discussed the most pertinent issues in the sphere of CG that have a large impact on the business of German banks operating in Russia. As I discovered, these issues are mainly related to inadequate legislation, which significantly limits investors' interest and the range of investment options available to them in the case of Russian companies. For example, Russian companies offer only limited

possibilities for collateralized lending, and numerous restrictions on capital flows in and out of Russia greatly reduce investors' appetite for Russian assets. During the internship I prepared several analytical papers on Russian reorganization legislation, corporate governance in the European financial sector, and Europe and securitization. The internship enabled me to widen my knowledge of the key issues concerning foreign investors in Russia. I also learned a great deal about the operation of the German stock market and the main drivers behind it.

Along with my practical learning experience, I continued my theoretical research. During the fall and winter I participated in several scientific events organized by leading German and European institutions in the sphere of corporate governance: a seminar on capital maintenance, information disclosure under German and European legislation, the cycle of seminars on corporate law, as well as a seminar on mergers and acquisitions (please see the materials attached). I also studied research materials received from the Bremen Center for Eastern European Studies and Prof. Schroeder, who also helped me so much in the beginning of my work in Bremen.

As a result of my work I prepared a research paper on Contemporary Corporate Governance for publication in a leading academic journal published by the University of Bremen. To develop a complete picture of corporate governance practices in Germany, I also studied how the new European Directives were integrated in the German national legislation and especially how court practices have changed since that time.

The Project Results

The main findings of my project were presented in the final project research paper, which reviewed the latest trends in corporate governance and legislation in Russia and provided a general overview and comparison of the German, Russian and the U.S. corporate governance systems. First, by focusing on the American and German models, the paper tries to establish the ideal analytical model of corporate governance against which one can then compare the existing body of corporate legislation in Russia. In developing this comparative analysis, I explicitly account for some key historic drivers of corporate growth that strongly influenced the development of national corporate governance systems. I demonstrate that the prevailing way of corporate financing, its historical background, and the convergence of national legislation due to economic globalization are among the key factors to consider. In the case of Russia, the historical development of Russian corporations was defined by the highly concentrated Soviet structure of ownership, which despite the government's attempts to impose a U.S.-style form of people's ownership through voucher privatization, has prospered and survived. As a result, after more than 15 years of market reforms, Russian corporate ownership today is approaching a level of concentration similar to that prior to the beginning of transition, albeit now in the hands of powerful industrial conglomerates rather than state agencies.

I also show that behind the signs of economic growth triggered by the positive macroeconomic fundamentals and sky-high government oil revenues, one can also discern persistent signs of economic weaknesses in the Russian financial sector. The banking sector and the national stock market remain by and large underdeveloped and overregulated. Both are highly volatile, mainly due to their large dependence on international capital flows and excessive government regulation. The Russian model of corporate finance is neither "debt-based" nor "equity finance based," as the government budget and retained earnings still remain the key sources of corporate financing. The government's role as a key financier of

corporate development only adds to the increasing influence of the government on private business. The brunt of government regulation however is borne by the largest Russian companies. Smaller corporations, most of which are tightly held, closed private companies, are left out of the government regulatory net.

Similar to the German corporate law, the Russian corporate legislation has chosen the “ex ante” way of regulation, aimed at preventing potential violations of shareholders’ rights. This highly rigid approach was chosen in the early 1990s as a response to the rising tide of violations of fundamental principles of corporate governance, which at that time could not be dealt with by the undeveloped system of commercial courts.

I also concluded that the best system of corporate legislation Russia can have is one that relies on best corporate practices and provides enough legislative flexibility to cater to the real legislative concerns of various categories of companies. The current Russian legislation gravely suffers from a lack of flexibility, which is the result of the government’s “top-down” approach to regulating the corporate relations by imperative legislative norms. In the absence of a major regulatory reform or changes in the prevailing mode of corporate financing, corporate governance, although in its current highly prescriptive form, is likely to remain the topic of concern for only a few large listed companies.

Before Leaving Germany...

Concluding my reflections about the time spent in Germany, I would like to extend my sincere thanks to the Humboldt Foundation and all its staff in charge of managing the German Chancellor Scholarship Program. I really appreciate their assistance that enabled me to make my research work in Germany a success, which would not have been possible without their flexibility and thorough understanding of the project needs. I also would like to thank the Foundation for the perfect organization of our stay in Bonn, where I started to learn German, and the subsequent tour to Berlin. Also, I would like to extend my sincere thanks to the Foundation for the March tour around Germany and our visit to Brussels and, of course, the summer events – the final seminar in Berlin and the meeting with the German Chancellor, all of which were truly unforgettable events.

One of the brightest impressions I’ve ever had in my life was a world-wide meeting of the Humboldt Foundation scholars. Only after having met all these people of different professions, scientific interests, countries, and nationalities have I truly realized the scope and significance of the work sponsored by the Foundation globally. All this made me feel proud to be a part of this global Humboldt Foundation fellowship to which I now also belong. The tradition of these meetings should live on and I am certainly happy to be of service to the Foundation in the future to make this happen.

Dr. Gayle Sena Christensen

**PISA for Beginners –
Trying to Make Sense of the Situation of
Immigrant Students in Germany**

Background: B.A. in History, Whitman College (1998)
M.A. in International Relations, The Fletcher School of Law and
Diplomacy, Tufts University (2002)
M.A. in International Educational Administration and Policy
Analysis, Stanford University (2002)
Ph.D. in Education, Stanford University (2004)

Project: Understanding Immigrant Student Learning in Germany

Currently: Research Associate, Education Policy Center, Urban Institute

PISA for Beginners – Trying to Make Sense of the Situation of Immigrant Students in Germany

Dr. Gayle Sena Christensen

I came to Berlin as a German Chancellor Scholar to try to gain a better understanding of the situation of immigrant students in Germany. Living in Kreuzberg, I was confronted daily with the multicultural dynamism that is now a part of many German cities. Yet it is clear that Germany is failing to draw on all of the human and social capital in the country: there are sizeable gaps in educational achievement and attainment between immigrant and minority students and their ethnically German counterparts. Many immigrant students in Germany lack basic literacy and numeracy skills.¹ I was taken aback that the situation of immigrant children in German schools is not much different than the one described by an American Fulbright Scholar, Ray Rist, when he spent a year in Germany almost thirty years ago.² Upon reflection, perhaps this is not as surprising as I first thought, as it is only recently that Germany has had little choice but to see itself as a country of immigration. This somewhat newfound realization of the reality of immigration in Germany combined with a heightened awareness of educational shortcomings made for a very interesting BUKA year—even as I continue to struggle to make sense of attitudes and perceptions related to schools serving a more diverse group of students.

In 2001 the so-called PISA shock erupted in Germany when the results of the Programme on International Student Assessment (PISA) were made public. Germany's reading scores placed it in the bottom half of the 32 countries participating. Furthermore, it became clear that there were large differences between students from lower and higher socioeconomic backgrounds. Even the American newspaper, *The Christian Science Monitor*, picked up on the results with an article titled, "Germany: Schools that Divide."³ PISA became part of the national consciousness in Germany, receiving substantial media attention, and even became part of pop culture. For example, McDonalds had billboards in the Berlin subways while I was in Berlin (three years after the initial PISA "shock") that incorporated the educational assessment with the words: *PISA for beginners. 11 products for 1€. The McDonald's basics.* It's hard for me to imagine an educational assessment gaining enough attention to appear in a big advertising campaign by a major company in the United States, even if the U.S. public ought to pay more attention to student outcomes and educational disparities.

An issue that became even more apparent during the PISA frenzy was that immigrant students performed especially poorly in reading and mathematics. During the period following the publication of the PISA results, some newspaper headlines suggested "Language Instruction for Foreign Children Inadequate."⁴ Other headlines seemed to suggest that immigrant children or parents might be at fault for Germany's poor performance—"Berlin Shocked Over the Language Deficit of School Beginners," "Körting Blames Foreign Parents," "Turkish Families Isolate Themselves Too Much," and "PISA: Only a Small Number of Foreigners in

¹ J. Baumert, et al., *PISA 2000: Basiskompetenzen von Schülerinnen und Schülern im internationalen Vergleich*, Opladen: Leske + Budrich, 2001.

² Ray Rist, *Guestworkers in Germany*, Praeger, 2001.

³ *Christian Science Monitor*, October 22, 2002.

⁴ *Berliner Morgenpost*, August 17, 2002.

Schools Lead to Markedly Lower Learning Levels.”⁵ While many terrific researchers and policy officials are working hard on providing more programs and services for these students, this tendency to blame does not seem particularly productive or likely to inspire immigrant communities to work with school leaders.

These excuses seemed particularly disturbing when a prominent figure began to talk about potential intelligence differences between German and Turkish children. Toward the end of my stay in Berlin, the *Berliner Zeitung* reported that Dieter Lenzen, the president of the Free University of Berlin, suggested in an interview that a study showed that Turkish immigrant children might have lower levels of intelligence than German children. Not surprisingly, this sparked some controversy and was quickly named the *Dumm Debatte* (or “Dumb Debate”) by the *Bild* newspaper. Turkish groups asked for an apology from Lenzen, while others suggested that Lenzen’s comments were racist.⁶ Of even greater concern, these comments were used by groups on the extreme right as evidence that a homogenous society is stronger than a heterogeneous one. Meanwhile, Lenzen argued that he was misinterpreted.

In some sense, this incident is not unlike Harvard President Larry Summers’ comments at a conference on diversifying the science and engineering workforce on why there are still a smaller number of women in top science posts. Summers also suggested that he was misinterpreted and that people and the press overreacted. While this may indeed be the case, the comments sparked debate about the situation of women in academe and renewed efforts at Harvard to consider the low numbers of women faculty, especially in the sciences. The now Chancellor of the University of Santa Cruz in California called Summers’ comments “a global teachable moment,” as individuals and organizations worldwide began to revisit the issue of equal representation of women and minorities in science and engineering.⁷

In contrast, it did not appear that the comments made by Lenzen led to a teachable moment, despite the obvious need for further efforts aimed at closing the large gaps in schooling outcomes between Turkish and German children. Rather the comments by the President of the Free University seem to have bypassed many generally well-informed people in Germany. For example, many of my colleagues in educational research had heard of the comments made by Larry Summers but knew little about Lenzen’s comments. The critique from the faculty at the Free University appeared almost non-existent (to an outside observer)--at least there was relatively limited press coverage of faculty outrage (unlike the searing remarks and calls for resignation Larry Summers experienced from some of the Harvard faculty). Furthermore, none of these articles addressed why it is inappropriate to draw any conclusions about an entire group’s intelligence based on an incomplete assessment using only a few ability measures.

Die Zeit did devote a page to the controversy—with an interview about the achievement of immigrants. The interview suggested that studies comparing the intelligence of German and Turkish children could be useful for setting more realistic goals for schools. The interview suggested that it would be an unrealistic goal for Turkish children to have similar mathematics achievement levels as their German peers or for a similar percentage of Turkish and German students to attend Gymnasium (the college preparatory secondary school in

⁵ *Berliner Morgenpost*, June 7, 2002; *Der Tagesspiegel*, March 12, 2003; *Der Tagesspiegel*, March 21, 2003; *Berliner Morgenpost*, March 4, 2003.

⁶ Jan-Martin Wiarda, „Eine Studie schlägt Wellen,“ *Die Zeit*, July 28, 2005, p. 69.

⁷ Denice Denton, “President Summers’ remarks offer global ‘teachable moment,“ *UC Santa Cruz Currents*, February 7-13, 2005.

Germany).⁸ Even if this is not what the study or the interview in *Die Zeit* intended (both suggest that this research may show that Turkish children need to receive more schooling support in all areas), this almost seems to be an excuse for why immigrant children lag so far behind German children rather than a clear call to improve schooling to better meet the needs of *all* students.

Instead of concentrating on how to improve research on immigrant student learning or how it might be possible to improve outcomes for immigrant students, the lesson from this controversy comes across as the need for more “realistic goals” or lower expectations for immigrant students. Research in the United States suggests that low expectations among schools and teachers leads to poorer outcomes. Furthermore, this research indicates that this is especially significant for minority students.⁹ In addition, psychological research indicates that stereotyping groups as low achieving also inhibits these students’ performance on educational assessments.¹⁰ In other words, the kinds of comments described above appear to be counterproductive to efforts aimed at lessening educational disparities between immigrant and non-immigrant students in Germany.

The other area where I struggled to understand perceptions about immigrant students in Germany is the notion that immigrants perform poorly because they have chosen to isolate themselves from the German community. As is often the case, the reality often seemed more complex than the headlines that seemed to blame immigrant parents and families (see above). It is true that immigrant families frequently live in the same neighborhoods—seeking out something familiar in their adopted home and having few alternatives to living in less expensive areas of a city. One might think that schools could be an opportunity for immigrant children to integrate into the German society, yet many immigrant families may have little choice but to send their children to schools that also have a high percentage of immigrants.

When children first enter school, separation by immigrant background may partially result from neighborhood schooling practices in primary schools. In secondary school, a much higher percentage of immigrant students are tracked into the less academically oriented secondary schools. PISA 2000 showed that 15% of immigrant students (where both parents were born outside of Germany) attended *Gymnasium* (the highest or college preparatory secondary school) and nearly 50% attended the *Hauptschule* (the lowest level secondary school). Again, a similar situation could be found in the 1970s.¹¹ Nearly the opposite phenomenon (with a much higher percentage in *Gymnasium* and a much lower percentage in *Hauptschule*) is found for non-immigrant German students. In turn, tracking of students into different schools may further isolate immigrant students. In this regard, immigrant families have only a limited degree of control (and often insufficient knowledge of how to best navigate an unfamiliar school system) over which secondary school their child attends and whether the school has a diverse group of students.

⁸ Thomas Kerstand and Jan-Martin Wiarda, „Der dumme Streit um die Intelligenz,“ *Die Zeit*, July 28, 2005.

⁹ R. F. Ferguson, “Teachers’ Perceptions and Expectations and the Black-White Test Score Gap.” In C. Jencks & M. Phillips (Eds.), *The Black-White Test Score Gap* (pp. 273-317). Washington, DC: Brookings Institution Press, 1998.

¹⁰ C. M. Steele, Spencer, S. J. Spencer, & J. Aronson, “Contending with group image: The psychology of stereotype and social identity threat.” In M.P. Zanna (Ed.), *Advances in experimental social psychology* (Vol. 34, pp. 379-440). San Diego, CA: Academic Press, 2002.

¹¹ J. Baumert & G. Schümer, (2002). Familiäre Lebensverhältnisse, Bildungsbeteiligung und Kompetenzerwerb im nationalen Vergleich. In J. Baumert, et al., (Eds.), *PISA 2000: Die Länder der Bundesrepublik Deutschland im Vergleich* (pp. 159-201). Opladen: Leske + Budrich, 2002.

Furthermore, the stratification by ethnicity is exacerbated, as non-immigrant German children and their parents may be discouraged from attending schools with large numbers of immigrant students. This may be to some extent a result of headlines and scholarly research that indicates that students have lower levels of performance in schools with high percentages of immigrant students.¹² Other school officials may also discourage non-immigrant parents from having their children attend these schools. An article in the German magazine, *Stern*, provides an illustration of this phenomenon. In an interview with a principal at a more vocationally oriented secondary school (a combined *Hauptschule* and *Realschule*) with a very high percentage of immigrant students, the principal gave a very frank answer when asked what he would do if German parents wanted to send their child to his school. He replied, “I say very clearly, that I do not want a single German child. Because the child will not be happy here, when he cannot understand what is said during the breaks.”¹³ This statement obviously makes a number of assumptions about both immigrant and non-immigrant students. It is also only a single example, but it does serve as another illustration of how isolation cannot simply be blamed alone on immigrant parents or children. Both the school structure and societal attitudes contribute to immigrant children often attending schools where there are very few non-immigrant students.

These two examples show that simple statements and somewhat sensationalist headlines mask the complexity of the issues and often do a disservice to progress in terms of helping all students succeed. Blaming particular groups does little to help immigrant or German children’s performance in school. Even though I continue to be troubled by some of the discussion (or lack thereof), I am heartened that there is growing recognition of achievement gaps in Germany and new efforts being made to address the needs of immigrant children. I also am aware that recognizing the problem does not always lead to systematic solutions.

In the United States, people have recognized the gaps in achievement between minority and white students for decades, yet these gaps still remain seemingly intractable. In the United States, the political climate often means that there are continuous swings from one reform to another without making systematic progress on mitigating inequities in education. Germany may have a chance to develop a more comprehensive strategy by building on the momentum generated by the PISA results and working toward finding and implementing research-based approaches to improve educational outcomes for all students. This is always difficult as education is one of the most politically contested of any area of public policy.¹⁴ Education in the federal German system is hardly different, with some decisions requiring the unanimous support of all the German *Länder*.

What made my work at the Max Planck Institute most exciting was having the opportunity to witness and work on what I hope will be valuable contributions to the first stages of progress in better meeting the needs of immigrant students. The summer prior to my year in Berlin, my

¹² See headline noted above and P. Stanat, Schulleistungen von Jugendlichen mit Migrationshintergrund: Die Rolle der Zusammensetzung der Schülerschaft, in J. Baumert, P. Stanat & R. Watermann (Eds.), *Herkunftsbedingte Disparitäten im Bildungswesen: Differenzielle Bildungsprozesse und Probleme der Verteilungsgerechtigkeit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, forthcoming.

¹³ „Ich sage ganz klar, dass ich keine einzelnen deutsche Kinder haben will. Denn das Kind wird hier nicht gluecklich, wenn es nicht versteht, was in den Pausen geredet wird,“ Bernd Boettig, Direktor der Eberhard-Klein-Haupt- und Realschule in Berlin in „Fremdsprache Deutsch,“ *Stern*, 29, July 14, 2005, p.114.

¹⁴ K. Mundy, „Unesco and the Limits of the Possible. *International Journal of Education Development*, 19, Issue 1, pp. 27-52.

colleagues, in conjunction with the Jacobs Foundation and the *Freie Hansestadt Bremen*, conducted a first-ever German language summer camp for third grade students from immigrant and socially disadvantaged families. Not only was the camp itself a huge success (the organizers were unsure if they would have strong participation, as summer programs are unusual in Germany), but using a randomized controlled experiment, the researchers found that students who experienced systematic German instruction had larger improvements in reading the following school year than those who only took part in the less structured German activities, which occurred during theater activities.¹⁵ This is a promising example of how research could be used to inform programs aimed at improving German skills of immigrant students. It was wonderful to see the interest and excitement this program generated when my colleagues presented the results to other educational researchers and policymakers.

Not only did I get to observe the valuable research taking place at the Max Planck Institute, but I also collaborated with colleagues on efforts that I hope will be useful in shaping the policy discussion in Germany and beyond. One of the most exciting projects I worked on during the year was done in collaboration with my colleague at the Max Planck Institute, Petra Stanat. We conducted a survey of language policies for language minority and immigrant students in 18 receiving countries. The survey was a success and we received feedback from many immigrant-receiving countries. We are in the process of developing this into a form that can be disseminated to researchers and policymakers. It is my hope that this work will serve as a reference for Germany (and other immigrant receiving countries) on potential policy and program options for meeting the needs of language minority students.

The year as a German Chancellor Scholar was an outstanding experience and a wonderful opportunity to meet a remarkable group of people and collaborate with exceptional German scholars; I cannot thank the Humboldt Foundation enough for their generosity. As this year comes to a close, it is my wish that the conversation in the popular media will move away from blame and toward practical approaches for better serving *all* students in German schools. As I continue to work on issues of immigrant student learning, it is my hope that looking back in 30 years, I can write about the enormous progress that has been made by students of all backgrounds in Germany.

¹⁵ P. Stanat, J. Baumert, & A. Müller, „Förderung von deutschen Sprachkompetenzen bei Kindern aus zugewanderten und sozial benachteiligten Familien: Erste Ergebnisse des Jacobs-Sommercamp Projekts,“ from the Max-Planck-Institut für Bildungsforschung Forschungsbereich Erziehungswissenschaft und Bildungssysteme, <http://www.mpib-berlin.mpg.de/de/forschung/eub/projekte/Projektbeschreibung.pdf>, 2005.

Maria Clewes Garrett

**A Heart Wide Open -
Marriage to Germans as a Migration Strategy for Thai Women**

Background: B.A. in Anthropology and B.A. in Cognitive Science, Wellesley College (1998)
M.A. in Anthropology, the University of Chicago

Project: Imported Intimacies: Marriage Migration of Thai Women to Germany

Currently: Doctoral Candidate, Department of Anthropology, University of Chicago

A Heart Wide Open – Marriage to Germans as a Migration Strategy for Thai Women

Maria Clewes Garrett

Introduction

Being poor, I had to leave home. Hauling my virginity along, I had to stagger away from the paddy field, I had to say goodbye to my old mattress and pillow...

- Jintara Punlap

As these plaintive lyrics rise into the metallic light of an April afternoon in Hamburg, the school gymnasium fills with the raucous beginnings of the Thai New Year's celebration. Sitting quietly in the press of bodies and hurried greetings, Sangdeuan fingers the fliers on the table, her voice rising above the rolling syncopation to speak of homesickness, the granddaughter she left in Bangkok when she married a German policeman, her muted expectations of an easier life overseas. The fliers in her hand advertise inexpensive flights to Thailand, jewellery and formal Thai wedding attire. As she lays them down, rising to the opening strains of the Thai national anthem, Sangdeuan is unable to stop her tears. As the lyrics and fliers suggest, Sangdeuan's trajectory from Thailand to Germany, her marriage, her family separation, her hopes and disappointments are not isolated concerns. They constitute a pervasive narrative within the female Thai community in Germany. This is a community constituted largely by erotics of potentiality and by desire: for travel, economic security, and for the novel subjectivities for which transnational relocations and overseas marriages appear to allow.

During the course of my year in Germany, I investigated marriage as a strategy of migration. I examined the role of German immigration policies that privilege nuclear family unification and freedom of choice in a marriage partner in determining how an intensely personal 'love' has become a justifiable means of entering foreign nation states. In light of these priorities, the research addressed how kinship roles come to reproduce state subjects and national citizens. I analysed the ways marriage migration blurs the stiff boundaries between legal and illegal migration, and disrupts contemporary definitions of women's productivity in gendered, transnational flows of affect and labour. In so doing, I attempted to study these feminized circuits of entry as commensurate with programs and constraints such as government debts, German cuts in federal expenditures, increases in tourism and export/import relations between Thailand and Germany, and the discursive marking of Thai women themselves as export items. Through attention to the convergence of emotion and toil in European marriage migration, my research attempted to unify analysis of the global commodification of women's traditional labour and the commercialization of something harder to quantify, something that resembles love. Arriving in Germany, I hypothesized that love and intimacy, and the ways they are performed, articulated, embodied, dismissed, and protected are crucial idioms through which marriage migrants are able to make legal claims on foreign states, citizenship, labour markets and social security systems. Here, I have tried to depict moments of my research that highlighted these themes over the course of fifteen months. What follows is an attempt to account for a year like no other in my life, an attempt to order the interlacing threads of inquiry that composed my research and to recount the friendships that made Germany home to me.

Fall

Public: State and Non-State Personnel

The autumn of 2004 was a period of transition defined by a series of new beginnings: the first steps of my research, and my initial attempts to build a life in Hamburg. In order to generate an overview and historical sense of Thai migration to Germany, I turned first to interviews with employees of migrant aid organizations, attorneys working with victims of human trafficking and state officials responsible for conducting marriage ceremonies in Hamburg. I also developed a demographic survey to be administered to Thai women attending German classes at the aid organization where I worked and began teaching an English course for migrant women.

This period of research was dominated by two key observations. On the one hand, interviews with both state and non-state officials highlighted the discretionary power of statutory representatives in applying marriage and immigration law. In my discussions with counselors advising bi-national couples and with attorneys for migrants, interviewees repeatedly emphasized the ways in which the state sets parameters for what it expects and tolerates in a marriage relationship, defines categories of acceptable marriage partners, and sets controls on citizens' rights under European law to marry non-nationals. Forms of state interference included delays and refusals in granting entrance and temporary residence visas to the foreign spouse, delays and refusals in granting permission to marry, and restrictions on the spouse's rights to reside and work in Germany. Alongside my interviews with marriage officers, I attended workshops on teaching the new state-mandated integration courses, which were to go into effect January 1st, 2005. In conjunction with media depictions of migrants and migration, statutory publications and workshops on the purpose of the state integration course suggested to me what the state found lacking in migrant understandings about the rights and duties of citizenship in a liberal democracy, family forms appropriate to such a state, and the composition of 'deserving citizens' in Germany.

By fostering certain views about foreigners, the state, through its authority, contributes to and legitimizes negative discourses about them. These discourses may find their way into how civil servants apply their powers of discretion when considering applications regarding marrying a foreigner. Interviews with Thai women suggested this occurs with some frequency. At stake in this deliberatory power is the ability to control access to citizenship with its attendant rights and duties, and to shape the structure and responsibilities of the family through which citizens in Germany's liberal democracy are reproduced. All of these issues entail an uneasy national self-definition, inflected by the nationalisms of Germany's history.

Research on the perspectives of state officials caused me to ask „who is the State?“, for while the Hamburg *Innensenator* Udo Nagel railed against *Scheinehe*, and pressed for legislation aimed at curtailing it, state marriage officials reported to me that they chafed against requirements to report all couples whose marriage smacked of convenience. As one reported „Our job is to bring couples together in matrimony, not to sever them.“ Other officials, particularly those at the *Ausländerbehörde*, viewed interviewing engaged applicants as a fraction of a larger job. While visa applicants were often shamed to tears by personal questions such as „Where did you meet?“, „What color is his toothbrush?“, „Where does he keep his slippers?“ and „When was the last time you had intercourse?“, many officials reported that they simply viewed this kind of interview as a relatively unpleasant part of their job (as reported in an interview at the iaf e.V.).

Private

Early attempts to grapple with the overarching questions of my research were accompanied by fledgling attempts to construct a life for myself in a new city. With my halting German, everything from disposing of garbage (don't take glass to the corner recycling bin during afternoon quiet hours) to the temporalities of the grocery store (all groceries must be packed before the cashier begins ringing in the person behind you or you will be subject to scowling or worse) became adventures. Despite the initial alienation and loneliness, I found the process of crafting a life for myself in Germany liberating in the extreme. Faced with days in which even asking for coffee or a bus ticket was a challenge, I ceased worrying about being good at things and just focused on getting through them. If I asked for *milch kaffee* and got espresso, I drank it. If I took the wrong train and ended up on the wrong side of the city (again), I laughed and tried to ask for directions. The first time I went to the grocery store, I didn't realize plastic shopping bags are not dispensed free at checkout and I didn't know how to ask for one so I gathered my jars, milk, yogurt, Milchschnitte and radishes and stumbled back to the hotel, the jam, milk and yogurt sliding and slipping periodically from my numb arms. What difference would it make, I decided, to try new things when everything was new anyway. I couldn't possibly feel any more incompetent!

With trepidation I signed up for a Shotokan karate class and to fulfill my life long dream of starting horseback lessons. Early attempts were not uniformly successful. In fact at my first riding lesson, my legs bled. When I got off the horse, my teacher just shook his and said „It needs work.” I was hurt and embarrassed. But a year later, he held my horse while I slid to the ground, and he looked at me grinning slightly, my oversized helmet and rubber boots warm in the August sun. „What?“ I asked him. Nothing. But he sent me an SMS as I got on the bus. It just said, „I will miss you when you go. It has been a pleasure to teach you.“ It was the only overtly kind thing he said all year and I sat on the bus and beamed. It meant a lot to me. Both my sensei and my riding teacher worked within my language limitations, slowly teaching me through sign language and repetition how to strengthen my body, quiet my heart, and above all, to balance. The classes lent a rhythm to my weeks: Tuesday and Friday nights training in the dojo, sharing home baked treats and beer afterwards, the other students kind and curious about my work in Germany. With horseback riding, my Sundays were transformed from oases of loneliness in an otherwise busy week into my favorite day, a time to sleep late, then take the bus out of the city, to walk the last quarter mile to the stable, through air smelling of dairy farms and blackberry bushes, to the horses and a teacher who welcomed me – however grumpily - every Sunday afternoon.

Winter

Public: Husbands and Boyfriends

Wolfgang P. rubs his hands together and twists his slightly swollen, arthritic fingers around themselves on the table cloth between us. His eyes look vaguely sad and he looks a little out of place as he sits quietly beside his new Thai fiancée. As she jokes loudly with Thai friends, Wolfgang explains how he and Wipaa came together. He tells me of his first wife, dead almost 40 years, and of his second who passed away after 37 years of marriage. After she died, he told me, he was inconsolable. Surrounded by the artifacts out of which they had built a life, he was terrified envisioning his final years alone. Who would agree to marry such an old man? He speaks with pride of the house he shared with his former wife on the outskirts of the city, of the wooden schooner they built together, the trips they made on the Elbe between Hamburg and Cuxhaven. He describes the ship in detail, the care required of a wooden hull, the soft slap of the prow against the current. With his wife's death all this fell away. Unable to

bear the constant reminders of his former life, Wolfgang sold the house, and with regret, the ship. He relinquished his belongings and moved into a small apartment in the center of Hamburg. A friend of his had recently married a Thai woman in her forties and reported he was very happy with his decision. Wolfgang found the idea intriguing. He had spent several years of his youth as a merchant seaman in Southeast Asia and recalled his time there with fondness. Wolfgang located Wipaa through an ad she placed in the *Hamburger Abendblatt*. He invited her to his home for a meeting and she agreed. Their wedding was a quiet affair on a rainy winter day at a Standesamt in central Hamburg. A couple of Thai friends, the sister of the bride (also married to a German), and Wolfgang's grown married daughter celebrated alongside the couple. Wolfgang and Wipaa took their place across the table from the officiant, but at the last moment the official refused to continue if a new translator could not be found. He asserted, with some embarrassment, that he could not legally continue unless he felt convinced that Wipaa understood the exact nature of the vows she was taking. In the end, a friend of the bride translated the vows and the ceremony was concluded without further difficulty.

The union of a German man and a foreign bride is a scenario beset with stereotypes; stereotypes of 'mail order brides,' undesirable and marginalized men, and utilitarian, even abusive, marriages. Yet throughout this research, I found it hard to make general statements about the men who engage in bi-national marriages with Thai women. What follows below is a brief attempt to highlight some of the similarities that stood out. Broadly speaking, I observed that many, like Wolfgang above, confessed to an asphyxiating loneliness. Husbands and boyfriends of Thai women repeatedly mentioned to me that they found solace in their relationships with Thai women whom they viewed as gentle and soft, and more committed to the marital relationship than German women. There are no statistics on the divorce rate of Thai-German marriages, so this belief is hard to confirm. It is certainly true that most of the Thai women I spoke with had been through at least one divorce in either Thailand or Germany. This affinity for Thai women was often accompanied by a rejection of German women, whom several men described as selfish, aggressive and too influenced by feminism. This perspective was frequently accompanied by a discussion of migration in Germany in which migrants were overtly ranked as to various degrees of desirability. Several men expressed anger and frustration at a German state they viewed as unwilling to speed the processing of visas and marriage licenses or to acknowledge that their Thai brides stood in a migration category that men broadly distinguished from Muslim and/or African migrants.

In many situations, husbands and boyfriends reveled in a role in which they understood themselves to be a Prince Charming, assisting a beautiful but impoverished bride to find her way in the world. The parallel of this self understanding however, was resentment and anger when women failed to display sufficient gratitude, found alternative outlets of emotional support or took steps to support themselves independently. The financial situation of German husbands and boyfriends with whom I spoke varied as greatly as their ages. Few were impoverished, but many relied at least in part on state supplemented incomes. I encountered some men who were unemployed and pressured women to work in the sex industry as a means of supporting them. On the other hand, I met men earning considerable incomes as attorneys and high ranking government employees. Some men were able and willing to send monthly remittances to the natal families of Thai women or to children left behind. In other marriages the question of family support was a definitive source of strife and marital conflict. Where family support was a source of contention, the marriage was often rife with misunderstandings as to what constituted a responsible spouse and the parameters of the family unit.

I found that while many women were unsentimental about the reasons for their marriage, men almost always viewed the marriage as a love match. Men often relied on a narrative of ‚love at first sight’ to explain the speed of the union, whereas women were more willing to acknowledge the tight time restrictions on marriage visas. Overall the men were loath to link immigration and political economic concerns with, or to concede that, love might not be the single or most crucial element of a marriage. To do so would be to disturb the common western assumption of a split between public and private spheres. To concede to a marriage that privileged migration or economic concerns would be to concede to a marriage evocative of the kind reviled in the German press and often publically associated with (particularly Turkish) immigrants: *Zweckehe* (a marriage of convenience). For many of the men with whom I spoke, coloring the definition of their marriages with financial concerns would mean participation in a form of marriage broadly understood as the direct opposite of the love marriages appropriate to a liberal democracy. During 2004-2005 marriage was a volatile subject in the Hamburg media, one evoked to distinguish the threatening, undemocratic and potentially un-integratable practices of particular immigrant communities. Forms of marriage stood as key signifiers in debates about who constituted ‚self’ and ‚other’ in contemporary Germany.

Private

My memories of winter in Hamburg are dominated by the scents and flavors of a German Christmas, and the grey of an almost constantly overcast sky. I spent many evenings walking through the Christmas market by the Hamburg Rathaus, its gingerbread facade illuminated in the crystalline December night. I remember cinnamon scented cider, pale vats of *Eierlikör* and spiced *Glühwein* steaming in the frigid air, racks of *Wurst* cooking on outdoor grills, and stalls full of small wooden angels and animals. I stuffed myself on hazelnut cookies and *Stollen* filled with marzipan. On Sunday evenings I visited my friend Anne as she lit thick advent candles nestled in pine needle wreathes. We drank warm milk with a shot of Amaretto together and watched the snow and hail outside.

Despite the cookies, I found the steely winter sky in Hamburg oppressive. I was used to the cold, but the unremitting grey was new for me. I found it hard to wake up, and strangely, even harder to fall asleep. In my insomnia I knit through the night, the balls of angora, chenille, and alpaca spread out around me on the floor, assuaging a hunger for color. It was during the cold and almost impossibly long Hamburg nights that a new German friend introduced me to the sauna from which I was thereafter inseparable. For around 10 Euros I discovered that I could go after work and spend a considerable portion of the evening in a warren of steam rooms scented with birch, pine, chamomile, mint and orange. When the heat became too extreme, I dove into the cold pool and waterfall outside, and watched the night sky from underneath a stand of bamboo and a wizened wisteria vine. It was fun to watch the steam rise out of the water into the winter nights and not to feel the chill at all.

Yet it was the night I spent in a Berlin Alsatian restaurant alongside Libby, Gayle and some of their friends that stands as my favorite winter memory. We sat in a circle around a table covered in pink charcuterie and pale globes of cheese and I laughed and laughed until I cried and felt at home in Germany for the first time.

Spring

Public: Streetwork, Counseling in Brothels

Field notes- On a warm May day, I accompany my supervisor Pat (who runs all programs for Thai migrants at Amnesty for Women, out of which I was based), and Joanna (a German nurse) for a day of onsite counseling and outreach for Thai sex workers employed in Hamburg. The lilacs are blooming and the cherry trees rain their petals over the city streets like pink snow. As we begin the drive, Joanna shows me her safe sex workshop presentation cards. They show images of shaking hands, ejaculation, oral and anal sex, vaginal sex, breast feeding, tattoos, breast exams, kissing, herpes and syphilis infections, blood transfusions, injections, razors, contraceptives, smoking, masturbating, sharing toilets, and a glass of water. She tells me that these cards are useful in getting women involved in discussions of safe sex in cases where the women may not speak German very well. Further visual aids include contraceptive devices and syringes. I carry a bag that contains information about the Thai visa extension assistance day at the Thai consulate, condoms, and information packets about STD transmission, STD and AIDS health provisions for migrants in Hamburg, information about the rights of migrants in Germany, language classes, pregnancy, marriage, and divorce. Sex and massage work provide some of the only, and certainly the best paid, regular employment available to uneducated, Thai, female migrants in Hamburg. Almost all of the women are married to Germans, and though not all of the husbands know that their wives are employed in the sex industry, many are aware of their wife's employment.

Our fifth stop of the day is a yellow house located near the airport. The brothel proprietor welcomes us inside and offers us lunch. She ushers us into a sitting area that leads into a bedroom and gives us all a glass of Pepsi. I sit against a baby grand piano covered with pre-prepared Thai food standing ready for the women who are working that afternoon. Thoo, the mamasan, opens the windows into the garden and the shrieking of the airplanes as they land drowns out our attempts at conversation almost every twenty minutes. Thoo says that it is hard to get Thai women to work in brothels these days as they are increasingly shifting to work in massage parlors. Though she has space for six women, she has only three working for her now. She had 18 clients last Friday, but says business is really only good on the weekend. She takes a 50/50 commission, though she charges no rent and feeds the women while they are working. As the women arrive we run a sexual health and safety workshop with them. This street work session, like the others I perform alongside my mentor, indicates that there are three predominant forms of sex work performed by Thai women in Hamburg: work in apartment brothels, brothels, or massage parlors.

Apartment brothels are independent businesses located in residential buildings. Generally there are two or three women working in an apartment. The *Hauptmieter* generally works alongside women or transsexuals who remain in the brothel for a period of several months. Subtenants generally pay a daily rental fee for a room that averages about one hundred Euros a day. The advantage to working in an apartment is that sex workers are free to design their own schedule just as long as they manage to cover their rent. They are not obligated to work under a schedule dictated by their landlord. It is not easy to establish an apartment brothel as start-up costs are about 10,000 Euros, an amount that most sex workers are not able to accumulate, either due to sending remittances home or gambling. Many migrant sex workers do not keep earnings in a bank, as they wish to keep earnings untaxed. It is not advisable to keep earnings in the brothel either, as brothels are frequent victims of robberies. Apartment brothels do not assert their presence, doorbells carry German surnames and the apartments appear as residential locales from the outside.

Sex workers employed in brothels generally pay a percentage of their earnings to a mamasan or manager who in turn offers a room in which to work (and sometimes live), food, security, advertisements in newspapers and the internet and advice on seeking medical care. The percentage of earnings turned over to the mamasan is generally between 40% and 50%. Women working under these conditions work a set schedule. Married women generally work 10am - 6pm, while women who are unmarried or who are from another town generally work and live at the brothel full time. These women too tend to work eight hour shifts, though they may work later into the night than women who do not live in the brothel. Brothels usually take up an entire building or at least a significant portion of one. There is not such a great focus on concealing the nature of the business and doorbells usually contain the work names of the sex workers inside.

Massage parlors are becoming increasingly lucrative and popular locations for Thai women to work. In order to work in a massage parlor, the women must obtain a certificate that shows they have completed a three-day training course in Thai massage in Thailand. It is not legal for masseurs to engage in prostitution, so the extent of intercourse taking place between customers and masseurs is opaque. Women never admit to intercourse, but occasionally accept contraceptives when we offer them. It is known that masseurs often work naked. Women are able to charge by the hour instead of by the job and charge significantly more than prostitutes. There is an hourly massage fee and women are able to charge for whatever extra services they provide.

While research on migrant sex work is rife with accounts of sex-slavery and forced prostitution, the current working conditions of many Thai migrants in Hamburg complicate this perspective. The work can be dangerous, sometimes in the extreme, but for the most part the women are not forced to work. However, what *choice* means in circumstances of social isolation and financial strain is problematic and not easily defined.

Private

My happiest spring moments are spent cooking, eating, and exercising the extra servings away. On my weekend visits to Berlin, Gayle supports me as I take my first outdoor run along the Spree, under the willows, our breath white in the chilly Berlin morning. With chastisement for my lack of domestic skills, I am subject to cooking classes from both my mentor, who teaches me to cook Thai *Khanom Chin*, and my Persian student, Tahereh, who teaches me to cook *Joojeh Kabab*, recipe as follows. For me, this food is the taste of a trust and friendship that sustains itself beyond the confines of language, a trust established through small acts of wordless kindness.

Tahereh's chicken:

skinned chicken breast, 1 kg · extra-virgin olive oil, 1/2 cup · 2 large onions, grated · 4 medium tomatoes · salt · black pepper · saffron, 1/2 teaspoon

Directions: Preheat the oven grill to a high level. Prepare marinade: mix olive oil, grated onions, saffron, salt and black pepper.

Wash and cut chicken into small pieces. Marinate overnight in refrigerator in a covered container. Thread chicken pieces on long, thin metal skewers. Do the same with the whole tomatoes on another skewer. Brush with marinade. Place skewers just under the oven grill, and turn frequently. Serve hot with basmati rice.

Summer

Public: Bi-racial children of Thai-German marriages

Sunisa and I meet on a warm Saturday morning at the Thai Consulate in Hamburg. I am there observing an administrative team from the Embassy in Berlin as they process visa extensions, citizenship applications for Thai children and name changes related to marital status. Sunisa, the twenty-four year-old daughter of a Thai mother and a German father, is assisting Thai women in filling out forms and explaining to them who they must speak with in order to progress to the next step of their application. Though the lobby of the consulate is in turmoil, women wait in endless queues, and husbands try to entertain crying children on the sidelines, Sunisa remains calm. When I ask her for an interview she smiles disbelievingly, but agrees to speak with me. She subsequently becomes one of my most vital informants.

When we meet for coffee a few days later, Sunisa engages me immediately. Her eyes are light brown, open and warm, though they are at first clouded with strain. She tells me she is very busy with her university studies in economics and several jobs, all the while trying to keep up with her photography. She lives outside Hamburg in the small town where she was raised. Describing her family, Sunisa explains she has a twin sister, Sidonie, and two half sisters, both of whom are Sino-Thai but who have lived in Germany since their early teens. Her parents separated when she and her twin sister were small but remained married until they turned 18. Sunisa dismissively notes that this is likely the result of her father not wishing to comply with court ordered child support.

At the heart of my first interview with Sunisa is a concern with exclusion and marginalization. More so than some of the children growing up within Hamburg proper, Sunisa testifies to the discrimination she experienced growing up as a bi-racial child in Germany and in Thailand as well. She describes her shock and disappointment upon realizing that she and her sister were not perceived as Germans in Germany nor as Thais in Thailand. Of this sense of confusion she says,

S: „We felt like we are *foreign* [in Germany], but when we went to Thailand it was the same thing. So, I remember one situation. We were shopping at the marketplace in Pattaya. My sister and I were alone and we were looking at the puppies or something like that and there were two girls who saw us, about 14-12 years old and they called us *buffalo babies* [*luuk khway*], because they thought that we are half Thai, half something European.

M: This is a very hard insult.

N: *Yes*. They called us like that because we were in Pattaya and I think they hate all European people because of the sex tourism. And, maybe they thought my mom was (she waves her hands). *Yes*. I mean I still remember this situation, to this day. It was really hard for us, because this was the first time that we realized that when we are in Thailand we are not Thai and here in Germany they also say we are foreign.

M: How old were you when this happened?

S: I don't know... 5,6, years old? Really little. Small.

My initial interview with Sunisa addressed in a variety of ways the questions at the heart of what citizenship entails and the challenges migrant women and their children face with regards to social reproduction in Germany. Though children of German men are considered German by blood, they are not necessarily accorded the same rights as children with two German parents. To be accorded full legal citizenship, does not, as Sunisa repeatedly pointed out, mean that you are regarded by the majority population as fully deserving of it. Where

formal citizenship does not guarantee an individual's civil, political and social rights, migrants and their children may face hurdles in accessing state supported entities like social assistance, housing and education. Highlighting this point, Sunisa recalled her education in Germany,

S: The school time was really hard for me. They knew that my mother was Thai, and when I was in the fourth class, you know in Germany you have to go to fifth class, and you can go to ... I don't know how do you call it in English, *Gymnasium?*, and *Hauptschule?* And the teachers all said that we should go to *Hauptschule* because we spoke Thai at home. So, I was like, **Why** should we go to the *Hauptschule* because we speak more languages than other people? They said we were not smart enough to do it [go to *Gymnasium*].

M: Because you don't speak German?

S: Because we are *foreign*. Not because we don't speak German. We spoke German all the time. You know at home we spoke Thai, but outside of the home we spoke German, always German. And later on the teachers all thought, I can't....I'm not going to do the school.... I don't know why they thought it....

M: Do you feel people are still judging you in a negative way at the university?

S: No. There are so many foreigners I feel at home there.

M: What is home to you?

S: (S says nothing, just smiles.)

I hope that these vignettes, short as they may be, have offered insight into some of the issues such as love and the state, the erotics of possibility, social reproduction and substantive citizenship that framed my research on Thai marriage migration to Germany. I hope equally that they have offered a glimpse of what it was like to conduct this work. With over 100 interviews, surveys and videos to code and transcribe, my analysis is just beginning.

Private

In conclusion, I would like to express my gratitude to the Alexander von Humboldt Foundation for their generosity in supporting my research and for allowing me the chance to engage in all the endeavors and friendships that composed my year in Germany. I would like to thank Suchinda W. for the title of this essay. When asked what it took to succeed in Germany, she opened her arms and said „A heart like this, a heart wide open.“ I concur. As October brings this year to a close, here are the images I am left with: the morning sun burning the mist off the golden Rapps fields in June, the patchwork green between Hamburg and Berlin, black boughs against a lavender horizon, Easter trees with their bulbous eggs, glowing pink, yellow and orange against an April sky, horses heavily furred and dark against the snow, a winter sun burning through steel angles of a busy harbor, a friendship that feeds on something that is not language, a love that penetrates deeper than words. I am left with the memory of a kindness that washes up over the sand, over the bellowing of ships as they head out to sea, over the laughter of children on the shore. Thank you to all those German Chancellor Scholars who made this year so beautiful.

Mark Jackson

Meet the Neighbors – understanding the other and ourselves through theater and dance

Background: B.A. in Theater-Directing, San Francisco State University, San Francisco (1994)

Project: To work with and observe a variety of artists and organizations in Berlin dedicated to bringing dance and theater together; simultaneously to direct this research toward the conception of a future non-profit organization in the United States that will provide dance and theater artists and audiences with time and space for further understanding contemporary life through the development, articulation, and consideration of new dance and theater work

Currently: Freelance work as a director and playwright in San Francisco

Meet The Neighbors – understanding the other and ourselves through theater and dance

Mark Jackson

In meetings with a series of officials at NATO who spoke with the 04/05 German Chancellor Scholars during the Brussels leg of our *Studienreise*, several thoughts came to my mind. I jotted three of them down at the time, and they were as follows:

Sometimes I wonder if the difference between the Theater of Shakespeare and the Theater of War, other than the essential and obvious difference of feigned versus actual violence, is that in the one we admit to our pretences while in the other we do not.

Considering the natural laws of human behavior – legislated as they sometimes are after the lobbying of greed, envy, and egoism – it seems entirely in order that, on the subject of American wealth and power, one person would suggest it is the result of various forms of thievery and brutishness while another would suggest it is the result of ingenuity and hard work. Each person would be right and able to cite good evidence. This is just one contradiction of the American experiment.

*When one turns on the evening news and sees video footage of a Palestinian man throwing the dead body of an Israeli man out a window and holding his bloody hands up with outrage and pride for the world to see, one realizes how little we have learned since Aeschylus wrote *The Oresteia*. Our hatred seems to be as essential to us as it is horrific. Do we really think we can change human nature so much? And by force?!¹⁶*

I include these quotes from my own journals for two reasons. But neither reason involves explaining them in any further detail. I will leave them as they originally went down on NATO paper courtesy of a NATO pen in a NATO conference room – that is, without further elaboration and to be considered within the context of the setting in which they were conceived. I hope they provide the reader of these reflections with food for thought as they have done me.

One of the reasons I have included these three short notes is precisely *because* they occurred to me during a visit to NATO where I sat alongside my fellow Humboldtians, both American and Russian, none of whom share my relationship to or specific interest in the theater, but all of whom share my status as a relatively young person identified by the Humboldt Foundation as a potential future leader. As a result of having been identified as such, we also share a set of experiences that both bind and separate us – experiences that were often as political as they were personal. The contradictions involved in the various group experiences of the German Chancellor Scholars strike me as very theatrical indeed, since theater at its best and most useful always springs from that particular energy generated within contradiction.

Since the personal aspects of the Buka experience will without a doubt be dealt with in other essays included in this edition of *Reflections*, and since I cannot imagine that any of my own personal experiences were so terribly unique, I won't be dealing with them here. And so in

¹⁶ The video footage I refer to here was aired on an American television network news program in the autumn of 2000; however, I am now unfortunately unable to cite the exact network or date. *The Oresteia* is a trilogy of plays about war, justice, and revenge written by Aeschylus around 460 BC.

regard to living among that species known as the Buka I will say only this: that life is really very simple, and our strange need to make it complicated is the great flaw of human intelligence. Put twenty young American and Russian leadership-personalities together in a room in Germany and the results are likely to be as tediously childish as they are refreshingly inspiring. For my contributions to any tedium and childishness experienced during the 04/05 Buka year, I offer my apologies. For any contributions I may have made in the way of inspiration, I merely hope that I indeed managed to make at least a few – if only to repay my fellow Bukas for the frequent inspiration they gave me.

My second reason for including this trio of thoughts relating theater to politics reflects aspects of the relationship between art and life that my year in Berlin has made me acutely aware of – namely the contrast between American and German perceptions of art, and what these differing perceptions suggest about the social and political character of each nation’s citizenry. It is this aspect of my experience as a 04/05 Alexander von Humboldt Bundeskanzler Stipendiat that I would like to focus on – the broad subject of my project, the theater, and certain political and social issues connected to it.

Theater is the means through which I have always endeavoured to understand the world, as well as my neighbours with whom I share it – be they American, Russian, German, next door, across the sea, or otherwise. As it is an increasingly small and fast world, its various neighbours have become more and more, shall we say, tense. Like twenty Bukas packed on a bus, the people of the world are starting to feel a bit cramped and cranky. This crankiness has resulted in a lot of misunderstanding, injustice, irrationality, and death.¹⁷ Theater might seem an unlikely vehicle by which to manoeuvre toward an understanding of this shrinking, bristling, agitated world – and it is precisely that seeming unlikeliness that I would like to speak to.

“Pay no attention to that man behind the curtain!”

Some people are of the view that art and politics are necessarily separate aspects of life, that politics is real life and art is entertainment, a respite from real life. The irony of this point of view is that it is itself a political point of view, particularly a social one. This separatist notion of politics and art is also a particularly American notion less readily encountered in European and other nations. My past year studying theater and dance in Germany has made this difference between the runaway child and at least one of its mother countries very apparent. It is a more telling difference than one might at first realize, and a brief bit of history is needed in order to explain why this is so.¹⁸

Early America was populated largely by a society of religious Puritans, whose culture of surveillance and self-surveillance still figures squarely into the foundation of the American character today. The Puritan society was a society based on watching – God watched them, they watched each other, and they watched themselves watching each other. The theatrical aspect of this is clear, given the role-playing and show necessary to make certain one was perceived by one’s neighbours as sufficiently devout. One’s show of devotion had to appear

¹⁷ There were no deaths on the bus of Bukas, thank goodness!

¹⁸ My very general summation of this history is based in large part on a study of Anthony Kubiak’s insightful book, *Agitated States – Performance in the American Theater of Cruelty* (Ann Arbor: The University of Michigan Press, 2002) in which Kubiak explores the subject of America’s relationship to theater and theatricality in great detail.

authentic from an outside, i.e. the audience's, point of view. A poor performance in this regard could lead to social exclusion or, worse, accusations of witchery and hanging.¹⁹

An anti-intellectual bent in this Puritan culture of feeling and of showmanship coincided with a view of the theater as Satan's venue, where women were demoralized and violence and sexuality were exploited. Nevertheless, and ironically, as the American puritanical character developed, a certain desire for spectacle developed with it in the form of very theatrical public displays of devotion, such as speaking in tongues, collapsing, scripted and rehearsed public confessions, and other similarly performative behaviours. Likewise, a wave of private performances took place in the form of the then burgeoning diary movement, the diary being a supposedly private monologue nevertheless written with an audience in mind. In the diary one can see the conflict between a desire for private thought and a desire to show. A few of these diaries still exist in print, and they read like scripts for one-person performances.²⁰

For a culture with theatricality at its core, theater as an institution presented a discomfiting problem. As an art form, theater by its nature acknowledges its own inherent artificiality. There is no pretence that what transpires onstage is authentic or real. The magic of theater is in fact the way in which it conjures reality by clearly artificial means. A raging river is evoked by silk. A palace is suggested by a few elegant chairs and a single pillar painted to resemble marble. A sunset is created with light on canvas. This unabashed acknowledgement of the mechanism behind the performance didn't sit well with a people who feared that the mechanism of their own daily-life performance would be either revealed as or perceived to be artificial.

For these reasons, the American theater, and popular American entertainment in general, gradually developed an emphasis on sentimental emotionalism, spectacle, and "authenticity" over intellectualism and dialectical theatricality. This partly accounts for the mass popularity of cinematic storytelling. Film by nature is "authentic." For a raging river one points one's camera at a raging river. For a palace one films a palace. And for a sunset one need only document an actual sunset. Even when these things are faked in film, they are done so in such a manner as to create a naturalistic authenticity. Film aims to create a fully realized, 360° world, whereas live theater aims to create a semblance of the world.

Since film and television became the primary American means of imaginative storytelling, America's relationship to and understanding of the theater has naturally declined. I recently experienced evidence of this firsthand when a fellow American Buka innocently expressed confusion as to why the Alexander von Humboldt Foundation would identify me as a "future leader," given that my field was the theater. The chances of my hearing such a comment from a German or Russian are slim. But coming from an American it is not so much of a surprise, since America has come to value the live, communal, conscious experience of the theater far less than the mediated, solitary, unconscious experience of the cinema, whereas in Germany and Russia the theater remains comparatively popular, plentiful, accessible, and understood.

My message here is neither anti-cinematic nor anti-American. The cinema is an art form of tremendous power and potential, and for all its problems America nevertheless remains a

¹⁹ This subject is dealt with specifically in Arthur Miller's 1953 play, *The Crucible*. Though the play tells the story of the famous Salem witch trials of 1692, it was written by Miller as a direct response to the anti-Communist hysteria of the McCarthy era.

²⁰ For a good example see Michael Wigglesworth, *The Diary of Michael Wigglesworth*, New York: Harper and Row, 1946.

great, ongoing, and unprecedented experiment. What I am suggesting is an imbalance in the current American culture between an obsession with individuality on the one hand and a devotion to professed community values on the other. The overwhelming popularity of the cinema in American entertainment is a manifestation of the desire for detachment, escapism, and isolation that marks the American character despite the public show of community values that figure into the meat and potatoes of American politics and inter-American PR.

Another result of all of this, already touched upon, is a strong anti-intellectual strain in American thinking. This might partly account for the prominent American view of Germans as a decidedly (and obsessively) intellectual culture. I myself arrived in Germany with this viewpoint firmly and habitually in place, and was very pleased to gain a better understanding of this aspect of the German personality. Through theater and dance performances as well as conversations in bars, restaurants, and homes, the Germans have revealed to me their own complex and fascinating relationship to intellectualism.

The Germans drove away or killed off many of their greatest twentieth century intellectuals. One long-range effect has been the ironic displacement of intellectualism in a society known for its intellectual bent. Apparently there are German universities today that are cutting their philosophy departments. Intellectualism in contemporary German society, and so also in German theater, has an increasing tendency, perhaps out of a desperation born of the survival instinct, to come off as rather pretentious and fake. For example, Frank Castorf is considered one of the great German left-leaning intellectual directors, and yet one could justifiably argue that there is actually nothing at all intellectual about his work. It could be said that Castorf's theater has the façade of intellectualism, when really it is a subsidized sandbox in which he and his actors noisily play. At the Volksbühne, Castorf and his ensemble fool around with Dostoevsky and Tennessee Williams, pointing video cameras at themselves, smashing chairs, spraying various liquids everywhere, and screaming in funny voices. It is often very entertaining. But is it intellectual? Heady might be a better word. In a discussion of this subject that I had with the young German theater director, Wenke Hardt, she noted that people will applaud things they don't understand – theater, lectures, whatever – precisely because they don't understand them, the assumption being that “if I don't understand it, it must be good.”²¹ Sounds familiar. Germans and Americans do indeed share some similarities.

I also asked Wenke Hardt about the prolonged German applause. She smiled and said that it is a great tradition in the German theater to applaud generously, that the Germans appreciate their theater and their actors and they express this. My partner, Beth, then noted that since Americans do not have a strong theater tradition, they likewise do not appreciate what theater they do have, and that this limited appreciation is also expressed through applause. Whereas in Germany the expression of appreciation begins with a minimum of three rounds of applause, and builds from there according to how much the audience enjoyed the performance, American audiences begin with one round. If Americans really like a show, they'll grant two rounds of applause. More than that is rather uncommon, though it does sometimes happen. Americans will also leap to their feet when they've really been struck by something, be it dazzling spectacle, a famous celebrity, or something meatier. But even then two rounds of applause are likely to be enough to spend their enthusiasm. The Americans would seem to be in a perpetual rush out the door – rushing to what, I don't know, though I suspect it has something to do with the old saying that “time is money.” The Germans seem to take more time, to have more patience, and to balance an interest in life's pleasures against

²¹ Personal interview with Wenke Hardt, April 9, 2005.

the garden-variety capitalism that grows in both nations. As a result, they also have less money. And here we get into big questions having to do with necessity and values. But I'll save that for conversation over drinks at the next Humboldt meeting.

A question of need

Here is a brief excerpt from my original application for the German Chancellor Scholarship:

By studying existing German models of artists and organizations that bring theater and dance together, I hope to eventually establish a similar organization in the United States that will serve both theater and dance artists and audiences, facilitate exchange with foreign artists in the form of performances and workshops, and provide time and space for the development of original theater, dance, and Tanztheater work.

A significant organization dedicated to both theater and dance performance, as well as practical artistic research and the extended development of new work, does not exist in the United States. The German Chancellor Scholarship will give me the time and opportunity to meet, observe, and work with German artists who are engaged in such activities, providing me with working examples that I hope to then translate into a model for such an organization in the United States, where funding structures and public expectation in regard to the performing arts are very different.

The following question was posed to me during my project presentation, given at the Alexander von Humboldt Foundation offices in Bonn, Germany, on the first official day of my residency:

“If something like the organization you propose does not already exist in America, is there a need?”

It is an important question, perhaps *the* important question, and one that has always haunted the back of my mind, where I know I have tried to leave it while going about my artistic hopes and dreams. How I will establish this organization I do not yet know exactly, though I feel certain it will require a sizable endowment in addition to the other typical American, non-profit organization funding sources – NEA grants, private donors, corporate sponsorship, etcetera.

As regards the *need* for such an organization, there are two groups of “constituents” to address: the artists and the audience.

For theater and dance artists today, space and time are the two most necessary and sought after resources. Both are expensive and together they gobble up a significant portion of any production’s budget. Of the two, space itself is more easily procured. Space can be rented fairly readily, and with significant elbow grease a permanent space can be leased or even acquired. But theater and dance groups typically cannot afford the amount of *time* with performers (who of course must be paid) in a space (be it rented, leased, or owned) necessary to properly create a new piece of work. Artists at non-profit theater organizations typically rehearse a show in four or even three weeks, and thus many audience members have learned to wait until later in the run to see a new show so that the performers will have had time with

earlier audiences to get their footing. Dance companies might rehearse for fewer hours overall but often spread those hours out over a longer period of time, then offer only a handful of performances. The organization I propose would provide affordable time in an affordable space, thus serving a great need in the artistic community.

As for the audience, do they need such an organization? Of course *I* think they do, but my view might rightly be deemed biased. Perhaps *need* is not actually the most appropriate word, given its connotation of absoluteness. (Or by this suggestion am I simply evading the issue?) Nobody actually needs anything but water, food, clothing, shelter, and love. Also, the organization I propose is intended to devote a majority of its activities and resources to the various pre-performance needs of the artists, with performances for audiences being one of several endeavors. For these reasons, perhaps it would be more germane to ask whether or not the audience would *appreciate* such an organization. Though I have taken no formal survey I would venture to say that, yes, the audience would appreciate such an organization if only because any audience comes to the theater hoping to see well thought out, properly prepared, creative, stimulating work. With sufficient time and space to create such work, the artists will be better able to provide it for the audience, and the audience will be better served – whether they come to the first performance or the last.

These are my theories on the matter as of October 2005. And they leave some important questions hanging:

What are the relationships in America among training, rehearsal, performance, the performer, and the audience, and do these relationships apply internationally?

Who is this audience I keep referring to, really?

What role do theater and dance actually play in American life today, and what need, if any, do they serve?

The answers (which are necessarily always evolving) to these questions are the subject of a much longer piece of writing. It is my hope that one day soon a publisher will see fit to provide you with the means of reading my longer answers to these questions. In the meantime, I will endeavor to boil them down to something containable within the confines of the present essay.

What are the relationships in America among training, rehearsal, performance, the performer, and the audience, and do these relationships apply internationally?

Based on my various experiences as a director and actor, it is my view that training, rehearsal, and performance are three words for one activity: making theater. These three terms simply help us to delineate the three major aspects of the theatrical process. Training is an actor's general preparation for all performances. Rehearsal is the preparation for a specific performance. A performance is the result of the actor's preparation, as well as being preparation for the next performance – and so even the “product” of theater, the performance, is merely one aspect of its process. The theater is a continual process without an end, like a river that is always there and always changing. This emphasis on process is a part of what makes theater such a practical metaphor for life, and a practical tool for our understanding life. Even when our curtain finally comes down, we still live on in the memory of those who knew us. If we made an impact, other people's memories further the process of our lives, and our lives remain useful even after the lights go out.

The performer and the audience share a very particular collaborative relationship, though often the audience is not entirely conscious of its role in this relationship. Theater makers like Bertolt Brecht (Germany), Anne Bogart (U.S.A.), and Vsevolod Meyerhold (Russia) have endeavored to create theater that makes the audience conscious of its relationship to the performance. Unlike actors on film, the live actor implicates the audience by his or her very presence. The live actor affects the live audience, and the live audience affects the live actor, altering the actor's performance with its response. Laughter, silence, shouts, applause, coughing, comments, and even mere presence – these things have an immediate impact on an actor's performance. This is why no two performances of the “same” show are ever really the same. A performance is informed by the mood, the expectations, the values, even the nationality of the audience. And afterwards, it is even possible for the actor and audience to speak with one another about the experience. In the theater there is a communication going on between actor and audience, and through this communication the performance is defined. Memory then revises and redefines the experience. And the collaborative process continues.

There is a long, international history of politicians and the middle and upper classes disliking theater that makes an audience aware of its participation. Such awareness is considered a provocation and even a threat by a government or group of people that would prefer its authority or social standing not be debated. For such people, life is much easier if nobody questions it. A conscious theater, conscious of itself as theater, creates a conscious audience, conscious of itself as a participant in society. A conscious theater implies choice and the possibility of contradiction. This is interesting – an irritant to some and empowerment to others.

The American theater is notable for its lack of consciousness. The American director, Anne Bogart, has suggested that this is at least partly due to people like Senator McCarthy, who successfully dug a division between art and politics, and, in doing so, helped to shape an American society that takes it upon itself to censor itself – self-censorship being the most sophisticated and effective kind.²² From my experiences this past year, the German theater is a comparatively more conscious theater attended by an apparently conscious audience. I am speaking rather generally, of course, but it seems evident to me that the German audience is (1) under no pretence that the theater is anything more or less than theater, in other words that the German audience is conscious of its experience, and (2) that the German audience is more critically engaged than its American counterpart. After a performance in Berlin, I have found that the people I am with invariably have at least a handful of specific, critical thoughts about the experience. By contrast, when I attend American theater with other Americans, “I liked it” and “I didn't like it” are typically the two available critical responses, and, even worse, if we don't agree one way or the other then we cannot discuss the matter and also hope to enjoy our evening. In this, the American need to have one's own opinion (often confused with the constitutional right to free speech) stands at odds with the American need for consensus (a fear of not being liked, or of getting hanged), whereas the Germans do not seem to mind arguing their diverse opinions. They rather enjoy it, I think.

Who is this audience I keep referring to, really?

I have already been describing them. They are different from country to country, and yet the same around the world. Simply put, in America as elsewhere they are people who have chosen to gather together in the same space at the same time in order to share stories with one

²² For a larger discussion of this see Anne Bogart, *A Director Prepares*, New York: Routledge, 2001.

another in an imaginative way. Some come for entertainment and respite. Some come hoping to be compelled to think anew about an aspect of life. Some come for both.²³ The reasons why an audience comes to the theater shape the theater itself, just as the reasons why we get up every morning to go about our lives shape our lives. Like the life it aims to reflect, theater is a circular, cyclical, collaborative endeavor, the audience being the single most significant collaborator.

What role do theater and dance actually play in American life today, and what need, if any, do they serve?

Theater plays only a marginal role in American life today. Dance stands even farther off to the sidelines. By a coincidence of historical timing, America has spent half her life growing up amidst the swift rise of modern technologies. Film and television are prominent among them, and as America rapidly matured over the twentieth century, film and television quickly became America's number one story-telling venue. The big and small screens are more economically accessible, and much more labor-efficient, than their predecessor, the stage, which must be redesigned and rebuilt for each new story and performed by hand each night rather than copied off by a machine and distributed like any other material product.

Nevertheless, for those who elect to participate on either side of the footlights, theater and dance fulfill a basic need for emotional and intellectual stimulation. Considering life from a more abstract or expressive point of view can actually help one to better deal with the reality of life, to enjoy it and to understand it. We need to laugh. We need to be moved. We need to think differently about what we thought we already understood. We know we need this, because we make and give our attention to art of various kinds. Theater and dance are two of those arts, close cousins of one another that each draw on the tangible and profound experience of human contact to make their impacts. This is their value.

Epilogue

The theater should encourage people. It is not enough to say that the world is beautiful or that it is terrible, that it is happy or sad. We know that. The theater should compel us to do something about it, or at the very least to consider the possibilities of how we might change. The theater should encourage us to think differently. If the theater should educate us at all, it should do so not didactically but rather by encouraging us to educate ourselves. And this process should be as challenging as it is enjoyable. Entertainment can and should encompass more than a spectacle of laughter and tears. Entertainment can still be entertaining even when it compels us to think about why we laugh or cry, perhaps especially then.

But we must do our part as an audience, as a society gathered together in the same space at the same time, to make this happen. We must participate, consciously. My experiences this past year suggest to me that many Germans understand this. Many Americans – not all, but many, and for a variety of reasons both historical and cultural – either do not yet understand this or do not wish to. Why this is so is an interesting question with many possible answers,

²³ I am reminded here of the first documented theater performance in America, a production of *Ye Bear and Ye Cub*, which had one performance in a tavern before it was accused of blasphemy and shut down. The production was taken to court, and the judge said that in order to determine whether or not the play was blasphemous he would need to see it. And so the second theatrical performance in America was given in court. After this performance, the judge decreed that the play was in fact not blasphemous on the grounds that it was entertaining. Thus the American theater was born.

some more or less complex than others, and only a few of which I have begun to deal with here.

In any event, thanks to the generosity of the Alexander von Humboldt Foundation, in just a few short weeks I will have clocked in sixteen months of experiences with a long list and variety of Germans, as well as Americans and Russians, that will greatly assist my ongoing endeavor to seek out answers to these and other questions posed by the theater in my own country. In grappling with these questions I am grappling with the experience of living in a world of others, of neighbors near and far, and hopefully I will be able to help my neighbors to do the same in a manner that is as entertaining as it is useful.

Things are very simple.
We make them very complicated.
This is the flaw of intelligence.
And so the process continues.

Vadim Kibardin

Es gibt noch viele Fragen! Ein Jahr vergeht zu schnell...

Abschluss: B.A. in industrial design, Ural State Academy of Architecture and Art in Ekaterinburg (1996)

Projekt: A Brighter Future

Derzeit: Industrial Designer, Studio KIBARDINDESIGN

Es gibt noch viele Fragen! Ein Jahr vergeht zu schnell...

Vadim Kibardin

Als Designer beschäftige ich mich mit der visuellen Wahrnehmung der uns umgebenden Welt. Dabei befinde ich mich auf der Suche nach ungleichen Prozessen oder Vorgängen mit dem Ziel, diese "krummen Spiegel" mit Hilfe der Möglichkeiten des Designs zu korrigieren. Deshalb ist das Ergebnis meines Aufenthalts keine wissenschaftliche Arbeit mit einer großen Anzahl an unverständlichen Fachwörtern, an faktischer Berichterstattung oder an zähflüssigen Zitaten. Vielmehr umfasst meine Arbeit Gebilde und Prozesse, die jedem Menschen nahe und verständlich sind. Sie können dem einen nicht gefallen und zugleich einen anderen entzücken. Ich arbeite mit den Menschen und für die Menschen.

Ich möchte keinen subjektiven Bericht über die Erfahrungen, die ich während meines Deutschlandaufenthalts gemacht habe, in Form einer zähen Erzählung oder Diskussion liefern. Ich werde das alles den Spezialisten für diese Darstellungsart überlassen. Für mich ist die offene Darstellung meiner Eindrücke, die kurzen Notizen und Beobachtungen über das alltägliche Leben entstammen, viel interessanter und wichtiger als eine Analyse der politischen oder sozialen Lage im Land. Dieses Jahr ist so schnell vergangen wie ein Augenblick und geblieben sind angenehme Erinnerungen, denen ich meine und Ihre Aufmerksamkeit zuwenden möchte. Lesen Sie diesen Text, wie Sie den Brief eines Freundes lesen würden.

Über die Sprache

Meine Bekanntschaft mit Deutschland begann mit der Mitteilung, dass ich in die Gruppe der BUKA-Stipendiaten aufgenommen sei. Die erste Schwierigkeit bestand in meiner Unkenntnis der deutschen Sprache. Gewiss sollte man besser sein Englisch verbessern statt eine völlig unbekannte Sprache neu zu erlernen. Besonders, wenn man bedenkt, dass nicht nur das Bundeskanzler-Stipendienprogramm und mein Tutor, sondern die ganze internationale Designgesellschaft Englisch als Kommunikationsbasis zulassen. Doch ich habe gerne die Chance genutzt, um meine zukünftige Umgebung verstehen zu können, um mich mit den Menschen in ihrer eigenen Sprache zu unterhalten und zusammenzuarbeiten, um einheimische Zeitungen lesen und deutsches Fernsehen sehen zu können – kurz gesagt, ich wollte die deutsche Sprache erlernen. Sicherlich ist es auch die beste Möglichkeit, um in direkten Kontakt mit den Menschen zu treten. Durch das Erlernen der deutschen Sprache habe ich großen Respekt vor der sprachlichen Kultur des Landes entwickelt, was eben nur möglich war, indem ich mich damit beschäftigt habe. Und ich habe mich dazu entschieden, weiter Deutschunterricht zu nehmen! Den ersten Einführungskurs bekam ich in Moskau erteilt. Der Haupttest wartete auf mich in Bonn, wo wir innerhalb von zwei Monaten einen Intensivkurs besuchen sollten. Es war eine sehr anstrengende Zeit, da ich nicht besonders sprachbegabt bin. Deshalb musste ich auch so viel lernen. Es kam vor, dass wir von früh bis spät in der Schule saßen und ich bis tief in die Nacht hinein meine Hausaufgaben machte. Im nachhinein ist es seltsam, in meinen Heften und Lehrbüchern zu lesen, die mich damals noch so irritiert haben.

Allmählich hat mein Sprachproblem abgenommen. Ich ging das ganze Jahr über weiter in eine Sprachschule in Köln und habe sehr viele nette neue Leute kennen gelernt. Dabei habe

ich aufgehört darüber nachzudenken, wie ich Deutsch spreche. Vielmehr habe ich Deutsch als meine normale Umgangssprache angenommen.

Im Oktober 2005 fand in Moskau die Eröffnung der internationalen italienischen Messe „I Saloni WorldWide“ statt. Dieses Event steht in der Designwelt an erster Stelle, was die Liste der Besucherzahlen anbelangt. Jährlich kommen tausend Hersteller von Möbeln, Leuchten und Zubehör nach Mailand, um dort ihre Produkte vorzustellen, um neue Geschäftsverträge abzuschließen und um ihre geschäftlichen Beziehungen zu pflegen. Ich wurde als Jungdesigner in die Sonderausstellung „Salone Satellite“ eingeladen. Der Einladung bin ich gerne gefolgt, denn es ist eine große Ehre diese Position unter 20 Teilnehmern und Bewerbern aus Russland, Lettland, Litauen, Estland, Georgien und der Ukraine einnehmen zu dürfen. Es ist eine einmalige Gelegenheit, um eigene Objekte vorzustellen und mit Kollegen, Produzenten und Besuchern zu reden. Auf einer internationalen Messe wie dieser wird normalerweise Englisch gesprochen. Ich befand mich gerade in einem lockeren geschäftlichen Gespräch über mein Projekt, als ein stattlicher Mann mit einem Dolmetscher zu mir kam. Seine Frage an mich stellte er zuerst auf Deutsch, dann übersetzte er sie mit einigen Fehlern ins Russische. Natürlich habe ich in der Sprache, in der ich das ganze Jahr über Unterricht genommen hatte, geantwortet. Der Dolmetscher war somit nicht mehr nötig!

Mit allergrößtem Vergnügen haben wir uns wie gute Bekannte auf Deutsch unterhalten und uns über das Leben, unsere Werke und unsere Arbeit ausgetauscht. Wir entdeckten, dass wir gemeinsame Bekannte besitzen und wir haben uns dazu entschlossen, uns in Deutschland unbedingt wiederzutreffen. Mein Gesprächspartner stellte sich als anerkannter deutscher Architekt heraus, der ein hohes Ansehen genießt und auch mit meinen Projekten vertraut ist. Dieses halbstündige Gespräch hinterließ bei mir eine angenehme Empfindung wie nach der Begegnung mit einem guten alten Freund. In jenem Moment habe ich verstanden, dass es ohne die deutsche Sprache niemals möglich gewesen wäre, so herzlich miteinander umzugehen, selbst in ausgezeichnetem Englisch nicht.

Dieses Erlebnis des Urvertrauens habe ich auch empfunden, als ich einen deutschen Designer, der Russisch in einer Schule unterrichtete, kennen gelernt habe. Wir sprachen hin und wieder Russisch miteinander, denn er hat ein besonderes Interesse für mein Land und die russische Kultur.

Unsere Großmächte spielten für Europas Entwicklung eine wichtige Rolle. Heute haben diese Wechselbeziehungen in der Politik, in der Wissenschaft sowie im kulturellen und ökonomischen Bereich ein anderes, ein neues Niveau erreicht. Eine Bestätigung hierfür habe ich während unserer zahlreichen Begegnungen, die von der Stiftung für unsere Gruppe organisiert worden waren, erhalten. Gewiss waren viele Themen vor allem auf die Forschungsschwerpunkte einzelner Fachleute ausgerichtet. Doch bei mir waren es eher die persönlichen Gespräche, die Museums- und Ausstellungsbesuche, die wie für mich gemacht waren, die mich inspirierten. Normalerweise würde ich solche Besuche selbst organisieren, doch als Teilnehmer dieser Gruppenreise konnte ich sie einfach genießen. Alle Irritationen, die bei der Organisation solcher aufwendiger Gruppenreisen normal sind, haben mir den Spaß daran nicht genommen.

Über die Leute

Nach zahlreichen Begegnungen und interessanten Gesprächen sind wir am Wochenende in einer Kleinstadt, am Fuß der deutschen Alpen gelegen, angekommen. Zwei Tage Rast und

eine Pause von offiziellen Anlässen waren für uns wie ein Geschenk. Die Schönheit der Berge, winterliches Wetter und die gemütlichen Gassen der Stadt verstärkten diese Empfindung. In dem Ort ist uns der Wohlstand der Einwohner sofort aufgefallen. Teure Läden, Autohäuser, Häuser reich an Stuck und Wandmalereien – all dies sind die visuellen Attribute eines vermögenden Skikurortes. Unter diesen Anzeichen konnten wir nicht vorhersehen, dass wir in eine unbehagliche Situation geraten würden. Während eines Stadtbummels sind wir in ein kleines gemütliches Restaurant eingekehrt. Die Einrichtung war im bayerischen Jagdhausstil mit hölzernen Möbeln, Deckenbalken und Landschaftsgemälden. An den Tischen saßen Besucher und sprachen auf verschiedenen Sprachen. Alles war wie sonst in einem Touristenort üblich. Wir haben uns neben eine englischsprachige Gruppe gesetzt und einander zugewandt. Aber weder nach fünf, noch fünfzehn Minuten später ist eine Bedienung an unseren Tisch gekommen. Nach zwanzig Minuten erhielten wir schließlich eine Speisekarte. Wir lasen sie uns durch und besprachen die Gerichte untereinander auf Russisch. Der Kellner, der unser Gespräch hörte, entriss uns barsch die Menükarte mit den Worten „Ich bringe Ihnen die Speisekarte auf Russisch!“ Dann ist er an die Bar gegangen. Unsere Tischnachbarn haben geschwiegen und zuerst uns, dann den weggehenden Kellner mit großen Augen angesehen. Wir konnten nur mit den Achseln zucken und verständnislos weiter warten. Aber weder nach fünf, noch nach weiteren zehn Minuten passierte etwas. Schließlich war es mit unserer Geduld zu Ende. Unseren Tischnachbarn ging es ähnlich und so haben wir entschieden, das Restaurant zu verlassen. Zu unserer größten Überraschung stand der Kellner an der Bar und telefonierte – darüber hatte er uns ganz einfach vergessen.

Dieses Erlebnis hat mich nicht besonders verwundert, weil wir oft mit demselben Verhalten konfrontiert wurden. Die genannte Situation hat mich in meiner Meinung bestätigt, dass es keinen Unterschied zwischen den Menschen gibt. Unterschiedliche politische Systeme, eine unterschiedliche Geschichte, unterschiedliche Mode... die Leute sind überall gleich, ungeachtet dessen, wie ihr Land heißt.

Unsere Nachbarn, die Deutschen, waren so freundlich und wohlwollend, dass ich manchmal befangen war. Ausländer, die in Deutschland wohnen sagen, dass die Deutschen verschlossene, strenge, sogar egozentrische Menschen sind. Doch auf jede meiner Fragen bekam ich nur positive Antworten. Die Bereitschaft der Deutschen zu helfen, hat alle vorhandenen Vorurteile beseitigt. Meine Freunde, jetzt kann ich sie so nennen, erleichterten auf uneigennützig Weise unser Leben, erklärten vieles und beantworteten unsere Fragen. Teilweise begründe ich diese Erfahrungen mit der Tatsache, dass wir durch eine Art glücklichen Zufall als Designer miteinander verbunden sind. Aber auch sonst wurde ich oft von der Aufrichtigkeit der Leute und ihrem positiven Denken überzeugt.

Mein allergrößter Dank gilt meinem Tutor, Dr. Albrecht Bangert. Obwohl er selbst fast in Arbeit versinkt, bekam ich vom ihm immer wirksame Hilfe und gute Ratschläge. Ich verdanke ihm alle meine neuen Kontakte mit Produzenten und Designern.

Über die Stiftung und die Stipendiaten

„So viele unterschiedliche Charaktere“ habe ich gedacht, als sich unsere Gruppe zusammenfand. Vielleicht ist es eine Art Experiment mit der Absicht herauszufinden, ob ganz unterschiedliche Persönlichkeiten mit ausgeprägten individuellen Eigenschaften eine gemeinsame Sprache in einer für sie neuen Umgebung und in einer festen Gruppe finden können. Was verbindet uns und wie kann man diese Gruppenbildung erklären? Mit der Zeit haben wir uns besser kennen gelernt, jeden einzelnen Stipendiaten lernte ich näher kennen.

Schließlich fand ich eine Antwort auf diese Frage. Alle diese Leute sind risikobereit, zielstrebig und willensstark. Sie arbeiten professionell und haben ausgeprägte Führungsqualitäten. Natürlich benötigen solche Menschen die Unterstützung einer Stiftung, die ihnen hilft ihre Ziele zu verwirklichen. Gelegentliche Auseinandersetzungen im zwischenmenschlichen Bereich sind innerhalb einer Gruppe normal und ich kann nicht behaupten, dass es in unserer Gruppe unlösbare Probleme oder Unvereinbarkeiten gegeben hätte. Viele werden lange Jahre Freunde bleiben.

Über das Design

Vor meinem Stipendium war ich oft nach Europa gekommen und hatte Umgang mit Menschen, die sich direkt oder auch indirekt mit dem Thema Design und Kunst befassten. Die Eindrücke von einem fremden Land während einer kurzen Reise und die Meinungsbildung darüber unterscheiden sich völlig von denen eines längeren Aufenthalts. In Russland litt ich unter dem Mangel des Informationsflusses. Ich war mir bewusst, dass unser System nicht perfekt ist und wir uns in einer Zwischenphase der Entwicklung hin zu innovativen Prozessen befinden. Als Designer interessierte ich mich zuallererst für die Prozesse, die die Entstehung neuer Projekte und neuer Produktionszyklen ermöglichen - angefangen bei der Zielgruppenforschung und Marktanalyse über die konkrete Entstehung eines Objekts bis hin zu der Festlegung eines Algorithmus, der die Wechselbeziehungen zwischen Designern und Marktforschern, Journalisten und Industriellen definiert. Für mich war es sehr interessant, Unterschiede zwischen Russland und Deutschland zu finden und die fehlenden Glieder einzufügen. Ich wollte die Ursachen verstehen, die die Entwicklungsprozesse in der Produktion von Konsumgütern bei uns bremsen. Als Objektbeispiel wählte ich Lampen aus, die auf Grundlage der energiebewahrenden LED-Technologie basieren, um all diese Schritte beobachten zu können. Es mag seltsam klingen, aber ich habe keine wesentlichen Unterschiede gefunden. Alles hängt von den Leuten an ihren einzelnen Produktionsstätten ab. Als erstes sind Beziehungen innerhalb der Branche und einflussreiche Bekannte maßgebend. Dann folgen die Qualität des Designs und die praktischen Notwendigkeiten als Produktionsvoraussetzungen.

Große deutsche Betriebe unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Bürokratie und der mangelnden Aufmerksamkeit für ihr Personal nicht wesentlich von russischen. Oft kennt niemand die Designer, die zum Beispiel ein neues Modell von BMW realisiert haben. Einzelheiten oder Kenntnisse über die Erfolge eines Designers sind in der Öffentlichkeit nicht oder wenn, dann nur wenigen bekannt. Designer sind nur der Teil eines großen Mechanismus'. Ich hatte mit vielen Herstellern aus der Leuchteinrichtungsbranche zu tun. Nach ihren Aussagen befindet sich die deutsche Industrie, am Verlauf des vergangenen Jahres gemessen, in einer Krise. Doch was geht, verglichen damit, in Russland vor sich? Die Hersteller sehen auf dem Markt keine Möglichkeiten und keine Interessensebene für die Einführung neuer Objekte. Fast nur Geschäftsleute und Verkäufer, die eigene Erzeugnisse in China und in Südostasien herstellen, interessierten sich richtig für meine Ideen. Es ist ein sehr interessanter Aspekt, dass sich die Anforderungen des Käufers an die Qualität der Ware proportional zum Preise verringern. Diese Erscheinung beobachte ich nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa. Die Qualität der deutschen Waren, auf die die Deutschen so stolz waren, ist jetzt weniger wichtig, denn ein günstiger oder niedriger Preis tritt in den Vordergrund.

Man kann diese Liste der negativen Beobachtungen fortsetzen, aber gleichzeitig fand ich viele positive Aspekte, die Deutschland von anderen Ländern Europas vorteilhaft unterscheidet. Damit meine ich die Geschwindigkeit und die Qualität bei der Herstellung von industriellen

Mustern, die hervorragende Auswahl an hochwertigen Materialien und das große Angebot an logistischen Möglichkeiten, die sowohl eine schnellstmögliche Lieferung einer Bestellung realisieren als auch eine reibungslose Kommunikationsplattform garantieren.

Zum Schluss einige Fragen, auf die ich keine Antworten finden konnte.

Während des ganzen Jahres interessierte ich mich für die Frage, warum in Deutschland für Ausländer so gute Lebensbedingungen existieren. Leute aus asiatischen Ländern mit niedrigem Bildungsniveau oder sogar ganz ohne Bildung erhalten die Möglichkeit, sich ohne Probleme im Land aufzuhalten und zu arbeiten. Junge ehrgeizige, gebildete Leute aus der ehemaligen UdSSR jedoch haben keine Chance, in der deutschen Gesellschaft aufgenommen zu werden. Es gibt sicherlich viele Gründe dafür. Vielleicht sind russische Designer in Deutschland noch zu unbekannt und bekommen deshalb zu wenig öffentliche Aufmerksamkeit. Auch eine Art Konkurrenzdenken könnte als Erklärung dienen. Aber für Leute, die beispielsweise aus Kanada oder aus Ländern der anderen Erdhälfte kommen, gibt es keine solchen Beschränkungen und Hindernisse. Doch weshalb?

Warum beginnen alle automatisch Englisch zu sprechen, wenn in einer Gesellschaft Russen, Amerikaner und Deutsche aufeinandertreffen, noch dazu unter der Voraussetzung, dass alle die deutsche Sprache beherrschen? Und weshalb behaupten alle, dass einem jungen Deutschen, der eine Arbeit in Amerika gefunden hat, Erfolg winkt? Was ist es, was in Deutschland so negativ sein soll?

Warum befassen sich viele der gegenwärtigen Kunstobjekte mit Themen wie der Darstellung von Fragmenten menschlicher oder tierischer Körper? Warum wird dort Aggression oder Perversion demonstriert? Ich verstehe, dass der Künstler vielleicht etwas anderes meinte, aber warum kann ich als Designer es nicht erkennen? Ich verlasse den riesigen Ausstellungspavillon des Messegeländes in Köln in einem bedrückten Zustand. Wenn keine Exponate aus China mit frohen und lebensbejahenden Themen zu sehen gewesen wären, hätte ich Depressionen bekommen. Wie ist das möglich? Ist alles so schlecht - oder im Gegenteil: Ist alles so gut?

Warum demonstrieren fast alle Dokumentarfilme über Russland, die von deutschen Regisseuren gedreht werden, nur Elend? Warum liefern sie eine einseitige negative Berichtserstattung, so dass ein unsachliches, unrealistisches Bild über Russland entsteht? Russland ist ganz anders als man es im deutschen Fernsehen sehen kann. Warum ist diese Art der Berichte interessanter als eine, die die Menschen einander verstehen lässt und zusammen führt?

Wenn jemand auszieht und seine Gardinenstangen abnimmt, so dass zwei Löcher zurückbleiben - warum muss man dann das ganze Zimmer streichen?

Warum darf der Besitzer eines Sportklubs einem eine halbjährliche Mitgliedschaft verkaufen mit dem Wissen, dass er in drei Tagen schließen muss, weil ein Insolvenzverfahren unmittelbar bevorsteht?

Es gibt noch viele Fragen! Ein Jahr vergeht einfach zu schnell...

Dr. Michael Chapman Kimmage

Reflections

Background: B.A. in History, Oberlin College (1995)
B.A. in Modern History, University College, Oxford (1997)
M.A. in History, Harvard University (2000)
Ph.D. in the History of American Civilization, Harvard University (2004)

Project: Teaching American Studies at the Amerika Institut, Ludwig-Maximilians-Universität, München

Currently: Assistant Professor of History, the Catholic University of America, Washington, DC

Reflections

Dr. Michael Chapman Kimmage

I would like to begin and end these reflections with an expression of gratitude to the Alexander von Humboldt Foundation and especially to all of the people who work closely with the German Chancellor Scholarship Program. Thanks for everything!

From Washington, DC, to Tannenbusch to Berlin

Our orientation in Washington, DC, was congenial and certainly necessary, if a bit prolix and repetitious. The orienting team of Buka alumni could have been more frank when speaking about problems, whether the problems involved their group, the program itself, life in a foreign country or the delicate mechanics of a German-American-Russian operation. I learned more about people's projects from informal conversation than from the formal presentations, but these are all quibbles. The orientation gave us a good introduction to each other as well as to the Buka program. No one was a stranger when we all reappeared on German soil.

Bonn in late August is full of sweetness. One floats through the Bonn summer like a tourist boat circling around the Rhine. The language course, however, was a waste of time. I was together with three other Bukas in the *Oberstufe*, the high-level language class. We had some entertaining conversations, but we didn't really learn anything, because there was no structure to what we did learn. There was a general air of frustration with the language course, regardless of level, which left me with a bad first impression of the Buka program and, fortunately, a wrong first impression.

A month in Tannenbusch – the suburb of Bonn where we lived – was an education in German immigrant life. Though I had lived in Germany several times before, I had never lived in a neighborhood like Tannenbusch, which is usually spoken of in hushed, fearful tones by the Bonners who don't live there. From time to time, I thought of Tannenbusch in the course of our year, marked as it was by the assassination of the Dutch filmmaker, Theo van Gogh, in November 2004 and by the terrorist attacks in the London underground in July 2005. In both cases, the perpetrators were Europeans from an unknown Europe, from neighborhoods in Amsterdam or Leeds that are probably similar to Tannenbusch. Tannenbusch is the poorest part of Bonn and one of the most isolated. Its population – largely Slavic, Turkish and Arab immigrants – lives cut off from the German center of the city. Whether their isolation is a matter of choice or not, these immigrants are radically isolated from the city of Bonn; and the city of Bonn is isolated from them, in many cases unaware of them. The isolation of Tannenbusch reflects a dilemma in European politics, one that, to many Germans, is invisible in daily life and apparent elsewhere only when disaster strikes. We short-term Tannenbusch residents could educate ourselves with our eyes, though I have no idea what we learned.

Our formal education, our Buka seminar, offered pleasures and frustrations. To begin with the frustrations: I cannot recall a single good discussion that followed from the seminar. Given the turbulence of our year in actual politics – and given our group of twenty (individually) opinionated people – this is a depressing circumstance. Too many of our meetings seemed arbitrary, as if we didn't know where we were and our hosts didn't know who we were. Most meetings were a review of factual detail about an office or institution. When the meetings were intellectually exciting, the reality of German as our *lingua franca* prevented at least half

the group from participating. After the first week or so, most of the group appeared to tune out. In addition, the seminar was too long and curiously asocial. One could see all the work that went into planning it, and sadly one knew that it could have been much more intense, either if it, or we, had been different. I should add that the March *Studienreise* was far more vibrant, interesting and memorable, largely what I had hoped the seminar would be.

The pleasure of the seminar was the chance to see so many German institutions first-hand, from museums to television stations to factories. Having criticized the length of the seminar, I must also pay my respects to its variety, for I made two useful contacts through it – to an editor at the *feuilleton* of the *Frankfurter Allgemeine Zeitung* and to a handful of historians at the Institut für Zeitgeschichte in Munich (through the *Studienreise*). These will be long-term contacts for me. Furthermore, from our first reception in the Bonn *Rathaus*, we were treated as honored guests of the *Bundesrepublik*. We were truly welcomed by “Germany” and then handed a cup of coffee, asked to take a seat, etc. We could lounge on the lawn of what used to be the German Chancellor’s residence on the Rhine, beneath Konrad Adenauer’s old office, relaxing into the post-Cold War ease of a summer afternoon.

Well, what post-Cold War ease we had managed to build up seemed to dissipate overnight at the Düsseldorf residence of the American Consul General. The evening quickly passed into legend among our group – legend in the manner of *Monty Python and the Holy Grail*. After a well-intentioned but poorly conceived meal of “down-home” American cooking, they screened a bufoonish Cold War comedy, *Moscow on the Hudson*, for us. We were supposed to arrive at political insight by talking through the film’s grotesque stereotypes. I gather that we arrived at some unintended insights.

Were we better than the officialdom of our home countries? We certainly hoped so, for the discrepancy between officialdom and good taste came up once again at the Russian consulate in Bonn. The terrorist attack on schoolchildren in Beslan cast its terrible shadow over early September 2004, more or less when our seminar began. We visited the Russian consulate in the midst of this disaster. The Russian Consul General conducted a spontaneous roundtable on the tragedy, a celebration of the Putin government and a heavy-handed display of ideological unity that bespoke the absence of national unity.

The consular visits illustrated two conflicting lessons. One is that we are all implicated in a political order that we did not choose and that we may not necessarily like. Yet we carry its structures with us, even within us. As a historian, I was impressed by the irreconcilable ways in which Germans, Americans and Russians remember the Second World War. The German memory of the war is dominated by guilt, because Germany began the war and committed so many crimes in the course of it. Germany’s current geopolitical modesty (relative to its wealth and position) issues directly from World War II and the Holocaust. Any normalcy achieved by Gerhard Schröder and his red-green coalition remains a normalcy in the context of a Nazi past. The Russian memory of the war is shaped by Russia’s suffering during the war and by the heroism of Russian soldiers and citizens, who did so much to win the war. From a Russian perspective, the Holocaust encompassed not just the genocidal murder of European Jewry but the somewhat less systematic persecution of Slavs in general and Russians in particular. Americans (at least of our generation) differ from Russians and Germans in that World War II is less than central to our political imagination. Across generations, though, the American memory of World War II is a tacit affirmation of liberalism, of which the Holocaust was the bleakest possible negation. For Americans, the ground zero of World War II proves the universal need for democracy and human rights, often with the United States as their global

sponsor. Any synthesis of these German, Russian and American memories, derived from the same historical event, is impossible.

A great deal more could be said about history and politics in relation to our group. My general impression is that Russia and America have two very different political cultures, a function of separate histories. In Germany, the differences play themselves out in complicated ways. It's a mistake, and perhaps a characteristically American mistake, to imagine that good will alone can reduce such historical differences to jovial debates at the beer garden. The differences must first be acknowledged, and the work of understanding will involve conflict running in both directions. The conflict may or may not grow milder over time. I think that by the end of our Buka experience we had all traveled a considerable distance towards this understanding. Our progress was sped along by the many friendships that developed within our group. And this was the second lesson of our consular visits: that officialdom is less than half the story and that friendship is stronger than political or cultural difference. I see our Russian-American year as a comedy of manners – with all of the minor catastrophes that accrue to the genre – and a comedy of manners that, true to form, had a happy ending. (The most satisfying comedy of manners within a Russian-American Buka group will end in a Russian-American marriage: future poets, novelists, playwrights and opera librettists among us, take note!). I can't speak for the Russian side of the group, but I believe it was our good fortune as Americans to have spent so much time with our ten Russian counterparts. It was certainly my personal good fortune.

Bavarian Interlude

I spent my year at the Amerika Institut of Munich's Ludwig-Maximilians-Universität, the second-biggest institute of American studies in Germany, and it must be the most *gemütlich*. This was my first teaching job, my first job after graduate school, and in terms of a working atmosphere I could not have been luckier. The ambiance was "collegial" in the grandest sense of the word. The constant exchange of ideas, the circulation of articles and essays from one office to another, was complemented by easy socializing after hours, when the institute often moved from its physical headquarters on Schellingstr. 3 to its spiritual headquarters in *Atzinger*, an anarchist bar with a conservative Bavarian menu. The test of a good university is the quality of the discussion once the lectures and seminars are over, and at the Amerika Institut the quality was wonderfully high. This we owed in part to the institute director, Professor Berndt Ostendorf, my mentor, who from the beginning was an intellectual companion. He and his wife, Jutta, were generous hosts to my year in Munich and kindred spirits in the German world of American studies.

I taught two seminars at the Amerika Institut. The first was on European perceptions of America, which was not a great success. I found the students far too passive, and it was a seminar without a center, too removed probably from the present moment, though the final papers were surprisingly well done. We got bogged down in the *Referat*-system, in the endless presentations that dominate the latter half of a German seminar. The second seminar was on American conservatism, and it was much better. The students were superb – the opposite of passive. They read with great attention to detail, questioning themselves and me. Best of all, they debated each other tirelessly. I am in their intellectual debt, as they taught me more than I taught them. In retrospect, I'm glad that the "conservatism seminar" was the second of my two seminars.

The climax of this past year, for an American historian living in Germany, was the presidential election of November 2004. I will never forget watching the state-by-state voting results at Munich's Amerika Haus – decked out in red-white-and-blue for the occasion – with an idealistic American Republican on one side of me and a German social democrat on the other side, growing progressively embittered as the Republican grew more and more overjoyed. I had confidently predicted John Kerry's victory a few nights before in an Amerika Institut roundtable on the election. Didn't history show that a Democratic wind was about to blow? Not for the first time did a historian comment on contemporary politics with a confidence that is neither deserved nor rewarded. The irony, in this case, is that my research focus is on American conservatism, and so, I underestimated the political centrality of my own research. There were very few Republicans at Amerika Haus on election eve, and a bit after midnight, when Florida was called for Bush, the political melancholy set in. If I remember correctly, the Germans at Amerika Haus were slightly more certain than the Americans that Bush would win, a bit more skeptical of the magic of wishful thinking. In the late morning hours, gloom spread over Karolinenplatz, engulfing the city as a whole. My own mood improved only when I heard my mentor, Professor Ostendorf, threaten to wear his McGovern t-shirt – I can't remember whether out of defiance or mourning. The point was that "John Kerries" had lost many times before in American history. The rest of the year showed the election to be strangely less meaningful, from a German perspective, than I had expected on the morning of November 3. The political preoccupation of Germans is with Germany, not America, not Iraq and not George W. Bush.

America has no monopoly on political melancholy. This year inspired my first worries about the German future. I came to West Germany for the first time as an exchange student in September of 1989, some two months before the *Wende*, and I recall a country of enormous self-confidence, a country that not only worked, but that was felt by its citizens to work – indeed, to work well. In my personal experience, everything still works in Germany, but to come to Germany as the guest of the Humboldt Foundation is to sail through German life in a professional bubble. My colleagues at the Amerika Institut are not so fortunate. They must survive in an institution (by which I mean the university) that no longer works very well, though the university in Munich is among the best in Germany. The humanities are chronically under-funded, a situation that will probably get worse in the future; most young academics have no long-term job security; the resources at hand are not what they should be (our Munich office building, scarred with graffiti, is in a state of decay, not to mention the general lack of recent scholarship in the libraries); and the ratio of students to faculty is punishing to students and faculty alike. Morale is low, and this is the impressionistic difference I sense between the Germany of 1989 and the Germany of today: the country's emotional climate has changed from self-confidence to self-doubt. One political expression of this self-doubt is the slow collapse of the Social Democratic Party in 2004 and 2005, measured in successive regional elections. The governing party's loss in Nordrhein-Westfalen, an old SPD stronghold, led to the dissolution of parliament this summer and to new elections on September 18, 2005.

My worries about Germany are not acute, and they are outweighed by my optimism and faith in Germany democracy, but they are genuine. I fear that Germany won't make the right kind of changes, and it may therefore bring upon itself the wrong kind of changes. The right kind of changes are economic. Germany must find a way to honor its moral commitment to the welfare state, while bringing expenditures and revenues into balance. Germans don't want "Anglo-American liberalism," but for immediate fiscal and long-term demographic reasons they can no longer rely on the social-democratic *status quo*. The consensus is that the change

from SPD to CDU, from Schröder to Merkel, will be negligible, for the two big parties, the SPD and CDU, don't fundamentally disagree with each other about economic policy. To my mind, the ideal of consensus, which ordered postwar German politics, has grown debilitating. Hence, the troubling irony of the early election: the whole drama may have been an exercise in evasion rather than a prelude to serious action. If the established political parties insulate themselves from change without addressing problems – above all, the problem of high unemployment – German voters will seek political answers outside the established system.

On the margins of German politics, demagoguery betrayed itself at least twice in 2004-2005. On April 13, 2005, Franz Münterfering, the chairman of the SPD, referred to capitalists as “locusts” [*Heuschrecken*], harkening back to the Nazis' stigmatization of political enemies as insects – of Jews, for example, as potato bugs [*Kartoffelkäfer*]. This alarmist analogy could be extended: prominent among the locusts, on a list leaked by the SPD, was the investment bank, Goldman Sachs. Could Germany's economic woes be the fault of Jewish capitalists or, in the updated version of this ancient European trope, of American capitalists? Further instances of demagoguery have attended the creation of the *Linkspartei*, a new left-wing party in Germany, which is currently making grandiose economic promises, advocating a German pull-out from Afghanistan and flirting with a chauvinist nationalism. This party may well collapse beneath the collective weight of its leaders' egos, but it has polled some 12% support in Western Germany and over 30% in the former East; it received more votes in the September 2005 election than did the Green Party. Nor are right-wing radical parties growing smaller, especially in East Germany, though these parties are beyond the pale of respectability. All evidence of demagoguery, roundly criticized by most Germans, is indeed on the margins, but those in the political center have work to do, if they are to keep the demagogic urge marginal. Whoever is Chancellor this fall will have to tackle Germany's economic troubles, and not just for the sake of the economy.

Such is the sum of my political impressions, less confidently tendered than my predictions for the presidential elections of 2004.

My other impressions are not melancholy at all. Though I suffered early on from a Munich disease, known as Berlin envy, I was eventually glad to be in Munich instead of Berlin. I can think of no city that exists in such an easy relationship to nature, and the nature surrounding Munich is spectacular, in winter and in summer. The city itself has its own unique charm, which resides in the jumbling of the rustic with the refined. The Italianate elegance of its set-piece buildings co-exists with an abundance of simple places to spend an afternoon or evening, modest shrines to *Schweinshaxe* and *Helles*, to smoking and talking and taking one's time. Munich is not a universe; it's in many ways a small town; but the alternation it offers, between the shining heights of high culture and the rural deer-antler ambiance of its beer halls, enriches both the opera house and the brew house. Berlin is another story, of course. Berlin is its own universe, composed of discreet neighborhoods that, taken together, make up a great city. For the first time, the government buildings are starting to look finished, lending symbolic form to the unified republic. Berlin's cultural life is also a universe. How fortunate Germany is to have these two complementary cities, Berlin and Munich, each of them doing what the other cannot do, what the other would not be caught dead doing.

... and back to Washington, DC

I wish to conclude with another thank you to the Humboldt Foundation for making possible a wonderful year. An incomplete list of things that made it wonderful would include: several

games of charades instigated by Sergej Truschnikov, in which it was revealed that Americans see themselves as gorillas and that slap-stick silliness, not music, is the universal language; Mark's imitations; extended analysis of the "fuzzy caterpillar" (and its plight) in Berlin; illustrations on the invitations from the Beevis and Butthead Stiftung for the first "last chance" party, followed up by the dancing Bush and Putin drawn up for the second "last chance" party (through which officialdom was ennobled by farce); the discovery of *Gosen* in Leipzig along with the mysteries of German cuisine; a glorious weekend of skiing in Garmisch-Partenkirchen, crowned by a visit to the ice palace of the Partnachklamm; an evening spent honing the art of the Russian toast in Vadim and Julia's hotel room in Karlsruhe, an evening that began and ended with the warmest of hilarity; an invitation to lunch at the E.U. cafeteria that told us all we needed to know about the E.U. bureaucracy; a speechwriter at NATO whose breezy cynicism and unembarrassed honesty thrilled many of us; a *Bundeskanzler* who prefers tennis to Frisbee; and an evening of toasting in the internet room of our last Berlin hotel, during which the art practiced in Karlsruhe was further refined. These images, and the happiness they describe, are in the mental luggage brought back with me from Germany to the United States, the most precious souvenirs of a precious year.

Irina Negrebetskaya

**Zum Erfolg verdammt!
oder
Von der wissenschaftlichen Forschung zur praktischen
Anwendung und zurück**

Werdegang: Dipl.-Sprachlehrerin für Deutsch und Englisch, Staatliche Linguistische Universität, Nizhnij Nowgorod (1995)
Dipl.-Marktforscherin, Präsidentenprogramm für Führungskräfte der RF, Staatliche Technische Universität, Nizhnij Nowgorod (2000)

Projekt: Probleme der Organisation der Marketingtätigkeit von deutschen Unternehmen in Russland unter Bedingungen des Wettbewerbwachstums

Derzeit: Promotion bei der Wolgo-Wjatskaja Akademie des Staatlichen Dienstes beim Präsidenten der RF, Lehrstuhl Management und Marketing, Nizhnij Nowgorod

Zum Erfolg verdammt!

oder

Von der wissenschaftlichen Forschung zur praktischen Anwendung und zurück

Irina Negrebetskaya

„Ich habe nicht alles, was ich brauche; aber ich brauche alles, was ich habe“ – mit so einem Gedanken bin ich eines Morgens erwacht. Merkwürdig, wie einem manchmal das Unterbewusstsein mitspielt! Seit einigen Tagen wurde ich mit den Eindrücken, Gedanken und Erfahrungen meines BUKA-Jahres konfrontiert, die ich zu sortieren und in der Form eines Berichts zu Papier zu bringen versuchte. „Der Speicher“ war voll und ich kam mit der Menge an Informationen und Erlebnissen offensichtlich nicht klar. Es war ein Patchwork, ein Mosaik meines einjährigen Lebens als BUKA-Stipendiatin. Ich kenne den Ablauf bereits: Erst nach einiger Zeit kehrt die vollständige Erinnerung an das Geschehene zurück. Aber schon jetzt ist mir klar, dass das, worüber ich hier berichten möchte, ein bedeutender Bestandteil des Gesamtbildes sein wird.

Als ich versuchte, mein Projektvorhaben für die Bewerbung bei der AvH-Stiftung in die erforderlichen 5 Seiten hineinzupressen, konzentrierte ich mich dabei auf die wichtigsten Aspekte, wie Forschung und die Analyse von Kunden, Preis, Markt, Konkurrenz, Vertrieb sowie die allgemeine Unternehmensumgebung. Das sollte ermöglichen, Probleme bei der Organisation der Marketingtätigkeit von deutschen Unternehmen in Russland unter Bedingungen des Wettbewerbswachstums herauszuarbeiten. Daran anknüpfend hatte ich die Absicht, die Ergebnisse der durchgeführten Forschungstätigkeit in einer Doktorarbeit zu veröffentlichen.

Mein Gastgeber war die Deutsche Management Akademie Niedersachsen in Celle, vertreten durch Herrn Dr. Schäfer und Herrn Dr. Pschierer. Mit ihrer umfassenden Unterstützung schaffte ich den theoretischen Teil meiner Forschung. Da aber in meinem Projekt die Analyse der praktischen Unternehmenstätigkeit vorausgesetzt wurde, übernahm seit Februar 2005 die Firma inFORM GmbH aus Chemnitz mit dem Geschäftsführer, Herrn Dr. Hilbig meine Betreuung. Von Anfang an war ich in ein Projekt der inFORM GmbH und einer russischen Firma aus meiner Heimatstadt Nizhnij Nowgorod involviert, wo ich meine empirischen Untersuchungen in der Praxis überprüfen konnte.

Da ich von einer Automobilzulieferfirma betreut wurde, hatte ich die Möglichkeit, die Betriebe führender deutscher Autohersteller zu besuchen: VW, DaimlerChrysler, Audi und BMW. Dort konnte ich mit Spezialisten Fragen des Marketings und der internationalen Kooperation besprechen. Auch bei der Wirtschaftsförderung Sachsen in Dresden und dem Amt für Wirtschaftsförderung der Stadtverwaltung Leipzig hatte ich zahlreiche Termine und sehr nützliche Gespräche über aktuelle Fragen der Investitions- und Marketingförderung von deutschen Unternehmen im Ausland. Zusätzlich konnte ich an Veranstaltungen verschiedener Institutionen zu entsprechenden Themen teilnehmen, darunter Seminare bei der IHK in Leipzig und Chemnitz und Sitzungen des Wirtschaftsclubs der Chemnitzer SPD. Darüber hinaus begleitete ich sächsische Unternehmer, die sich unter der Leitung des Ministers für Wirtschaft und Arbeit des Landes Sachsen, Herrn Jurk, auf einer Reise nach Russland befanden, ich war bei Konsultationen bei der Delegation der deutschen Wirtschaft in Moskau

dabei u.v.a.m. Ich hatte also die Möglichkeit, all die Themen, die mich interessierten, gründlich durchzuarbeiten.

Während der „Russlandtage“ bei der IHK in Chemnitz im April des Jahres 2005 wurde in einem öffentlichen Diskussionsbeitrag folgender Fakt vorgetragen: Von allen gescheiterten Joint ventures lagen die Ursachen in 80 Prozent der Fälle in den kulturellen Unterschieden zwischen Deutschland und Russland. Hier war nicht die Rede von der Kooperation zwischen Skandinavien und einem afrikanischen Stamm, sondern von der Zusammenarbeit zwischen Unternehmen in Ländern mit einer ausgebildeten Wirtschaft.

Können kulturelle Unterschiede tatsächlich so eine entscheidende Rolle spielen? Natürlich ist die kulturelle Umgebung eine der wichtigen Bestandteile der inneren und der äußeren Umgebung eines Unternehmens, die im Marketing in Betracht zu ziehen sind. Marketing ist allgemein eine Wissenschaft, die direkt oder indirekt mit allen Wissenschaftsbereichen verbunden ist. Diese Tatsache hat mich immer besonders fasziniert. Man kann nicht sagen, dass bestimmten Wissenschaften eine kleinere oder eine größere Bedeutung für das Marketing zukommt. Ein Marketingspezialist befasst sich mit einem breiten Spektrum an Wissenschaften, wie Wirtschaftswissenschaften, Philosophie und Anthropologie, in all ihrer Vielfalt.

Trotz dieses Wissens habe ich mir damals gesagt, so schlimm könne es nicht sein. Aber bald musste ich selbst erfahren, was für ein entscheidender Erfolgsfaktor das Verständnis für eine andere Kultur ist. Es reichte jedoch nicht aus, diesen Umstand einfach zu Kenntnis zu nehmen, sondern ich musste diesem Punkt in allen Richtungen nachgehen.

Was ist aber eigentlich „Kultur“? Der Begriff "Kultur" wird heute in mehrfacher Bedeutung verwendet. Dessen ungeachtet gibt es einige allgemeine Grundsätze, die zur Bestimmung dieses Begriffs angewendet werden und somit klare Aussagen treffen. In dem von mir näher betrachteten Umfeld ist der Begriff wie folgt zu definieren: *Die Kultur ist eine künstliche, von Menschen geschaffene Umgebung der Existenz und der Selbstrealisierung, eine Quelle der Regulierung der sozialen Zusammenarbeit und des Verhaltens.* Daraus folgt die Definition des Begriffs „Organisationskultur“ als *eine Gesamtheit von Werten, formalen und nichtformalen Normen und Verhaltensregeln, die dem einen oder anderen ökonomischen Subjekt eigen sind und die das Effizienzwachstum dieses Subjekts fördern.* Aus der Position des Marketings betrachtet, ist die Organisationskultur ein wichtiger Bestandteil seines Instrumentariums. Es tritt als ein Verbindungsglied zwischen den einzelnen Business-Objekten des Marktes und auch zwischen abgeordneten strukturellen Komponenten und Personen innerhalb dieser Objekte auf. Die Kultur beeinflusst unter anderem die Kommunikation, die Zusammenarbeit im Prozess der Entscheidungsfindung und die Problemlösung. Deshalb tragen kulturelle Unterschiede, deren Missachtung und Unterschätzung die Gefahr in sich, dass Konfliktsituationen entstehen.

Und jetzt zu „dem Fall“:

Zwei seit über 10 Jahren existierende, inhabergeführte, mittelständische Unternehmen der Automobilzulieferindustrie, nämlich ein Metall verarbeitendes Unternehmen aus Deutschland und eine Engineering Firma aus Russland haben entschieden, ein Joint venture zur Herstellung von Großwerkzeugen in Russland zu organisieren. Das gesamte Investitionsvolumen von ca. 70 Mio. Euro soll in 8 bis 10 Jahren auf der Basis einer gleichberechtigten Partnerschaft realisiert werden. Im Laufe von fast 2 Jahren führten die

beiden Firmen mehrmals Verhandlungen, besuchten einander, entwickelten Strategien und erarbeiteten einen detaillierten Businessplan.

Dann begann die Phase der konkreten Realisierung des Projekts. Dabei entstanden vollkommen unerwartete Probleme. Diese schienen jedoch mit „Business-Fragen“, wie Finanzen oder technischer Ausrüstung, überhaupt nichts zu tun zu haben. Vielmehr hingen diese mit den kulturellen Unterschieden zwischen den Herkunftsländern beider Firmen zusammen.

Um zu verstehen, in was für einer kulturellen Umgebung sich die Kooperation zwischen den beiden Firmen entwickelt hat, müssen wir die für beide Seiten identischen internen und externen Faktoren betrachten, die diese kulturelle Umgebung gestalteten.

Werte und Beziehungen

Menschliche Werte und zwischenmenschliche Beziehungen sind die wichtigsten Bestandteile der jeweiligen Organisationskultur. Sie beeinflussen die grundlegenden Prinzipien ihrer jeweiligen Existenzphilosophie und Entwicklung.

Die Situation beider Firmen sah wie folgt aus:

menschliche Werte – identisch;

persönliche Ziele der Inhaber und Geschäftsführer – vergleichbar;

Prinzipien, das Ziel zu erreichen – vergleichbar;

erklärte Prinzipien der Unternehmensführung – vergleichbar;

gegenseitige Akzeptanz der Fachkompetenz – gegeben.

Das erste Problem entstand als offensichtlich wurde, dass es den russischen Partnern, insbesondere dem Top-Management schwer fiel, fundierte Aussagen und Meinungen einer Frau zu akzeptieren, vor allem, wenn diese Frau bedeutend jünger war. In Russland ist das patriarchalische Hierarchiesystem im allgemeinen noch sehr stark ausgeprägt. Obwohl die Gleichstellung der Geschlechter bereits im Jahre 1917 in Russland deklariert wurde, sah und sieht dies in der Praxis bis heute ganz anders aus. Wenn wir Stellenausschreibungen in russischen Firmen oder Personalagenturen lesen, dann ist unter dem Punkt „Anforderungen an den Kandidaten“ zu lesen: „männlich“ bzw. „weiblich“. In Deutschland hingegen ist diese Unterscheidung gesetzeswidrig.

Zuerst war es schwierig dieses Problem, resultierend aus den unterschiedlichen Einstellungen, überhaupt als ein solches zu identifizieren. Eine schnelle Beseitigung des Problems war zunächst nicht möglich, da die russischen Partner zu diesem Zeitpunkt nicht bereit waren, ihre Einstellung zu diesem Sachverhalt zu verändern.

Das zweite Problem entstand im ersten Prozess einer gemeinsamen Entscheidungsfindung. Grundsätzlich gibt es individuelle und kollektive Formen der Entscheidungsfindung. In westlichen Unternehmen, wie zum Beispiel in Deutschland oder Frankreich, werden Entscheidungen oft strukturiert, teils in formellen Verfahren von kompetenten Geschäftsführern bzw. den Leitern der zuständigen Verantwortungsbereiche getroffen. Darüber hinaus werden sie möglichst schnell innerhalb der Firmenhierarchie durchgesetzt und in die Praxis umgesetzt. Das war auch bei den deutschen Partnern der Fall.

Die kollektive Form der Entscheidungsfindung, die für die russischen Partner typisch war, charakterisiert sich durch die übergründliche Analyse aller theoretisch möglichen und unmöglichen Alternativen. Weiter ausschlaggebend sind die weitgehende Übernahme in die Gruppenverantwortung und lange Diskussionen mit dem Ziel einer Konsensfindung für möglichst alle Beteiligten. Dieses Verfahren macht den Prozess der Entscheidungsfindung unglaublich lang und kompliziert. Dies ist darauf zurückzuführen, dass die Unternehmer in Russland, die bittere Erfahrungen während der Periode «des wilden Business» (1990 - 1996) gesammelt haben, schon im Voraus versuchen, mit allen möglichen Varianten einer negativen Entwicklung der Ereignisse zu rechnen.

Zunächst interpretierten die deutschen Partner dieses Verhalten als Ausdruck von Unentschlossenheit, Unsicherheit, Inkompetenz, Unfähigkeit, eine Entscheidung zu treffen und als fehlende Bereitschaft zur Übernahme persönlicher Verantwortung. In diesem Zusammenhang entstanden bei den deutschen Partnern oft Situationen, in denen Entscheidungen der Gegenseite angefochten wurden. Der russische Partner jedoch hatte den Eindruck, dass ihm Meinungen und Entscheidungen der Gegenseite aufgedrängt werden sollten, was natürlich einen Widerstand nach sich zog. Aber das Gefährlichste an solchen Situationen ist, dass zwischen den Partnern Misstrauen entsteht und wächst, das fatale Folgen für die Fortführung der Zusammenarbeit hat.

Im gegebenen Fall wurde viel Geduld, Ausdauer und Zeit benötigt, um die Ursache für ein solches Verhalten seitens der russischen Partner aufzuklären. Zu konstatieren ist, dass es nicht so einfach möglich ist (manchmal auch ganz unmöglich ist), einen funktionierenden Business-Stil, der für eine Kultur charakteristisch ist und in dieser als effizient gilt, in eine andere Kultur „eins zu eins“ zu übertragen. Zudem beinhalten Business-Stile, die der einen oder anderen kulturellen Umgebung zu eigen sind, genug eigene innere Widersprüche. Die Lösung dieses Problems wurde durch die Einführung eines transparenteren Prozedere der Entscheidungsfindung gewonnen. Diese Lösung wurde gemeinsam von den Partnern erarbeitet. Erst dann wurde über neue Entscheidungen gemeinsam beraten.

Religion

Die Religion stellt die menschliche Suche nach einem idealen Leben dar und beinhaltet sowohl Lebensansichten, Wertansichten als auch die Organisation von konfessionellen Bräuchen.

Auf der Welt gibt es viele Religionen. Für ein international handelndes Unternehmen ist es sehr wichtig, religiöse Werte zu kennen und zu verstehen, vor allem solche, die einen großen Einfluss auf die wirtschaftliche Tätigkeit und dementsprechend auf die Business-Kommunikationen ausüben.

Die 6 Teilnehmer zur Realisierung des Projekts setzten sich von ihrer Glaubensrichtung her wie folgt zusammen:

drei Deutsche, konfessionslos;

eine Jüdin, Judentum;

eine Russin, orthodoxes Christentum;

ein Russe, Anhänger einer asiatischen Glaubensrichtung.

Innerhalb und zwischen den Partnern waren Differenzen in der Kommunikation und in der Organisationskultur durch individuelle religiöse Bindungen nicht begründet. Aber die

Umgebung gibt andere Regeln vor. Daher sollten Unterschiede in der Art und Weise, wie religiöse Feiertage begangen werden, in Betracht gezogen werden.

In Deutschland nehmen die Kirchen als öffentlich-rechtliche Körperschaften gerade im Verhältnis zum Staat eine besondere Stellung ein; zahlreiche religiöse Feiertage werden öffentlich gefeiert. Zusätzlich existieren weitere Feiertage, die sich von Bundesland zu Bundesland unterscheiden.

In Russland ist die Kirche vom Staat getrennt. Der einzig öffentlich gefeierte religiöse Feiertag in Russland ist Weihnachten. Es gibt aber eine Vielzahl von offiziellen Feiertagen, deren Bedeutung und Dauer für Ausländer oft befremdlich sind. Zusätzlich ist noch der Unterschied zwischen dem Gregorianischen und dem Julianischen Kalender für die unterschiedliche Lage religiöser Feiertage (12 Tage Unterschied) bedeutsam. Darin liegt ein weiterer Grund, warum es häufig zu Missverständnissen kommt. Um diese zu umgehen, müssen diese Gegebenheiten bei der Planung des Arbeitsprozesses beachtet werden. So kann es wegen der damit zusammenhängenden zeitlichen Verschiebung von Arbeitszeiten zu Fristenversäumnissen oder Arbeitsverzögerungen kommen. Dies wiederum kann Konfliktsituationen zwischen den Partnern hervorrufen, die als gegenseitige Missachtung der Kultur gedeutet werden können.

Ausbildung und Technologien

Die Ausbildung bestimmt das Niveau der professionellen und technischen Bereitschaft eines ökonomischen Subjekts zur technischen und ökonomischen Zusammenarbeit, um wirtschaftliche und wissenschaftliche Kooperationen zu verwirklichen.

In Russland wird ein Hochschulstudium durchschnittlich etwa 5 Jahre früher abgeschlossen als in Deutschland. Der Absolvent verfügt zusätzlich über bis zu 2 Jahre berufspraktische Erfahrungen. Auch in Facharbeiterberufen ist eine deutlich kürzere Ausbildungszeit mit stärkerem Praxisbezug festzustellen. Aber der technische Standard Russlands ist veraltet. Beispielsweise liegen Technik und Technologien der Metallverarbeitungsindustrie bis zu 15 Jahre zurück. Deshalb existiert neben der Verfügbarkeit an hochqualifizierten Ingenieuren ein Mangel an Fachleuten, die über Kenntnisse und Fertigkeiten im Umgang mit modernsten Technologien verfügen.

Was die beiden Unternehmen betrifft, die an diesem Projekt teilnahmen, so verfügten alle Beteiligten über eine entsprechende Ausbildung und über ausreichende berufspraktische Erfahrung. Diese ermöglichte es ihnen, zumindest die Anfangsprozesse des Projekts selbst zu realisieren, ohne sich an externe Spezialisten wenden zu müssen. Zukünftig ist jedoch mit erhöhten Ausgaben für die Qualifizierung von Facharbeitern zu rechnen.

Geschichte

Diesen Punkt habe ich mit Absicht zu den Faktoren der kulturellen Umgebung gefügt, da Russland und Deutschland eine sehr komplizierte Vergangenheit verbindet (oder trennt?). Natürlich ist es notwendig, die richtige Einstellung und Dialogbereitschaft zu diesen nicht ganz einfachen Themen aufzubauen.

Die Teilnehmer des Projekts hatten im allgemeinen kein Problem damit, offen Fragen zu stellen und offen Antworten zu geben. Die heißesten Debatten entstanden nur bei

„ökonomischen“ Themen oder Fragen zur Demokratie in Russland. Aber diese Diskussionen waren auch sehr konstruktiv und halfen einander besser zu verstehen.

Deutschlands Erfahrung im Bereich der Marktwirtschaft beträgt 150 Jahre, in Russland hingegen nur 15 Jahre, obwohl Russland während dieser Zeit bereits einen großen Weg zurückgelegt hat, sowohl politisch als auch wirtschaftlich. Man bedenke - der Anfang dieser 15 Jahre liegt kaum eine Generation zurück! Ein klassisches Beispiel: 1861 wurde in London die erste U-Bahn-Strecke eingeweiht und in Russland wurde die Leibeigenschaft aufgehoben. Man muss erst lernen, demokratisch zu leben. Dazu braucht man Zeit.

Politik und Gesetzgebung

Die Politik stellt die innere und die äußere Position des Landes in allen Zweigen, einschließlich Wirtschaft und Kultur dar. Ihre Analyse kann Geschäftsleuten helfen, Risiken und Möglichkeiten richtig einzuschätzen.

Die Situation war sehr günstig, um mit der Realisierung des von mir beschriebenen Vorhabens zu beginnen, denn sie sah wie folgt aus: ökonomisches Wachstum in Russland, Vereinbarungen zwischen den Staatschefs Putin und Schröder, günstiges Investitionsklima, Unterstützung durch lokale Behörden sowohl in Russland als auch in Deutschland und Marktkonjunktur in Russland. Die Realisierung des geplanten Projekts widersprach auch nicht der Gesetzgebung beider Länder. In der letzten Zeit wurden sogar Veränderungen in der Gesetzgebung Russlands unternommen, die die Chancen für eine erfolgreiche Realisierung des Projekts erhöhten.

Soziale Organisation der Gesellschaft

In der russischen Wirtschaft wird der sozialen Organisation der Gesellschaft noch nicht viel Aufmerksamkeit entgegengebracht. Im internationalen Business hat dieses Thema aber eine große Bedeutung. Um ein hohes Niveau der kommunikativen Verbindungen und der wirksamen Entwicklung der internationalen Zusammenarbeit in der ökonomischen Sphäre zu schaffen, ist es notwendig, die wichtigsten Aspekte der sozialen Organisation der Gesellschaft zu kennen.

Was die Teilnehmer des Projekts anbelangt – bei beiden Firmen handelte es sich nicht um Familienunternehmen. Die Auswahl der Mitarbeiter und der Umgang mit den Mitarbeitern erfolgte anhand rationaler Kriterien. Aber die russischen Kollegen werden sich noch daran gewöhnen müssen, dass es für Deutsche üblich ist, einander und die Frauen zuerst mit Handschlag zu begrüßen. Die deutschen Kollegen wiederum müssen sich daran gewöhnen, das in Russland Frauen einfach mit Worten oder mit Kopfnicken begrüßt werden, während sich die Männer gegenseitig die Hand geben. Russische Frauen erschrecken manchmal, wenn man ihnen die Hand reicht. Den Deutschen war es schwer zu vermitteln, dass sich russische Männer nicht aus Verachtung Frauen gegenüber derartig benehmen, sondern dass es vielmehr ein Bestandteil ihrer Kultur ist.

Sprache

Die Sprache ist die Grundlage dafür, dass sich menschliche Gruppen bilden und sie ist das Kommunikationsmittel, mit dem sich Gedanken und Gefühle ausdrücken lassen.

Bei den russischen Projektteilnehmern konnte nur eine Person Deutsch und Englisch professionell anwenden. Zwei Russen konnten sich in englischer Sprache auf Schulniveau verständigen. Auf Seiten der deutschen Projektteilnehmer konnten Russisch und Englisch ebenfalls nur durch eine Person professionell gesprochen werden. Auch hier vermochten sich zwei Personen auf Schulniveau in russisch zu verständigen. Das Problem der sprachlichen Kommunikation unter den Teilnehmern war groß. Man benötigte einen Dolmetscher, der Informationen in beiden Sprachen adäquat übertragen konnte, d.h. für die deutsche Seite auf Deutsch, für die russische Seite auf Russisch. Das Übersetzen von Texten und simultanes Dolmetschen war somit gewährleistet. Dabei entstanden dennoch zwei globale Probleme.

Ein Problem bestand darin, dass der Kontext des ins Russische übersetzten Texts richtig interpretiert wurde. Ein Beispiel, das dieses Problem verdeutlicht, ist folgendes: Wenn am Ende des Satzes kein Fragezeichen stand, so wurde die Information nicht als eine Frage wahrgenommen. Dementsprechend konnte die russische Seite nicht wissen, dass man darauf eine Antwort erwartete, weshalb mit den notwendigen Maßnahmen gar nicht erst begonnen wurde. Dies hatte zur Folge, dass die deutsche Seite sich fragte, warum die Russen schwiegen und nichts unternahmen. Die Russen schwiegen auch dann, wenn sie mit gewissen Sachverhalten einverstanden waren. Mit ihrem Schweigen äußerten sie 100-prozentiges Einverständnis, denn - wozu soll man dies schriftlich mitteilen, wenn es keine Einwände gibt?!

Ein anderes Problem ergab sich durch das undeutliche Formulieren von Gedanken sowie durch überflüssige Vergleiche und Metaphern, die die russischen Partner gebrauchten. So waren sie sehr verwundert darüber, wenn der Dolmetscher nach wortreichen Tiraden nichts zu übersetzen hatte. Natürlich wurde von den Russen die Kompetenz des Dolmetschers in Frage gestellt, obwohl die deutschen Partner keine Ansprüche an die Übersetzungsqualität geäußert hatten.

Nachdem diese Probleme erkannt worden waren, wurden folgende Maßnahmen beschlossen: Komplexe Analysen der Korrespondenz durchzuführen mit dem Ziel, Unstimmigkeiten zu identifizieren. Der Dolmetscher wurde heimlich durch einen unabhängigen Spezialisten getestet (mit dem Ergebnis „exzellente Sprachkenntnisse“).

Um ähnliche Situationen in der Zukunft zu vermeiden, wurden folgende Regeln eingeführt:

- deutliche Teilung der Information in einführende Information (einfach zu Kenntnis zu nehmen) oder in Informationsanalyse, -antwort, -handlung usw.;
- deutliche Bestimmung von Fristen und der Form des Informationsaustauschs;
- deutliche Formulierung von Gedanken und Fragen in schriftlicher und mündlicher Form;
- eindeutige Begriffsbestimmung (z.B. „die Firma N“ und nicht „die Seite“, „die Partei“, „der Partner“ usw.);
- der Dolmetscher bekam das Recht, präzise Fragen zu stellen;
- anhand eines anschaulichen Beispiels wurden für die russischen Partner Unterschiede zwischen der deutschen und der russischen Sprache demonstriert um zu zeigen, wie kompliziert der Prozess der Übersetzung ist und wie wichtig es ist, klare Satzstrukturen zu verwenden.

Fazit

Wie an dem Beispiel sichtbar wurde, entstanden die Hauptprobleme zwischen den Unternehmen gerade im kulturellen Bereich. Weder die politische Situation noch rechtliche Rahmenbedingungen konnten sich so gravierend auf die Kooperation auswirken, wie Differenzen in Denkweise und Wahrnehmung.

Natürlich kann man sagen, dass das angeführte Beispiel sehr subjektiv dargestellt und beurteilt worden ist. Aber die Zusammenarbeit zwischen den Partnern kam zuletzt. Nur dank der Bereitschaft aller Teilnehmer des Projekts, sich mit entstehenden Problemen konstruktiv auseinander zu setzen gelang es, diese komplizierten Situationen zu lösen. Neben der Geduld, dem Streben nach einem gemeinsamen Ziel und dem gegenseitigen Vertrauen spielte eine wichtige Rolle, dass kulturelle Unterschiede anerkannt wurden. Zukünftig sollten der Führungsstil und die Kommunikationsweise der Firmen so umgestellt werden, dass sowohl die gemeinsamen Werte und Ziele als auch die Akzeptanz von Kulturunterschieden im Laufe von vielen Jahren eine Basis sein könnten, um ein Projekt zu realisieren.

Die gegenwärtige Globalisierung der Märkte erfordert eine tiefgreifende Analyse der Erfolgsfaktoren der international tätigen Unternehmen unter den Bedingungen des sich verschärfenden Wettbewerbs. Neben der Auswahl optimaler Marketing- und Managementstrategien, einer adäquaten Organisationsstruktur, der richtigen Einschätzung von existierenden und potentiellen Risiken und Möglichkeiten kann für eine Unternehmensführung „die kulturelle Frage“ von entscheidender Bedeutung sein. Der Erfolg oder der Misserfolg von Unternehmen, die auf dem Weltmarkt tätig sind, hängt direkt davon ab wie gut es gelingt, das Konfliktpotential zwischen den Mitarbeitern verschiedener Nationalitäten mit verschiedenen kulturellen Traditionen auf sämtlichen Ebenen einzugrenzen bzw. abzuschaffen.

Zum Schluss möchte ich einige Worte des Dankes zum Ausdruck bringen - viel zu wenige und viel zu schwache Worte, wie ich wohl weiß.

Mein Dank gilt der Alexander von Humboldt-Stiftung und ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern für die Möglichkeit, das von mir erarbeitete Projekt zu realisieren und dabei unüberschätzbare Berufs- und Lebenserfahrung sammeln zu können. Das Stipendium ermöglichte mir all das, wovon ich sonst nur träumen konnte. Vor allem war es eine große Freiheit daran zu arbeiten, woran ich wollte, wie ich wollte und mit wem ich wollte. Das Stipendium setzt ein außergewöhnliches Vertrauen in seine Stipendiaten, indem es diese Arbeitsfreiheit in so bedeutendem Maße ermöglicht. Dessen war ich mir bewusst und schulde dafür besonderen Dank.

Mein verbindlichster Dank gilt auch meinem Betreuer, Herrn Dr. Hilbig. Seine wissenschaftliche und menschliche Unterstützung ermöglichte es mir, nicht nur das in meinem Projekt vorgesehene Vorhaben zu erreichen, sondern auch Deutschlandenerfahrung zu sammeln. Ich danke Ihnen für Ihre Unterstützung, theoretische Annahmen durch die Praxis zu bestätigen und für Ihre Überzeugung: „Wir sind zum Erfolg verdammt!“.

And last but not least: Obwohl ich Deutschland sehr vermissen werde, freue ich mich auf mein Zuhause und auf die „Wiedervereinigung“ mit meiner Familie, die geduldig meine lange Abwesenheit ertragen hat. Ich danke Euch, meinem Mann und meiner Tochter, für das

unerschütterliche Vertrauen und für die enorme Hilfe, die Ihr mir gegeben habt und gebt.
Danke an alle!

Dr. Elizabeth Otto

**Piecing the Past Together:
On Bauhaus Photomontage and the Making of
an Exhibition in Germany**

- Background: B.A. with Honors in Art History, Oberlin College (1994)
M.A. in Art History, Queen's University, Kingston, Ontario,
Canada (1996)
Ph.D. in Art History, the University of Michigan (2003)
- Project: Tempo, Tempo! The Bauhaus Photomontages of Marianne Brandt
- Currently: Assistant Professor of Art History, the State University of New
York at Buffalo

Piecing the Past Together: On Bauhaus Photomontage and the Making of an Exhibition in Germany

Dr. Elizabeth Otto

Looking back, I am surprised at how the year as a German Chancellor Scholar changed my life. Having spent some time in Germany already, I hadn't anticipated how the camaraderie and sense of attachment that I would develop for our diverse group of Russian and U.S.-American fellows would shape my experience over the year. As a fellow I was able to curate my first full-fledged exhibition and to publish a catalogue volume with it. These are both tremendous milestones in my scholarship and my academic career, and I am delighted with how the fellowship year worked out. In this essay I will talk both about my experiences during the course of the year in Germany and about the results of my scholarship, going into further detail on the artist Marianne Brandt, whose work was the focus of my project.

Exploring Germany with our international group during the course of the introductory seminar and the two-week *Studienreise* was a wonderful learning experience about the country. But, at the same time, while Germany was our focus, we also came to understand a lot about each other's countries, customs and the experiences that had formed us individually before becoming BuKas. As one of my Russian colleagues said to me, "We think what you do is great; it's just that you can't earn any money doing that in Russia!" We quickly learned to laugh at ourselves and that it was okay to gently tease each other; this seemed to produce friendships for many of us before we all knew it. In our times together, this humor – our collaborative project – allowed us to enjoy our differences and find commonalities without forcing them.

2004-05 was one of the rare years where I actually accomplished more than I had hoped with the exhibition, catalogue and a number of other publications.²⁴ Focusing on the photomontages of the Bauhaus artist Marianne Brandt (1893-1983), I spent a lot of time researching in various archives, looking at works and conducting several interviews. While this project involved a lot of individual work, it was also fundamentally based in collaboration on the institutional and personal level in my work with members of the Bauhaus-Archiv, Museum für Gestaltung, my hosts in Berlin. The Bauhaus-Archiv provided terrific opportunities for intellectual and collegial exchange, from the fun of the shared lunch table – where I learned a lot about the inner workings of the museum – to a number of very important discussions about the state of the scholarship on the artist and on the Bauhaus in general. These discussions led to a number of new discoveries which shaped the exhibition and greatly improved the final publication.

Until this time, the reputation of Brandt has rested largely on such icons of Modernist design as her *Tee-Extraktännchen*; only a few examples of her photomontages are known to art historians. These works, all of which are made from images cut out of newspapers and magazines, range from intensely-layered compositions to strong and simple designs. They constitute the critical complement to her metal works from the mid-1920s and early 1930s. Having eschewed traditional representation art – even burning her existing oil paintings in

²⁴ Elizabeth Otto, *Tempo, Tempo! Bauhaus Photomontagen von Marianne Brandt / Tempo, Tempo! The Bauhaus Photomontages of Marianne Brandt*, Trans. (English to German) Stephanie Rupp and (German to English) Elizabeth Otto (Berlin: Jovis Verlag, 2005). 178 pages, c. 50 color and c. 70 b/w illustrations.

1923 – and working with abstract, pure forms in metal, it was the new medium of montage that allowed Brandt to focus an analytical gaze on contemporary society and politics and on the dangerous side of modern technology that had become so apparent in the First World War; her works also challenge gendered conventions in representation and image new roles for women in society. *Tempo, Tempo! The Bauhaus Photomontages of Marianne Brandt* is the first exhibition to unite and critically examine Brandt's work in photomontage.

Brandt's life spanned some of the most important historical events in Germany. She was born Marianne Liebe in Chemnitz in 1893. In 1919 she married the Norwegian painter Erik Brandt. While she and her husband lived apart for much of their married life, this marriage would subsequently give her a particular status as a woman who was technically married but could operate independently within the Bauhaus context. She entered the Weimar Bauhaus in 1924 and quickly became an apprentice in the metal workshop at the encouragement of her mentor, the Hungarian Constructivist and Bauhaus teacher László Moholy-Nagy. Brandt secured the most industrial contracts of any of the Metal Workshop's members, providing much-needed income for the school; she also became the workshop's acting director after Moholy's departure in 1928. During the Weimar Republic and in subsequent years, Brandt was in contact with key figures in German Modernism, including Moholy, Walter Gropius, Naum Gabo, Ernst Kallai, Wassily Kandinsky and Kurt Schwitters. And while her metalwork has remained more present in the public's memory, the other consistent thread in her work from this time is her complex and vibrant photomontages.

While she was influenced by Bauhaus theories and methods, particularly those of Moholy-Nagy, Brandt also brought her own distinct approach to montage; this became ever clearer to me as I pieced together the definitive list of works in her photomontage oeuvre, which numbered forty-five in total, by the end of my research. These fragmented works invited women to see themselves not merely as reflections of interwar consumer society or as symbols of cultural change, but also as agents of change who were critical and politically savvy. As mobile women moved through an array of images of contemporary life in the metropolis, so



Brandt's richly detailed montages pose viewing and consuming as pleasures potentially open to such New Women. For example, her *Miss Lola* draws a number of its pictorial fragments from a 1926 series of articles detailing the travels of the adventurer, author and camerawoman Lola Kreutzberg, the perfect embodiment of European women's ability and mobility in the 1920s. Brandt situates Kreutzberg in a swirling pictorial landscape teeming with animals, machines and people. This montage highlights the representation of colonized, non-European lands as proving grounds for independent modern women, and as contrasts to European civilization and technology. Such examples of Brandt's montage bring to mind the fact that Germany had been stripped of its colonies at the end of the First World War. Like many of Brandt's photomontages, it allows the viewer to consider contemporary constructs of non-European civilization and European society.



Brandt's photomontages also address such themes as the dynamism of metropolitan life, the fascination of film culture, the militarization of technology and the representation of masculinity in the wake of the lost war. The title work of the exhibition, *Tempo-Tempo, Fortschritt, Kultur*, of 1927, glorifies the clean lines of Modernist design as it playfully highlights the engineer as a Constructivist ideal who was capable of remaking society in the wake of the First World War. Surrounded by swirling, hand-lettered text, a small figure – a smiling man wearing belted coveralls – is at the controls of a complex machine. Brandt has montaged five different photographic-style technical drawings together in order to create a collection of gears and levers that form the dramatically oversized and impressive machine. Dwarfed by the massive apparatus that he tends, the smiling man strikes an expansive pose with his feet in a broad stance. In the original photograph, the engineer's left hand was placed on his hip, but

Brandt has cut his arm at the elbow and reattached it to spread his arms wide. With his right hand he controls the giant metallic gears which spring to action through the mere shifting of the thin lever that he holds. Clear details of the machine's workings are exposed to the viewer through an illusionistic cut-away, but the purpose of this machine remains unclear. It spits out progress, culture, and, above all, tempo, directed by the engineer's alchemical touch. This *Tempo-Tempo* photomontage functions as a sort of visual manifesto that embraces the mood of speed and progress evident in the culture of the Weimar Republic.

Using photography to evoke senses beyond sight, Brandt's montaged works explore varied formal approaches to the pictorial surface and potential meanings embedded within photographic materials. For many Bauhaus and Modernist theorists such theoretical approaches were the keys to broadening the power of a work of art in the dynamic new society of the 1920s. As both an exhibition and a catalogue, *Tempo, Tempo! The Bauhaus Photomontages of Marianne Brandt* offers viewers and readers a retrospective look at Brandt's interwar photomontages in relation to the constellations of ideas essential for interpreting these works.

Bringing together works from collections throughout Germany and as far away as the United States, this exhibition explores the historical and theoretical significance of the richly detailed, skillfully composed and visually dynamic oeuvre of montaged images created by Brandt in the context of the most influential art institution of the Weimar Republic, the Bauhaus. Because there is such interest in both the Bauhaus and photomontage in the United States, I also spent some of my time as a BuKa searching for the right partners for the Bauhaus-Archiv, so that the show might be able to travel to a further location or two. It is scheduled to open first at Harvard's Busch-Reisinger Museum and then move on to the International Center of Photography in New York this coming year. Now that we have finished the hard

work of creating the exhibition and gathering the works together, it is great to know that the show will continue on to be seen by this international audience.

While I never meet Brandt personally – she had lived in the GDR and died in the late 1980s – the BuKa year provided me with the chance to visit and interview a number of people who did know her. In early January, three months into the research portion of my time, I wrote the following in an email to one of my BuKa colleagues:

Was in Leipzig yesterday, meeting with a gallerist who sold most of Marianne Brandt's montages in the 1970s. I was expecting her to be very efficient (even officious? I knew that this gallery was very important back in the day), but she opened her home to me, talked with me for awhile over cake and coffee, then went off to cook up some goulash for the grandkids. At one point I went into the kitchen to ask if I could touch one of the original photographs in order to turn it over and see its back. She said, “You know, I don’t open my home to that many people, and when I do, I expect them to feel totally free here.”

At the end of the afternoon I wanted to ask more questions, and she said that that would be fine, but that while we talked I would have to eat some soup she had made for me. She told me that, at age seventy and having survived cancer, she's having the nicest time of her life right now, and she said I shouldn't be afraid of getting old. In some ways I think that that might be even more useful than all I learned about Brandt from her. After we talked, she sent me on my way with gifts of 10 books and a modern print of a vintage Brandt photograph, a ticket for the tram, and – loaned for the exhibition – over 6,000 Euros worth of art in a plastic bag. What a woman; what a day!

This openness and generosity of spirit seemed to permeate the whole BuKa time in ways I never could have anticipated. This year brought wonderful group experiences; I think we'll all remember laughing until our stomachs hurt as we played charades in various hotel rooms throughout Germany. It also brought a range of great moments with individual friends who were willing to trade stories and offer advice about the challenges we faced with our work in a foreign country and who even gave much-needed practical help, serving, for example, as “test readers” for my exhibition catalogue’s essays.

During the course of the year, I also had the chance to work on a number of other small projects. Making use of Berlin’s libraries and the archives of the Akademie der Künste, the Deutsches Historisches Museum and the Bauhaus-Archiv, I continued research for my book manuscript, *Fragmentation: Photographic Mediations from Wilhelmine Germany through the Bauhaus*. This project spans the period from the founding of the German nation in 1871 through the Weimar Republic’s demise and the concurrent rise of the Nazi government in 1933, and it explores how montaged photographic images from both popular and avant-garde contexts interacted with, or intervened in, political and cultural history. Theoretically framed by the writings of Alois Riegl, Walter Benjamin and Siegfried Kracauer, this study investigates how public cultures of photographic imagery and photomontage formed a vocabulary of critical modernism in which modes of cultural critique became embedded within photographic media themselves and imaged violence coexisted with visual iconographies of renewal and change. Relocating the origins of montage to traditions of colonial and military portraiture of the later nineteenth century allows for a reassessment of the meanings that composite imagery held for early twentieth-century avant-garde movements. Central to this book are the transformations of photographic and mixed-media images created by avant-garde artists from the First World War through the 1930s, including

Otto Dix, Marianne Brandt and Alice Lex-Nerlinger. Taken together, the pictorial disjuncture of late nineteenth-century montages and the works of these artists respond to fin-de-siècle German fantasies of militarized masculinity, and they explore the troubled political landscapes imaged during the war and in the context of Germany's first experiment in democracy, the Weimar Republic. The research that I completed during this year should allow me to submit this manuscript to an academic press in 2006.

Related to the book project, I gave talks on my new research at the Film Department of the Freie Universität, Berlin, and at the Association of Art Historians' Annual Conference, held at the University of Bristol in the United Kingdom. The German Chancellor Scholarship also allowed for a bumper crop of essay-length publications, many more than I have ever been able to write in a year. First, I published two scholarly essays comprised of material related to the book manuscript. My piece on gender and popular representations of uniformed men and women was published in a volume on art and gender in the Wilhelmine and Weimar periods.²⁵ The other essay, this one on Lex-Nerlinger and leftist politics in photographic publications of the later Weimar years, was published in a volume on photographic books.²⁶ A third text that I wrote during the course of my German Chancellor Scholarship – this one tracing the connection between early popular and later avant-garde composite photographic media (important work for figuring out the book manuscript) – will be published in the peer-reviewed volume *Weimar Publics – Weimar Subjects* this coming calendar year.²⁷ My short essay to publicize the Brandt exhibition was published in *Museums Journal*.²⁸ Finally, I wrote a review on a new study of later nineteenth-century German art and popular culture, a book which has proven very useful for my teaching this year.²⁹ Having time to research, think and write is a tremendous gift; this past BuKa year has made a great difference in getting my work out to the scholarly public.

The travels and meetings set up by the Alexander von Humboldt Foundation provided a welcome relief from these various academic projects. I was glad for the chance to see more of Bonn and the area, of which I knew very little before the introductory seminar. Traveling through Germany on the *Studienreise* was also a real pleasure. The time at Garmisch-Partenkirchen was particularly relaxing and interesting. I also was glad to be able to give Germany's previous Chancellor, Gerhard Schroeder, a Frisbee; I had had this idea because previous BuKas had told us that he tended to keep his visits short. Chancellor Schroeder seemed to like the Frisbee, but informed us that he was more interested in soccer. I suppose we shall see what the current group of fellows will experience with Chancellor Merkel.

²⁵ Otto, "Uniform: On Constructions of Soldierly Masculinity in Early Twentieth-Century Visual Culture." *Künstler-mythen und Männlichkeitsbilder: Geschlechterentwürfe in der Kunst des Kaiserreichs und der Weimarer Republik*. Ed. Martina Kessel. Cologne: Campus Verlag: 2005, 17-42.

²⁶ Otto, "Montage and Message: the Photography-Based Works of Alice Lex-Nerlinger in Publications of the Weimar Republic." *Printed Matter: Fotografie im/und Buch*. Ed. Barbara Lange. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag: 2004, 57-77.

²⁷ Otto, "The Secret History of Photomontage: on the Origins of the Composite Form and the Weimar Photomontages of Marianne Brandt." *Weimar Publics – Weimar Subjects*. Eds. Kerstin Barndt, Kathleen Canning and Kristin McGuire. Oxford: Berghahn Books, forthcoming: 2006.

²⁸ Otto, "Die fragmentierte Sicht: Marianne Brandts Bauhaus Photomontagen" [Fragmented Visions: Marianne Brandt's Bauhaus Photomontages]. Trans. Stephanie Rupp and Annemarie Jaeggi. *Museums Journal* 9 (2005).

²⁹ Otto, Review of Beth Irwin Lewis, *Art for All? The Collision of Modern Art and the Public in late-Nineteenth-Century Germany* (Princeton: Princeton University Press, 2003), *The German Studies Review* 28:2 (2005), 404-05.

Just over a month after my fellowship ended, I returned to Germany to open the show in early October. A number of my BuKa colleagues who were still in Germany came to the opening, some even traveling from out of town to be there for the event. It was wonderful for me to finally see all of the works hanging together after having worked towards this goal for so long! The room was dimly lit – the montages cannot take much light – with warm lights aimed directly at the works, so that they glowed a bit in the darkness. In relation to the opening, I gave a number of tours, spoke to the press and gave a speech on opening night. This was by far the most academic German I've ever spoken, and it went just fine (when I asked people if they understood me, they always nodded and said that it was “charming”). In the end, I was pleased with what we had done together and happy to see the positive reviews of the show in the Berlin papers. The catalogue turned out beautifully, and I am so grateful to have been able to write it.

The doors opened by the Alexander von Humboldt Foundation and the generosity that we fellows enjoyed will always stay with me, as will my happiness and gratitude at the fact that I was able to complete this large-scale project. The collaborations that went into creating understanding within our group will last for me as much as any individual achievement. Perhaps, in the spirit of that famous Leipzig gallerist, we can all gather when we are in our seventies to enjoy life and again be at home in one another's presence.

Lizz Porter

A Year of Experience in Life and Music

Background: B.M. Eastman School of Music, University of Rochester
M.M. Shepard School of Music, Rice University

Project: A Study of History and Culture Surrounding German Horn Music

Currently: Aufbaustudium: Hochschule für Musik und Theater Hamburg

A Year of Experience in Life and Music

Lizz Porter

There is one gift more valuable than any other for a musician. This is the gift of time – time to listen, time to practice, and time to ensconce oneself in culture: time to Reflect. Incidentally, time is also the best gift to give a person who will be moving to Germany. It took three months to get a doorbell and mailbox for my apartment in Hamburg. I learned an unexpected lesson this year – how to relax. After bustling around for six years in music school in the States, with rehearsals scheduled even through every weekend, it had stopped occurring to me that one moment’s repose can be more valuable than an hour of work. Here is what I have done with that time this year:

Lessons with Ab

My sponsor was Professor Albert Koster at the Hochschule für Musik und Theater Hamburg. He played Solo Horn for the Norddeutsch Rundfunk Orchester Hamburg for 20 years and is now a renowned soloist and chamber musician on the modern horn and its valveless predecessor, the natural horn. I was particularly nervous to meet Ab. We had only met briefly in Houston, and unlike the projects of some of my colleagues, my project required constant contact with my sponsor. At the conclusion of my year, I can say that I couldn’t have imagined a better mentor. Although about twice my size, he is as much like a boy as any man in his fifties can be - in looks and temperament. It was wonderful to know I could always expect his cheerful encouragement. He was there for anything I needed throughout the year, from helping me tackle the technical difficulties of the unforgiving natural horn, introducing me to important horn players in Germany, teaching me the German style of playing the modern horn, and helping me through my musical angst of performing well-known works by German composers such as Mozart. My project for this year was to address early German horn literature from a historical perspective and to familiarize myself with the German style of playing. That sounds very academic, especially for a brass player. We are typically thought of as the “jocks” of the music world. We had a great time working through the Mozart concertos on natural horn. Ab is the first teacher I’ve had who has actually laughed over my mistakes, and to great effect. Once in a lesson, I was playing through a slow movement and forgot to take my breath. I saw Ab watching more and more closely out of the corner of my eye as I continued to play and my face grew more and more red. I made it until two beats before the end of the phrase before I ran out of air, at which point Ab burst out laughing, exclaiming – “Oh shit, what a pity!”

Travels

If the intent of this program is for the participants to get to know Germany, I can confidently call my year a success. Through the language course, the study tours, attending concerts, taking auditions, and having lessons, I have spent time in most of Germany’s major cities. Not just spending time of course, but also sampling the local beer and cuisine. The popular drink in Hamburg is called Alsterwasser, a mix of Pilsner and Sprite. I can’t wait to see my dad’s reaction when I get home after being in Germany over a year and add Sprite to my beer.

It is still amazing to me, coming from such a large country, that every region or city in Germany has its own local cuisine and beer. Bamberg, for instance, has a local beer called

“Rauchbier,” or smoke-beer. To me, it tasted as if someone had simply added bacon to my beer; it would go perfectly for breakfast with eggs. I also love that one can enter a restaurant in the morning in Bavaria, and by eleven, most of the tables will have tall glasses of wheat beer on them. We learned in language class that beer is often referred to as “flüssiges Brot,” or liquid bread.

Having the weekends off during the two months in Bonn left plenty of time to explore the Rhein region. Five of us could buy a “Schönes Wochenende” ticket for twenty-five Euros and travel as far as we cared to in one day. Some of the best experiences are those which are unplanned. One Schönes Wochenende ticket brought us to Aachen, where I entered a church with my companions to look around and was surprised by an offer of tea and company. Every Saturday in this church, church members welcome visitors with refreshment and conversation. Our small group consisted of the two church members, a Muslim, an Atheist, a Catholic and a Protestant. We sat in a circle in the cool, quiet church, softly conversing about our paths through life. It was my first “all German” conversation in which I actually felt comfortable. One of the mini-trips that I had really looked forward to turned out to be a big disappointment. I had read in a guide book that one could take a donkey ride up to Drachenfels. As a child, I knew a donkey and have since then always been fond of them. But when we got there, we realized that only children could ride the donkeys! I made up for it however, by feeding the sweet donkeys twigs and leaves while they waited for their smaller companions.

The combination of living in Bonn for two months and visiting parts of the former East Germany in the study tour and on my trips to Dresden made Germany’s recent history tangible to me. I was surprised in language class by one of my teacher’s views that Germany should not have been reunited. Having only been nine years old at the time of the reunification, my memories of the event are simple. My parents were friends with a German couple who shed tears and said they never thought they would live to see their home country reunited. After conversations with Germans of differing opinions, visits to the German history museums in Bonn and Leipzig, and witnessing the politics of Germany’s current economic struggle, I realize the issue is far more complex than I had previously thought.

Concerts

It is possible that I attended more concerts this year than in the last four years combined. During college and graduate school I went to symphony concerts on the weekends and sometimes a recital. At times there would even be two important events in one weekend. I understate myself when I say I was overwhelmed by the amount of concerts when I arrived in Germany. I tired myself out in the first few months by going to five concerts a week – often more than one per day. One of the most interesting of these experiences was a concert festival in Berlin in honour of the great conductor/composer Pierre Boulez’s eightieth birthday. The aspect that made it remarkable was that it provided an opportunity to hear German orchestras and an American orchestra on consecutive nights. On Thursday and Friday, the Chicago Symphony played works by Bartok and Mahler, and on Saturday and Sunday, Staatskapelle Berlin played works by Boulez and Mahler. The difference between the styles of the two orchestras was quite surprising to me. The CSO played two very impressive concerts. Many people consider this orchestra the best in the United States. However, despite the technical perfection of the performances, they were neither musically interesting nor emotionally stirring. The orchestra sounded like a precise machine. Every member played their own part correctly and in synchronization with the other members. Hearing the concerts side by side

helped me grasp the concept that I had been struggling to identify: an ensemble needs more than precision and synchronization to really make music.

Auditions and Competitions

Learning to be successful in an audition is of utmost importance to the orchestral musician, as it is the only way to get a job. In fact, my two years of Master's work at Rice were spent solely on this task, and throughout the last six years I had participated in about twenty of these events. What a shock it was to take my first audition here in Germany. I should begin with a few words about the experience in the States. In the United States, a musician applies for an open position, and ninety percent of the time, receives an invitation with a required list of music to prepare. Each person pays their own way to the audition and there are usually between fifty and one hundred contestants. The first few rounds are played for a small committee behind a screen and consist of about four to eight minutes of music. In Germany, audition invitations are much harder to come by. There are only ten to twenty people invited to each audition, but the orchestra pays for transportation costs. For the first two rounds, each candidate performs from five to fifteen minutes, not for a small committee behind a screen, but in front of the entire orchestra. The last difference, one that I find very telling, is in the requested music. The music played in the first round represents the highest priority for the hiring orchestra. German orchestras request entire movements of concerti with piano accompaniment for the first two rounds. In contrast, American orchestras may ask for the first few minutes of a concerto in the first round, but normally do not require solo playing until the last round—that is, if they require a concerto at all. It seems to me that the American orchestra as an institution has unwittingly put the ability to play musically and soloistically on the back burner. There may not be anyone left who can play Mozart beautifully in the last round. I think the audition process in the United States is one of the main reasons the orchestras sound more technical and mechanical than soloistic and musical.

Another important activity that musicians take part in to further their careers in Germany is competitions. Never having participated in a competition before, this aspect was naturally interesting to me. I participated in a competition for the German Hochschulen in my area and it was a learning experience. The act of preparing and participating, as well as observing the other contestants, was beneficial. Each player had to prepare a number of solo works for their instrument with piano accompaniment, and then perform these pieces in a recital atmosphere in three different rounds for a jury. All of the orchestral audition preparation had certainly not prepared me for this. The thing that struck me most was the stage presence of the performers. One woman had particular talent in this area. She looked like self-confidence personified as she walked on stage, slowly addressed her fans with a look of gratitude, graciously bowed and then focused herself for the performance. This kind of contact with the audience is invaluable! It turns a solo performance into an activity in which the audience is now an active participant.

Jerry and Eppie

Having my husband in Germany with me was a priceless comfort. He was always ready to listen to me play and give commentary, he was there to talk through new ideas from lessons or concerts, and he was also there to commiserate with when we felt homesick. In January we decided to expand our family. Yes – we adopted a beagle. Eppie proved to be a better tool for learning the language than any class or endless flashcards. No one can resist petting our pretty puppy, hence this shy American couple suddenly became the center of attention wherever we went. Although my lessons and school activities were generally in German, I had almost no

experience with the kind of casual conversation that passes between strangers at the park or on the street. We also got to know our neighbors. The dogs from the law office upstairs came to our window everyday at lunch time to say hello and the neighbor dogs also ran to our window any time they got out. I hadn't realized it, but up until we got Eppie, I had felt like an observer of life in Germany, but she turned our observation space into a home.

My most memorable language mistake occurred during Eppie's puppy socialization class. I was speaking to her trainer about when the right time to get Eppie spayed was, and I said that I was worried that if we waited too long, Eppie might become "schwul," a colloquialism meaning gay. The side conversations screeched to a halt, leaving a pointed silence. After what seemed an eternity to me, but was probably only about five seconds, one of the women from the group looked at me and said, "Ah, du meinst schwanger – pregnant." Group sigh. I didn't realize until later what I had actually said.

Lessons with "The Damm"

"The Damm" is the title I have given legendary hornist Peter Damm. I heard him answer his phone once, "Der Damm," and it just stuck. He played Solo Horn in Staatskapelle Dresden for 33 years and has numerous solo recordings. I was fortunate enough to have two one-week lesson sessions with him at his home in the beautiful Dresdner Heide. He arranged a guest house for me to stay at three blocks away from his house. These weeks seemed sort of surreal. It was winter, with lots of snow, and the nearest store was at the bottom of the hill, thirty minutes away by foot. (On a side note, I discovered the bus line through that area at the end of my first week.) It was just me, my horn, the snow, the Damm, and.....Eppie. In the morning I walked with Eppie for 45 minutes through the snow, while I shivered and she frolicked, and then warmed up on my horn before I headed to my lesson. The Damm's house was wonderful to be in because it was kept at 20 degrees, and my little cabin was heated by coal, but not enough of it. I actually let Eppie sleep on top of me so that we could stay warm. My lessons were from 9 until 12, so I had the rest of the day to review the day's lesson and practice for tomorrow's lesson. Every hornist needs a few weeks like these – with nothing but cold and the influence of genius to keep one company. We worked on a variety of music, but one of his specialties is the music of Richard Strauss. He actually published a book on Strauss's Opus 11, the first horn concerto. As we worked our way through Strauss's two horn concerti, he was constantly taking out different samples of research from his book cases. One example is a copy of the original manuscript of the first concerto, complete with Herr Damm's analysis of the handwriting. He had gone through the music and notated which notation belonged to Richard Strauss and which belonged to his father, Franz Strauss, a famous horn player and somewhat overbearing editor of his son's work.

I also had the opportunity to have lessons with several other horn players. One interesting character is Radek Baborak. He reminds me of a teddy bear; he's a little short with thick brown hair and a round smiling face. He showed up thirty minutes late for our hour-long lesson and chain smokes on rehearsal breaks. Despite the chain smoking, he's one of the two Solo Horns of the Berlin Philharmonic at age 28, and it's easy to understand why when one hears him play. Another interesting player I had lessons with was Volker Altman, the second horn of the Vienna Philharmonic. He plays on an instrument called the Vienna Horn. This instrument is somewhere in between today's modern horn and the valveless natural horn. It does have valves, but the instrument is simpler and treacherously easy to miss notes on. Herr Altman has been in the orchestra for forty years and he shared many interesting stories with me. One story that stuck with me was about the conductor Carlos Kleiber, who passed away

this past year. The orchestra was playing Beethoven's Fifth Symphony. They were rehearsing a section where a theme is played once in the bass and cello sections and then repeated by the horn. Kleiber told them to play it "the first time like a big ape and the second time like the small ape sitting on his shoulder." So this is what goes on in the head of a genius. The creativity needs only to be let loose.

At the End of the Year

Now quickly approaching the end of my time with the Alexander von Humboldt Foundation, I have decided to stay in Germany. I am enrolled in the Hochschule für Musik und Theater Hamburg, where I am starting work on a post-graduate solo performance degree with Ab Koster. With continued excitement over prospects of new experiences and life lessons in Germany, I want to give a most heartfelt thanks to the Alexander von Humboldt Foundation for everything they have done for me.

Dipl.-Ing. Irina Samuylova

Jahresbericht einer BUKA oder Liebesbrief an Deutschland

Werdegang: Dipl.-Ing. Polytechnische Universität (PU) Tomsk (2001)
Sibirisches Zertifizierungszentrum (SZZ) an der PU Tomsk

Projekt: Entwicklung des eLearnings im Bereich Qualitätsmanagement
und ein Konzept des Wissensmanagements

Derzeit: Sibirisches Zertifizierungszentrum an der PU Tomsk

Jahresbericht einer BUKA oder Liebesbrief an Deutschland

Dipl.-Ing. Irina Samuylova

Es wird bestimmt nicht der originellste Anfang eines Berichts, wenn ich schon an dieser Stelle meine Dankbarkeit an die Alexander von Humboldt-Stiftung äußere. Dennoch möchte ich hier als erstes einen herzlichen Dank an alle Betreuer und auch unsere Begleiterinnen in Bonn und Berlin aussprechen! Dieses Programm war für uns Stipendiaten ein wichtiger Baustein in unseren beruflichen Werdegängen. Es war konzeptionell und organisatorisch sehr gut durchdacht und wurde professionell umgesetzt. Wir wurden sehr gut betreut und konnten immer mit liebevoller Unterstützung rechnen.

Es ist sehr schwer alle Ereignisse und Eindrücke, die ich während dieses Jahres bekommen habe, auf fünf bis zehn Seiten zusammen zu fassen. Ich glaube, dass es einige Punkte gibt, bei denen ich mit allen Mitstipendiaten eine gemeinsame Meinung habe, obwohl wir alle in verschiedenen Städten und Gastorganisationen waren.

Diese Reflexionen sind in erster Linie für uns selbst wichtig. Sie geben uns die Möglichkeit, alles erlebte wieder in Erinnerungen zu rufen und daraus ein Fazit zu ziehen. Für unsere Nachfolger hilft es vielleicht, mehr über das Programm zu erfahren und auch einige Fehler zu vermeiden - woran ich aber nicht so richtig glaube. Es ist bekannt: „Man lernt nur aus seinen eigenen Fehlern.“ Ich selbst habe den Unterschied gespürt, als ich die Reflexionen meiner Vorgänger vor meiner Reise und am Ende meines Aufenthalts gelesen habe.

Die Schilderung meiner Eindrücke habe ich im Folgenden zweigeteilt. Zunächst stelle ich kurz einige Aktivitäten dar, die ich im Rahmen meines Projekts durchgeführt habe. Damit es dem Leser nicht zu langweilig wird, widme ich den zweiten Teil meinen privaten Eindrücken.

Produktiv...

Viele Menschen, die schon eine Weile in einem Bereich tätig sind, machen häufig den Fehler, dass sie beim Kommunizieren oder auch Schreiben zu viele professionelle und für andere Leute vermutlich nicht besonders verständliche – und noch weniger interessante – Begriffe verwenden. Dies möchte ich vermeiden und einige wesentliche Informationen im Telegrammstil aufführen.

Grundsätzlich hatte ich drei Ziele:

- Informationen über den aktuellen Entwicklungsstand im Bereich eLearning³⁰ in Europa zu sammeln.
- Das eLearning-Angebot in dem von mir geleiteten Ausbildungszentrum zu verbessern.
- Neue deutsch-russische Kontakte zu knüpfen (auch auf akademischer Ebene).

Mein Vorhaben habe ich in zwei Gastinstitutionen in Saarbrücken, dem Institut für Wirtschaftsinformatik (IWi), im Deutschen Forschungszentrum für Künstliche Intelligenz

³⁰ **eLearning:** Eine auf moderne Informations- und Kommunikationstechnologien gestützte Aus- und Weiterbildung oder anders gesagt, „Planung, Steuerung, Analyse und Bewertung von Wissensinhalten, Lehr- und Lernprozessen, Mitarbeiterkompetenzen und Trainingsressourcen zur Erreichung betriebswirtschaftlicher Ziele.“ (Quelle: imc AG, 2005)

(DFKI) und dem Institut für zerstörungsfreie Prüfverfahren (IZFP) der Fraunhofer Gesellschaft (FHG) verfolgt, wo ich auch in verschiedene Projekte involviert war.

Im IWi habe ich als Teilnehmerin am **EU-Projekt „Network of Excellence in Professional Learning (PROLEARN)“** des 6. Rahmenprogramms z. B. folgendes durchgeführt:

- Marktforschungen über die Situation im eLearning in der Russischen Föderation und Osteuropa.
- Mitwirkung beim Erstellen eines internationalen Internetportals („PROLEARN Business Angel Forum“); Untersuchungen und zahlreiche Kontakte im Bereich „Venture Capital Firmen, Business Angels und Start-Up Companies in der Russischen Föderation“.
- Erstellen von einigen Roadmap-Szenarien zum Thema „Mögliche Entwicklungswege des eLearnings in den nächsten 10 Jahren“.

Die gewonnenen Ergebnisse wurden in Russland und in Europa veröffentlicht sowie im Virtual Competence Center (VCC) von PROLEARN im Internet ausgestellt. In dieser Zeit habe ich auch die Interessen der Polytechnischen Universität Tomsk und dem Institut für zerstörungsfreie Prüfverfahren im Projekt PROLEARN vertreten.

Für das LERNET-Projekt „Expertengestütztes Toolset zur entwicklungsbegleitenden Erstellung von Trainingsmedien im Product Life Cycle in Industrieunternehmen (EXPLAIN)“ wurde von mir ein detailliertes Content-Modell entwickelt, welches klein- und mittelständische Unternehmen (KMU) zur vereinfachten Eigenentwicklung multimedialer Trainings befähigen soll.

Mit meinen Kollegen in Russland war ich regelmäßig im Kontakt, wobei wir zusammen an der **weiteren Entwicklung des eLearnings in unserem Ausbildungszentrum** gearbeitet haben. Parallel dazu habe ich ständig Informationen zur Entwicklung eines Systems für die Einschätzung der Qualität und Vollständigkeit von eLearning-Systemen in Unternehmen gesammelt.

Der längere Aufenthalt in Deutschland hat mir die **Teilnahme an vielen Konferenzen und Veranstaltungen** ermöglicht, darunter:

5. Learning Management Congress, Saarbrücken;

PROLEARN General Assembly für Projektpartner, Hannover;

1. PROLEARN Thematic Workshop Technology Enhanced Learning, Hannover;

LEARNTEC 2005, 13. Europäischer Kongress und Fachmesse für Bildungs- und Informationstechnologie, Karlsruhe;

56. Saarbrücker Messe, Saarbrücken;

Hannover Messe, Hannover (in diesem Jahr wurde die Russische Föderation als offizielles Partnerland gewählt);

Konferenz Interactive Computer Aided Learning ICL 2005, Villach, Österreich;

Workshop “Industry meets research with focus on middle and eastern Europe”, Villach, Österreich.

Einen wichtigen Beitrag für meinen beruflichen Werdegang leisteten **Fortbildungsmöglichkeiten**. Während dieses Jahres habe ich an diversen Weiterbildungskursen und Seminaren teilgenommen, z. B.:

Weiterbildungsveranstaltung „Consulting“, die aus ganztägigen Workshops mit führenden Consultingunternehmen, wie Dr. Forster Beratung & Training, Accenture, Booz Allen

Hamilton, Staatskanzlei des Saarlandes, IDS Scheer AG, imc AG, Deloitte, Dialog Brunn & Partner bestanden haben;
Seminar „Integratives Informationsmanagement“ der Audi Group;
einige Gastvorträge des Studiengangs Wirtschaftsinformatik an der Universität des Saarlandes;
Deutschkurs „Grammatik Oberstufe“ und Englischkurs an der Universität des Saarlandes.

Aus der Kooperation mit dem IWi sind neue **Kontakte mit der Berufsakademie (BA) Heidenheim** entstanden, wo u. a. IWi-Mitarbeiter dozieren. Die gemeinsame Arbeit hat schon einige gute Ergebnisse hervorgebracht, wie:

Die Präsentation der Polytechnischen Universität Tomsk und Kooperationsbeispiele mit dem IWi und mit der Universität des Saarlandes für den Vorstand der BA Heidenheim. Ziel dabei war es, weitere Kontakte zu knüpfen, Austauschprogramme zu initialisieren und Praktika für russische sowie deutsche Studenten zu organisieren.

Gastvorlesungen und weitere Besuche von Prof. Bappert (BA Heidenheim) an der PU Tomsk, wobei ein Kooperationsabkommen über die Zusammenarbeit abgeschlossen wurde.

Ein Gastvortrag von mir zum Thema „ISO 9000:2000 Normenreihe. Zertifizierung des QMS“ für die Studenten der BA Heidenheim.

Weitere Veranstaltungen zum Aufbau eines vollwertigen Studentenaustauschprogramms sind schon geplant, wie z. B. der Besuch des Direktors meiner Firma, bei dem die weiteren gemeinsamen Aktivitäten abgestimmt werden sollen. Dabei hat man sich u. a. mit folgenden Organisationen abzustimmen: dem Bürgermeister der Stadt Heidenheim, der IHK Ost-Württemberg, der Voith AG, der Carl Zeiss AG usw.

In meiner zweiten Gastorganisation (IZFP FHG) habe ich folgende Aktivitäten realisiert:

Die Entwicklung einer Strategie für die Einführung von eLearning-Methoden im IZFP;
die Errichtung und Pflege von Kontakten mit Institutionen der Fraunhofer Gesellschaft zum Zweck des Erfahrungs- und Technologieaustauschs im Bereich eLearning;
eine Schulung für Mitarbeiter und interessierte Industriepartner zum Thema „Verwendung der eLearning-Methoden bei der Mitarbeiterfortbildung und Kundens Schulung“.

Zur Erweiterung des Kontakts mit der Fraunhofer Gesellschaft wird die Möglichkeit des Praktikums für eine SZZ-Mitarbeiterin am **Fraunhofer Institut Arbeitswirtschaft und Organisation** (Stuttgart) besprochen.

Um die vorhandenen Partnerschaften zu pflegen und weitere Kontakte zu knüpfen, habe ich auch an einigen Maßnahmen teilgenommen bzw. diese initiiert:

Organisation und Begleitung des Besuchs eines Fernseheteams aus Tomsk. Das Ziel: Filmaufnahmen über die Zusammenarbeit von IWi und SZZ, IZFP, FHG und SZZ; Aufnahme der TV-Beiträge im Rahmen der Vorbereitung zum Deutsch-Russischen Gipfel, der im Frühling 2006 in Tomsk stattfinden soll.

Mitwirkung bei der Organisation eines Besuchs des Vize-Rektors für IT der PU Tomsk, des Leiters der PU-Niederlassung in Karlsruhe und eines SZZ-Mitarbeiters am IWi, um ein neues gemeinsames EU-Projekt (UPRONT - University, PRocess, ONTOlogy) zu initiieren.

Vorbereitung eines gemeinsamen Antrags für Doktorandenstipendien für 2006-2007 der PU Tomsk im Rahmen des Leonhard Euler-Programms des DAADs (Projekttitle: „Nutzeffektsteigerung des Qualitätsmanagementsystems im wissenschaftlichen Ausbildungskomplex der russischen und deutschen Hochschulen“) für 6 Doktoranden der PU Tomsk sowie Gastvorlesungen deutscher und russischer Wissenschaftler in Kooperation mit dem IWi und dem IZFP.

Kontakte mit dem studentischen deutsch-russischen Club „Dialog“ und mit dem Akademischen Auslandsamt der Universität des Saarlandes betreffs Organisation der Studienreise der deutschen Studenten nach Tomsk (im Namen des Deutsch-Russischen Zentrums der PU Tomsk, das jährlich Studienreisen organisiert).

Betreuung von Austauschprogrammen der PU Tomsk mit der Universität des Saarlandes (Aufenthalt einer Doktorandin der PU Tomsk (Wintersemester 2004/2005), Vorbereitung von neuen Aufenthalten).

Teilnahme an der Erstellung einer IWi-Auslandswebseite unter Einbringung persönlicher auslandsbezogener Erfahrungen und Erfahrungen mit der Organisation von Austauschvorhaben.

PR-Aktionen für ein Studium/Praktikum von Studenten der Universität des Saarlandes und der Berufsakademie Heidenheim an der PU Tomsk.

Organisation der Informationsunterstützung des IWi bei der Vorbereitung und Durchführung des „Sibirischen Managementforums 2004“ in Tomsk.

Registrierung in der Datenbank des Deutsch-Russischen Forums (im Rahmen des Projekts „Infozentrum Deutsche Förderinitiativen für junge Russen“) im Open Business Club GmbH (deutsch-russische Business-Kontakte).

Initiierung von Beziehungen der Gebietsadministration Tomsk mit der Landesregierung Sachsen (ein gemeinsames TESIS-Projekt im Bereich eGovernment).

Ein wichtiger Schritt zur weiteren Kooperation zwischen Deutschland und Russland ist die Vorbereitung einer Konferenz mit dem Titel „Deutsch-russische Projekte im Bereich eLearning“, die im Rahmen des LERNET-Projekts vom Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit im September 2006 in Deutschland durchgeführt wird. Für diese Veranstaltung bin ich als Kontaktperson für die Organisation und Durchführung registriert.

Ein ergänzendes Praktikum bei der **imc AG** bot mir die Gelegenheit, in einem der führenden eLearning-Unternehmen in Deutschland zu arbeiten. Das ermöglichte mir noch mehr praktische Erfahrungen aus erster Hand zu bekommen und aktuelle Lösungen und Methoden detailliert kennen zu lernen.

Ich fühle mich geehrt, dass ich gegenüber der Alexander von Humboldt-Stiftung auch einige Gegenleistungen erbringen konnte. Mit meiner amerikanischen Kollegin Maria Garrett haben wir an einem Workshop der Fulbright Commission zum Projekt „Young Germany: Germany's Website for international high potentials“ (Juni 2005, Berlin) im Namen der AvH teilgenommen. Ich hoffe, dass unsere Vorschläge für zukünftige Stipendiaten und alle, die an der Stärkung internationaler Partnerschaften interessiert sind, hilfreich waren.

Die gewonnenen Kenntnisse und beruflichen Erfahrungen werde ich für die Entwicklung von Lehrprogrammen für die Einführung von eLearning-Methoden, zur Beratung bei dem Aufbau von kooperativen Schulungszentren und der Einführung von eLearning-Methoden, zur Entwicklung von Lerninhalten, in blended learning-Projekten, zur Informierung von Interessierten über die Tendenzen, Werkzeuge und Methoden im Bereich eLearning, für potentielle Kontakte und gemeinsame Projekte u. v. a. weiter verwenden.

Erlebnisreich...

Wie versprochen, möchte ich im zweiten Teil meines Berichts von einigen Eindrücken aus meinem Leben in Deutschland erzählen. Der Aufenthalt über das Stipendienprogramm ist

nicht mein erster Besuch in Deutschland. Dennoch entdecke ich immer wieder sehr viel Neues. Wenn man längere Zeit hier verbringt, sieht man natürlich viel mehr Kleinigkeiten und kann den Alltag schon wie „eine echte Deutsche“ erleben. Vermutlich stimmt nicht alles mit meinen Vorstellungen überein, aber das sind nur persönliche Impressionen.

Die momentane politische und wirtschaftliche Situation in Deutschland ist nicht mehr so stabil wie einst, was aber nicht unbedingt negativ ist. Manchmal ist es notwendig, kurze und schmerzhaftige Zeiten zu überstehen, um einige Änderungen durchzuführen. Was Deutschland von vielen Ländern positiv unterscheidet, ist die Flexibilität und Offenheit in vielen Bereichen. Einerseits verläuft das Leben gleichmäßig „nach Brauch und Sitte“ mit vielen netten Gewohnheiten, wie frischen, duftenden Brötchen morgens oder beliebten Bummeltagen, Waldspaziergängen oder Fahrradausflügen. Andererseits denkt man sich oft etwas Neues aus, egal ob die Stadt groß oder relativ klein ist: Renovierung und Neubau, Eröffnung neuer Organisationen und Einrichtungen, neue Anlässe für Feste und vieles mehr. Ja, es gibt viele Probleme, wie Arbeitslosigkeit, Streitfragen in der Sozialpolitik, die Preiserhöhung, Budgetdefizite usw. Aber viele Staaten haben in verschiedenem Umfang dieselben Probleme. Hauptsache ist jedoch, dass das Land von seinen Einwohnern geliebt wird.

Die Freundlichkeit der Deutschen ist einer besonderen Erwähnung wert. Sie überschreitet oft formale Grußwörter und Glückwünsche. Ich bedauere jedoch, dass viele meiner Landsleute, so genannte „Aussiedler“, hier nicht richtig integriert sind. Ich denke, dass das Problem nicht nur bei den unterschiedlichen Mentalitäten liegt. Oft ist es ein Kommunikationsmangel, der nicht zuletzt durch fehlende Sprachkenntnisse verursacht wird. Deswegen möchte ich hier die Äußerung einer erfahrenen BUKA anbringen: „Lernen Sie bitte Fremdsprachen!“

Das kulturelle Leben in Deutschland ist bewundernswert. Für jeden Geschmack und für jede Altersgruppe gibt es etwas Interessantes: vielfältige Ausstellungen, Messen, Museen, Führungen, Gastspiele, Opern und Theater, Zirkusse und Kinos, Partys und Diskos, Shows und Konzerte... An dieser Stelle möchte ich wieder einen besonderen Dank an die AvH-Stiftung anbringen, da sie unser Programm, wie unser Einführungsseminar und die Studienreise sowie weitere Veranstaltungen, so interessant zusammengestellt hat.

Andere wichtige Dinge für das Leben in Deutschland sind Sport, Reisen und Feste. „Sport tut Deutschland gut!“ – Die vor einigen Jahren sehr populäre Aktion ist jetzt ein untrennbarer Teil des Alltags. Deutschland „bewegt sich“ - zahlreiche Fitnessstudios, angelegte Strecken für Jogging oder Nordic Walking, geteerte Wege zum Fahrrad oder Rollerblades fahren, bequeme Waldpfade, Freibäder, Fußballstadien und Turnhallen, Kletterberge, Reitwege – alle Sportarten werden betrieben!

„Urlaub“ und „Ferien“ sind allgemein beliebt, vor allem während dieser Zeit zu verreisen und am Strand zu faulenzeln oder auch aktiv zu wandern. Die unzähligen Reisebüros mit Angeboten für jeden Geldbeutel und die in den letzten Jahren wie die Pilze aus der Erde wachsenden billigen Fluggesellschaften sowie günstige Bustouren fördern die „Urlaubsauswanderung“. Die Pisten und Gletscher locken Ski- oder Snowboardfahrer in den Weihnachtsferien an. Wer sich gut erholt, muss dann wieder fleißig arbeiten und ab dem ersten Arbeitstag erneut vom Urlaub träumen.

Öffentliche Feste in Deutschland laufen ähnlich ab: Viele Leute bummeln über Festplätze, es wird gegrillt (oder auf „saarländisch“ gesagt – „geschwenkt“) und der Durst mit Litern von

Bier gelöscht. Wer das einmal mitgemacht hat, weiß wovon ich rede. Aber es ist doch immer wieder schön. Das wichtigste Fest des Jahres ist Weihnachten. Die Vorbereitung beginnt Ende August, wo man schon leckere Lebkuchen und Dominosteine naschen kann. Im Oktober kommen die ersten Tannenbäume und Weihnachtssterne in die Schaufenster. Dass das ein wenig übertrieben ist so früh anzufangen, finden die Deutschen selbst, fördern diese Entwicklung dennoch gerne weiter. Im Dezember verwöhnen die Weihnachtsmärkte zahlreiche Besucher mit gebratenen Mandeln, kandierten Äpfeln und mit schokoladenüberzogenen Früchten. Es gibt auch viel Schmuck und Kerzen zu kaufen. Die frierenden Leiber und Herzen werden mit einem guten Schuss Glühwein erwärmt. Der Weihnachtsabend selbst ist ein Familienfest. Der Besuch des Gottesdienstes ist dabei ein Muss. Danach wird zuhause bei Kerzenlicht und „Stille Nacht“-Begleitung fein gegessen. Was mich aber überrascht hat war, dass schon am nächsten Tag alle Weihnachtsmärkte geschlossen sind und alles sieht ein bisschen traurig aus. Aber wenige Monate darauf kommt schon Ostern, was auch zeitig genug mit Ostereiern und goldenen Schokohasen begangen wird.

Zu den Genussseiten des Lebens gehört auch das Essen. Ob selbst fein, gutbürgerlich gekocht oder aber in einem Restaurant gespeist wird – das Essen ist immer lecker und vielfältig. Eine Tasse Capuccino/Latte Macchiato/Milchkaffee oder Espresso - und ein Abend ist perfekt. Ab und zu ein paar Stunden in einer Cocktailbar oder einer Kneipe mit Freunden zu verbringen, ist ein untrennbarer Teil der Freizeit, obwohl das Nachtleben in Groß- und Kleinstädten sehr unterschiedlich ist.

Die Religion ist in Deutschland nicht weniger wichtig als die Politik. Der Glaube wird zelebriert. Jede Stadt und jedes Dorf werden von zahlreichen schönen Kirchen, Klöstern und Domen geschmückt. Sogar die Atheisten profitieren von mehreren religiösen Feiertagen. Auch unter dem Blickwinkel, dass in Deutschland sehr viele Ausländer aus unterschiedlichen Kulturen leben, kommen die verschiedenen Religionen miteinander friedlich aus.

Einen besonderen Charme hat mir während meines Aufenthalts mein Wohnort in Deutschland vermittelt: Das schöne kleine Saarland, speziell dessen Hauptstadt Saarbrücken. Von seiner wunderlichen Geschichte – im Laufe des letzten Jahrhunderts wechselte die Zugehörigkeit des Saarlandes mehrmals zwischen Deutschland und Frankreich – sind überall Spuren zu bemerken. Der saarländische Dialekt, die Liebe zur französischen Küche, zu Käse und Wein, multinationale Paare und Partnerschaften, zahlreiche französische Autos, häufige länderübergreifende Ausflüge... Die französische Sprache ist überall zu hören. Zwischen dem Saarland und Frankreich gibt es viele politische und wirtschaftliche Abkommen, viele Franzosen arbeiten und studieren hier oder umgekehrt, viele Deutsche bauen ihre Häuser in Frankreich...

Eine andere Besonderheit der saarländischen Hauptstadt Saarbrücken ist die ausgeprägte Entwicklung des IT-Sektors. Die Universität des Saarlandes, das Max-Planck Institut für Informatik, der Since Park 1 und 2 und der IT-Park Saarland sind Ansammlungen von unterschiedlichen kleinen und großen Softwareunternehmen (wie z. B. die IDS Scheer AG). Weltweit bekannte Informatiker und Wirtschaftsinformatiker stammen aus dem Saarland ebenso wie einige Software-Produkte.

Es gibt noch eine Besonderheit im Saarland: der Wissensdurst und die Lust zu Lernen in allen möglichen Bereichen (Fremdsprachen, Design, Floristik, kreative Fotografie, Computer,

Psychologie, Kochkunst, Tanzen aus aller Welt, Kampfkunst usw.) werden durch zahlreiche kurz-, mittel- und langfristig günstige Lehrangebote abgedeckt.

Dankeschön

Ich könnte noch mehr über meine Liebe zu Deutschland erzählen. Aber wie ein bekanntes Sprichwort sagt: „Besser einmal sehen, als hundert mal hören.“ (in diesem Fall lesen). Ich wünsche allen neuen Stipendiaten „das schöne Deutschland“ selbst zu erleben und natürlich viel Erfolg bei ihren Projekten. (Vorsicht: Ein Jahr ist nicht so lang wie es scheint!) Seid glücklich, ihr habt noch alles vor Euch!

Den BUKAs 2004-2005 möchte ich herzlichen Dank sagen. Wir waren ein sehr gutes Team!!! Es sind unter uns Beziehungen und Freundschaften entstanden, die noch über Jahre und Kilometer erhalten bleiben werden. Ich freue mich schon euch wieder zu sehen. Ich fühle mich besonders geehrt und bin sehr dankbar für die Möglichkeit, in den USA den russischen Teil der Gruppe zu repräsentieren.

Ich bedanke mich ebenfalls bei meinen Betreuern und anderen Mitarbeitern der Gastinstitutionen für ihre freundliche Unterstützung!

Ich bin stolz eine „Humboldtianerin“ zu sein und werde von meiner Seite aus versuchen, die Integrationsidee weiter zu entwickeln.

Olga Skarlato

Trilateral dialogue about politics, culture and environment

Background: B.A. (2002) and M.A. (2004) in International Relations, North American Studies, St. Petersburg State University, Russia

Project: Environmental security and sustainability: current practices of Integrated Coastal Zones Management (ICZM) in Germany and its potentials for ecological policymaking in Russia

Currently: Applying for a Ph.D. program

Trilateral dialogue about politics, culture and environment

Olga Skarlato

The 14 months I spent in Germany brought lots of new impressions and valuable experiences. For me the best part about traveling is the fact that you get to meet new people and get acquainted with new cultures. And in the case of the German Chancellor Scholarship Program, I was able not just to learn about Germany from a temporary visitor's point of view, but to experience living in this country for over a year, as well as work in my host institution in Berlin for 11 months. In this essay I would like to write about some of the highlights of my year in Germany. But before I begin, I would like to thank the Alexander von Humboldt Foundation for supporting not only me as a scholar during this scholarship program, but also my spouse. Spending this year in Germany together with my husband helped me to deal with complications, to adapt to a new environment, and gave me an invaluable source of support.

When my husband and I got off the plane at the Frankfurt International Airport, we didn't know what to expect in the one year that we were going to spend in Germany. Where would we live? How would my research project go? What kind of people would we meet?

It was in Bonn where our first meeting with Germany took place. In Bonn we first met all the scholars, had our two months intensive language course, and started the introductory seminars. It was also in Bonn where we got to know life in Germany for the first time: the quiet little streets, small restaurants and cafes with tables lined up outside, the banks of the Rhein with lots of tourists, joggers, bicycle riders, skaters, and people walking along the quiet dark waters of this beautiful river. Bonn is one of the better cities in Germany: it has ethnic diversity, beautiful architecture and a healthy environment. And looking back now, after spending most of my year in Berlin, but also having traveled all over Germany, I think Bonn is the town that I miss the most.

Our time in Bonn, however, was not always pleasant. Firstly, having to live for two months in a hotel room was not very comfortable. Secondly, the intensive language courses were at times too intense, and in the late afternoons everyone in class (including the teachers) found it hard to remain calm and concentrate. The good thing was that during the classes we not only learned the language, but also got to know the other scholars and became friends. At lunch breaks we usually ate at the Post Tower nearby and then spent some time in the park by the Rhein. When we first arrived in Germany, our German language skills were very limited. A two-month language course at the Institut für Sprachvermittlung laid a good basis for learning the language, and was sufficient to help me communicate in places like stores, banks or hotels. But language-wise, a lot remained to be done.

September was the month of seminars, first in Bonn and then in Berlin. Every working day we had up to four meetings, discussions and "Termine", which covered a large variety of topics, from politics to science and culture. We also visited museums, exhibitions and concerts. This part of the program left me with mixed impressions. On the one hand, it was very informative and educational; on the other hand – without knowing German fluently it was very difficult to follow the lectures and especially to participate in the discussions. The German Chancellor Scholarship Program encouraged and supported studying the language prior to and at the beginning of the scholarship, but those several months were not enough to transform a beginner into a fluent speaker. For me the Studienreise and the Abschlusstreffen

were more educational and easier to participate in, because by that time my German had considerably improved.

The month of October marked the beginning of our individual projects. I did my research in the field of environmental security and environmental policymaking, working as a guest researcher at the Wissenschaftszentrum für Sozialforschung in Berlin (WZB). A considerable amount of my work was dedicated to library research and Internet research, as well as to interviewing specialists and experts in my field of study. I was studying the environmental policymaking practices in Germany and tried to work out the mechanisms of applying the German experience in this field to the northwestern region of Russia (St. Petersburg and the Leningrad region). As a case study for my research, I chose Integrated Coastal Zone Management (ICZM) Program, which is being developed in Germany as well as in the other European Union countries. ICZM is a dynamic and continuous process designed to promote sustainable development of coastal zones, which has to integrate three basic objectives in the sustainable manner: coastal protection, nature and resource conservation, and economic development. ICZM as a new policy field and an important area of research deals with the competing demands for space and coastal resources and the resulting conflicts. At present in Germany one of the two national reference projects on Integrated Coastal Zone Management is titled "Research for an Integrated Coastal Zone Management in the German Oder Estuary Region (ICZM-Oder)" (<http://www.ikzm-oder.de/>). The ICZM-Oder Project is aimed at establishing a regional integrated coastal zone management program and is a tool facilitating German-Polish cooperation in the environmental policymaking process. In my publication I argue that the Integrated Coastal Zone Management programs that are being developed in Europe and in Germany in particular correspond to the concept of environmental security: while the concept of environmental security is a theoretical approach to the issues linking security and environment, ICZM serves as a practical solution for achieving sustainability in coastal development.

I enjoyed working on this project a lot. I found the topic both remarkable and challenging, mostly because of the possibility of practical application of the results. My mentor at WZB, Prof. Dr. Bernhard Glaeser, is a prominent social scientist and is one of the coordinators of IKZM-Oder Project, and I greatly appreciate his help and guidance over the course of my research.

Besides studying publications (the library at WZB had a large amount and variety of articles, books and other publications on environmental studies) and talking to experts, I also took part in a number of conferences and seminars related to environmental science, policies and politics. Among the conferences I participated in were: the 2004 Berlin Conference on the Human Dimension of Global Environmental Change: Greening of Policies - Policy Integration and Interlinkages, Free University, Berlin (December 3-4, 2004); the conference on National Integrated Coastal Management Strategies, which took place in the Ministry for Transportation in Berlin (February 28-March 1, 2005); and the World Congress of the International Council for Central and East European Studies, "Europe – Our Common Home?" in Berlin (July 25-31, 2005). These conferences provided me with an opportunity not only to listen to numerous presentations and lectures and to take part in discussing them, but also to meet people from different countries who research and develop environmental policies. As a result of my research project I have prepared a publication titled "Environmental Security and Coastal Management: Policymaking in Germany," which has been submitted to the scientific journal *Regional Environmental Change*.

Meanwhile the Humboldt Foundation events were going on, and in March the whole group of scholars and their spouses were off on a Studienreise. For my husband and me this was a real highlight of the year. We got to travel to Leipzig, München, Garmisch-Partenkirchen, Ludwigsburg, Marbach, Karlsruhe and Brussels. We both like traveling and seeing new places, so the Studienreise brought lots of positive impressions and left pleasant memories. I was especially fascinated by Garmisch, which is situated in the beautiful area of the German Alps. I can still smell the freshness of that air and I can still feel the calmness and relaxed atmosphere of that place. During the Studienreise we had a nice mixture of fun activities and “Gespräche,” which made the trip both educational and pleasant. For me, the most memorable seminar was at the NATO Headquarters in Brussels, where we learned a lot about how NATO works and lives. Brussels left an impression of a “European New York”: busy and hectic streets, people from all over the world, the home of numerous international organizations, and yet typically European architecture and style. The Studienreise overall went really well and left good memories.

I think it was a great idea to create a project like the German Chancellor Scholarship Program, where Russian and American scholars get an opportunity to learn, work and participate in cultural activities together. And the fact that the program is organized by and takes place in Germany, and not in one of these two participating countries, creates this trilateral dialogue on a “personal level.” And this, in my opinion, might sometimes be more important than similar, high-level dialogues among politicians and policymakers. I will explain why. I think that today like never before it is important for peoples of different countries to understand each other. Learning about other people’s lives, culture, traditions and problems, communicating in their native languages, and sharing your own knowledge and ideas with others will contribute to more understanding and trust in the world. It is not that much what you see on TV or read in books, but it’s your own personal experience that forms your attitude towards and judgment about certain events or people. And the German Chancellor Scholarship Program provided an opportunity for exactly such experience.

Niels C. Sorrells

**Bratkartoffeln, Browsing und Beobachtungen... -
Mein Jahr als BUKA**

Werdegang: B.A. Journalism and International Studies, Bradley University,
Peoria, Ill. (1994)
M.A. International Affairs, The George Washington University
(1999)

Projekt: Surveillance Programs in Germany and the United States:
Comparing Their Impact on Counterterrorism Activities

Derzeit: Freelance Journalist

Bratkartoffeln, Browsing und Beobachtungen... - Mein Jahr als BUKA

Niels C. Sorrells

Teil 1: Die Eingewöhnung

Es schien alles so leicht zu sein. Ende Juni 2004 war ich in Deutschland angekommen. Ich wollte zwei Monaten lang Deutsch lernen, einen Monat lang das Einführungsseminar besuchen und dann schnell mein Projekt über deutsche Abhörmethoden fertig stellen. Je schneller es voran ging, desto besser - um Zeit zu haben für mein wahres Interesse: Das deutsche Bier.

Naja. Diese Sachen verlaufen nicht immer nach Plan.

Irgendwann im Herbst 2004 hatte ich mich entschlossen ein Buch zu schreiben. Ein Buch! Was hatte ich mir dabei gedacht? Gut, seit meiner Karriere als Journalist hätte ich mit meinen ganzen Artikeln beinahe ein ganzes Buch zusammen gebracht, aber das war im Laufe von 10 Jahren! Ein Buch zu verfassen in einem Jahr? Es zu füllen mit meinen eigenen Forschungen, ohne Redakteur, der mir gegenüber sitzt um sicher zu stellen, dass ich den ganzen Tag gearbeitet habe, statt eine tiefe Analyse über deutsches MTV anzustellen? Was hatte ich mir eingebildet? Wie hatte ich die Stiftung überzeugt, dass ich zu so etwas fähig wäre?

Dann kamen die nächsten Probleme. So viel ich auch über Deutschland wusste, ich merkte, dass es viel mehr zu lernen gab als ich je gedacht hätte. Deutsch zu lernen, das war mein erstes Ziel. „Aber ich kann ja schon Deutsch“, dachte ich während der ersten Monate hier. „Ach ja?“, fragte meine kritische Seite, „Dann lies doch die Frankfurter Allgemeine Zeitung.“

Ich zögerte.

„Wie wär's mit einer Bild-Zeitung?“

„FAZ!“

„Stern?“

„FAZ!“

Gut. Ich musste zugeben, dass meine Deutschkenntnisse nicht perfekt waren. Wenn ich einen ganzen Artikel über den EU-Justizminister zwar durchlesen konnte, mir aber immer noch nicht klar war, ob er schwul oder gegen die Rechte von Schwulen ist, brauchte ich doch noch ein bisschen Übung. Ich habe 1981 angefangen Deutsch zu lernen, aber es gab mehrere Jahre, in denen ich kein Deutsch gesprochen habe. Und das Deutsch, das mir auf dem Spielplatz so gut geholfen hatte, war nicht besonders nützlich als ich versuchte herauszufinden, wie die Nazis ihre Informanten einsetzten und wie sich dies heute auf den Schutz der Privatsphäre in Deutschland ausgewirkt hatte. Jeder Tag brachte eine neue linguistische Kleinigkeit – z. B. wurde ich als der Lebensgefährte meiner damaligen Freundin und jetzigen Frau Christina vorgestellt. „Ich bin eine Lebensgefährtin?“, fragte ich. Merkwürdig. Oh. Ein ganz anderes Wort!

Ich musste also besser Deutsch lernen. Extra-Unterricht schien die beste Lösung zu sein.

Aber dann merkte ich, dass es noch mehr zu lernen gab als die Feinheiten des Konjunktivs 2. So sehr ich mich für teils deutsch hielt – meine Mutter ist Deutsche und ich bin zeitweise in Heidelberg aufgewachsen – war ich im Inneren ganz amerikanisch. Jeden Tag gab es neue Dinge, bei denen ich dachte „Die spinnen, oder?“ Dann merkte ich, dass ich der einzige war, der etwas komisch daran fand. Langsam musste ich mein Bild von mir als Deutschem aufgeben und damit klarkommen, das ich der Ausländer war.

Manche Einsichten gewinnt man leichter als andere. Wenn ich dachte, dass ich ganz offen für neue Ideen war, merkte ich, dass ich doch viele Hemmnisse hatte. Wenn ich versuchte, meine amerikanischen Traditionen am Leben zu halten, lernte ich, dass dies im Ausland nicht immer möglich ist. Wenn ich dachte, dass ich nicht so typisch amerikanisch bin, lernte ich genau das Gegenteil. Aber es war immer ein Abenteuer.

Abenteuer 1: Die Deutsche Küche und meine unendliche Suche danach

Ich liebe die deutsche Küche. Ich könnte jeden Tag Jägerschnitzel und Bratkartoffeln essen. Wie lange mein Herz das überstehen würde, ist eine ganz andere Geschichte. Natürlich nahm ich an, dass die Deutschen meine Liebe für ihre Küche teilen würden.

Wenn es solche Deutschen gibt, habe ich sie noch nicht gefunden.

Fragt man den typischen Deutschen, was er gestern zum Abendbrot gegessen hat, hört man alles - von Barbecue bis Sushi. Frag ihn mal, ob er gern mitkommen würde zu einem richtig deutschen Abendessen, z. B. zu Schnitzel und Sauerkraut, so wird er Dich ohne Begeisterung begleiten.

Es gibt ständig Streit in unserem Haushalt. Meine Frau kann sehr gut kochen und jede Woche bringt sie neue Vorschläge: Kürbiscremesuppe in allen Varianten, Muffins mit Schinken, Feta, Oliven oder Birnen (Muffins mit Oliven? Meine amerikanischen Vorfahren würden sich bei diesem Gedanken im Grab umdrehen) und verschiedene Risotto-Versionen. Es ist alles gut und schmeckt toll, aber wenn sie mich fragt, was ich gerne essen würde, antworte ich immer dasselbe: Jägerschnitzel und Bratkartoffeln.

„Ich kann keine Bratkartoffeln kochen!“, gab meine Frau endlich zu.

„Hättest du das nicht vor unserer Hochzeit erwähnen können? Das ist doch eine Art Betrug, oder?“ Man hat doch bestimmte Ansprüche, wenn man eine Deutsche heiratet.

„Zuhause haben wir die Kartoffeln immer kalt gegessen“, erwiderte sie. Später habe ich erfahren, dass es gekochte Kartoffeln waren, Pellkartoffeln mit Quark, ein traditionelles Essen, die dann aber auch kalt gegessen wurden. In diesem Augenblick sah ich meine Frau als Kind, ernährt von kalten Kartoffeln. Es war ein Bild, das ich normalerweise nur in einem Charles Dickens-Roman erwarten würde. Eine gute Taktik von ihr. Jetzt habe ich Angst nach anderen deutschen Gerichten zu fragen aus reiner Panik, was für Antworten ich bekommen würde.

Abenteuer 2: Mein unermüdlicher Versuch, in Deutschland Deutsch zu sprechen

Dann merkte ich, dass die langen Monate in meinen verschiedenen Deutschkursen doch nicht umsonst waren. Gut, ich habe vieles über Sprachstil und Satzbau gelernt. Ich habe halbwegs

gelernt, wie man die Konjunktive 1 und 2 benutzt - obwohl ich nie verstehen werde, wie es sein kann, dass „er etwas habe.“ Verdammt noch mal, “er hat etwas!”

Doch niemand hier will mit mir Deutsch sprechen. Ich versuche es jeden Tag. Aber es lohnt sich nicht. Vielleicht treffe ich nur Deutsche, die ihr Englisch üben wollen. Vielleicht ist mein Akzent doch so schlimm, dass sie nicht erkennen, dass ich Deutsch spreche. Vielleicht ist mein Deutsch nicht halb so gut wie ich mir einbilde.

Eine wahre Geschichte als Beispiel: Ich sollte einen Freund treffen, aber wir hatten keine feste Zeit ausgemacht. Da ich nicht auf dem Bürgersteig warten wollte, ging ich in eine Buchhandlung, um mich dort umzuschauen. Mein Handy klingelte. Mein Freund Marc wollte wissen, wo ich war.

„Ich bin hier in der Buchhandlung.“

„Und was machst du da?“

„Ich kucke ein bisschen herum. Aber ich kaufe nichts. Wie sagt man, wenn man in einem Geschäft ist und nicht vorhat, etwas zu kaufen. Wie sagt man das auf Deutsch?“

„Browsing.“

„Browsing?“

„Browsing.“

„Das ist nicht Deutsch. Das ist nicht mal Deutsch konjugiert! Ihr habt kein deutsches Wort dafür?“

„Browsing!“

Bald werde ich es aufgeben zu versuchen, deutsch zu sprechen. Dann werden wir alle zufrieden sein.

Teil 2: Jetzt wird's ernst

Die Einsicht, dass mein Verständnis von der deutschen Kultur und Sprache bei weitem nicht dem eines „echten“ Deutschen gleichkam, war schwer zu verdauen, motivierte mich aber im Endeffekt, mein Projekt ernsthaft anzugehen. Ich konnte mich unmöglich mit der Thematik der Telefonüberwachung in Deutschland und der dazugehörigen Gesetzgebung beschäftigen, ohne die Hintergründe und die Entwicklung zu verstehen. Aber dann wurden mir nach mehreren Gläsern Bier zwei Dinge klar:

Erstens waren die ‚kulturellen Unterschiede‘, die mich so störten, eigentlich nur fortgeschrittenes Heimweh. Ich hatte schon in Deutschland gelebt, aber nie ohne das U.S.-Netzwerk zu meiner Unterstützung. Ich kam recht schnell darüber hinweg. Sich selbst zu isolieren und in der Erinnerung an sein Zuhause zu schwelgen ist einfach, aber nutzlos. Meine Frau, die selbst drei Jahren in Amerika gewohnt hatte, hat mir hier viel geholfen. Jedes Mal wenn ich klagte, dass alles viel zu nervig hier in Deutschland sei, erklärte sie mir, dass es auch nicht so einfach für Ausländer in Amerika sei. Diese Erkenntnis war der erste Schritt. Nach einigen schönen Ausflügen in Brandenburg (wo ich natürlich Bratkartoffeln gegessen habe) und Besuchen von Glühweinbuden, die sehr früh in Deutschland, nämlich bereits im Herbst aufmachen, fühlte ich mich langsam heimisch. Klar, es gibt noch Überraschungen, aber ich weiß, mit ein bisschen Geduld und meinen immer weiter wachsenden Deutschkenntnissen wird es schon werden.

Zweitens erinnerte ich mich endlich daran, dass ich schließlich Reporter bin, so groß die Herausforderung dieses Projekts auch sein mochte. Ich bin dazu ausgebildet Informationen herauszufinden, auch wenn mein Gegenüber vielleicht nicht vorhatte, mir diese zu geben. Was bei dem U.S.-Verteidigungshaushalt möglich war zu erfahren, sollte auch bei der deutschen Gesetzgebung zur Telefonüberwachung möglich sein, oder? Schließlich war es nur eine Frage der richtigen Termine, Gesprächspartner und Bibliotheken! Zu Beginn meiner eigentlichen Recherchen bestand das Projekt nur aus harter Arbeit ohne ein richtiges Ergebnis. Aber gerade als ich wieder einmal begann mich zu fragen, ob ich mein Stipendium verdient hatte, fand ich mich auf einer Party wieder. Mir wurde die übliche Frage gestellt: „Was machen Sie denn hier?“ – und auf einmal konnte ich die ganze Geschichte über Lauschangriffe, V-Männer und die Kronzeugenregelung ohne zu zögern erläutern. Da ist mir klar geworden, dass ich all diese Texte allein auf deutsch gelesen hatte... und sie verstanden hatte! Ein paar Theorien hatte ich sogar ganz alleine entwickelt. Vielleicht gab es doch noch Hoffnung für mich und mein Buch!

Von da an merkte ich, dass die Informationen doch verfügbar sind. Man muss nur wissen, wo man suchen muss. Vielleicht muss man auch mehr arbeiten, als man es von zu Hause gewohnt ist. Die Berliner Bibliothek erschwert es einem, alte Zeitungen zu kopieren. Wenn man die Bibliothek des Bundeskriminalamts benutzen will, sollte man so früh wie möglich anfangen, sich um eine Eintrittserlaubnis zu bewerben, denn die Sicherheitsüberprüfung dauert ganz schön lange. Auf keinen Fall sollte man jedoch andeuten, dass man freier Journalist ist. Irgendwie scheinen sie das nicht zu mögen. Aber trotz dieser Hürden ist es möglich, Informationen ausfindig zu machen und Einblicke in die deutsche Gesetzgebung und deren Vorgehensweisen zu erhalten. Selbst, wenn es sich dabei um den Kampf gegen den Terrorismus handelt.

Das größte Problem bestand jedoch darin, dass ich etwas über Geheimhaltung erfahren wollte, d.h. nicht über die Geheimnisse selbst, sondern darüber, wie Leute und besonders Terroristen ihre Geheimnisse vor der deutschen Polizei verbergen. Außerdem wollte ich mehr über die Methoden der Polizei wissen, wie sie diese Geheimnisse ausfindig machen. Stehen die von der Polizei genutzten Methoden im Einklang mit der Verfassung? Nützt diese Vorgehensweise, um Terrorismus vorzubeugen? Können wir Amerikaner etwas von den deutschen Methoden lernen? Diese Fragen sind wichtig und die Antworten darauf höchst interessant. Das Problem dabei ist, dass die Leute es interessant finden, selbst über die Geheimnisse zu sprechen. Wie die Daten gesammelt werden und ob die Sammelmethode legal sind - diese Themen scheinen nicht immer interessant zu sein. Auf jeden Fall möchte die Polizei nicht über ihre Ermittlungsmethoden sprechen. Das hat meine Arbeit ein wenig komplizierter gemacht, aber man kann alles herausfinden, wenn man den Fakten folgt.

Fakt 1: Mindestens ein großer internationaler Terroranschlag war in Deutschland geplant.

Fakt 2: Deutschland hat bei weitem mehr polizeiliche Telefonüberwachungen als jedes andere westliche Land durchgeführt. Im Jahr 2004 waren es 34.374.

Fakt 3: Während den 70er und 80er Jahren befand sich Westdeutschland mitten im Kampf mit Terroristen der Roten Armee Fraktion. Viele neue Gesetze zum „Lauschangriff“ wurden während dieser Zeit verabschiedet, um der Polizei mehr Möglichkeiten zu geben die Terroristen zu bekämpfen. Diese Gesetze sind weiterhin in Kraft, was bedeutet, dass Deutschland weit mehr Erfahrung und Mittel im Kampf gegen Terroristen hat als die Behörden in den Vereinigten Staaten.

Fakt 4: Mindestens 10 Leute sind in Deutschland als angebliche Terroristen verhaftet worden.

Fakt 5: Trotz der intensiven Telefonüberwachungen sind nur wenige Terrorverdächtige auf Grund der so gewonnenen Informationen verhaftet worden.

Mit diesen Fakten kann man etwas anfangen. Ich begann von vorn. Die jüngste deutsche Geschichte kennt viele Beispiele für Eingriffe in die Privatsphäre: die Gestapo, die Stasi, die laufende Kontroverse über den großen Lauschangriff. Trotz dieser Probleme sind die Deutschen oft bereit gewesen, der Polizei mehr Möglichkeiten zu geben in ihre Privatsphäre einzugreifen, wenn das helfen konnte, den internationalen Terrorismus zu bekämpfen. Die Frage, die sich seit dem 11. September 2001 natürlich stellt ist die, ob diese Eingriffsmöglichkeiten wirklich helfen Terrorismus zu bekämpfen oder ob sie der Bevölkerung nur ein besseres Gefühl geben, ohne zusätzlich Sicherheit zu gewähren. Es gibt einige Terroristen, die gefasst wurden, weil sie zuviel am Telefon gesagt haben. Wesentlich mehr wurden jedoch verhaftet, nachdem Nachbarn oder Bekannte die Polizei auf ihre Aktivitäten aufmerksam gemacht hatten. Brauchen wir mehr Wanzen oder mehr Ermittler? Benötigen wir mehr Telefonabhören oder mehr „outreach programs“, in denen die Polizei versucht Beziehungen mit Immigrantengruppen aufzubauen in der Hoffnung, dass auch diese Bevölkerungsgruppe für die verborgenen Aktivitäten in ihrer Mitte sensibilisiert wird?

Der Zweck meiner Nachforschungen hier in Deutschland war, einen Vergleich der deutschen Gesetze mit den Gesetzen in den Vereinigten Staaten zu erstellen. Kurz nach dem 11. September 2001 wurde im U.S. Congress ein Gesetz, der Patriot Act verabschiedet, das den U.S. Geheimdiensten mehr Vollmachten gibt, um Leute innerhalb der Vereinigten Staaten zu überwachen. Das Gesetz war rasch verabschiedet worden und jetzt, wo es bald erneut bestätigt werden muss, fragen sich viele Leute, ob es verbessert werden kann oder ob die USA das Gesetz am besten einfach vergessen sollte. Solche Fragen könnten möglicherweise beantwortet werden, wenn man die lange deutsche Geschichte der geheimen Überwachung und der Abhöraktionen betrachtet.

Natürlich lässt sich die Situation in beiden Staaten nicht 1:1 vergleichen. Wie bereits erwähnt, mussten die Gesetze, die für eine ausgedehnte Telefon- und sonstige Überwachung in Deutschland nötig sind, nach dem 11. September nicht erst geschaffen werden, sondern existierten bereits. Und auch vier Jahre nach den Anschlägen haben die Deutschen viel mehr Gebrauch von den Möglichkeiten der Polizei gemacht als Amerika, zumindest sieht es in den Statistiken so aus. Aber im Großen und Ganzen sollte es möglich sein, die deutschen Erfahrungen zu studieren um zu sehen, ob die Vereinigten Staaten von Deutschland lernen können und ob die USA Teile des deutschen Systems übernehmen und verbessern können oder das ganze vielleicht abschaffen sollten.

Dieses Jahr war ideal, um all diese Fakten zu sammeln. Was ich jetzt damit machen werde, ist eine ganz andere Sache. Das Auswerten und Neuordnen des Materials geht langsam, aber es ist der Teil, den ich neben einer regulären Arbeit machen kann. Die Recherche hätte ich nie vollenden können, wenn ich nebenbei hätte arbeiten müssen. Ich habe noch Zeit um zu sehen, wohin dieses Jahr führen wird - hoffentlich zu einem Buch. Aber auch zu besseren Deutschkenntnissen und einem tieferen Verständnis der deutschen Kultur.

Ich bin sehr dankbar für dieses Programm. Journalismus ist mein Job, den ich sehr mag. Aber viel zu oft können wir uns nur auf den jetzigen Tag konzentrieren. Manchmal darf man etwas schreiben, was erst in einer Woche abgegeben werden muss. Weiter in die Zukunft zu denken ist fast unmöglich. Sich ein Jahr lang auf ein Buchprojekt zu konzentrieren, ist fast unmöglich. Für diese Möglichkeit bin ich sehr dankbar und ich hoffe, dass viele andere

BUKAs so viele gute Erfahrungen sammeln werden wie ich. Ich kann es nur empfehlen und würde ihnen raten: Sprich so viel Deutsch wie möglich und iss ab und zu ein Schnitzel! Sei nur ein bisschen vorsichtig mit Geheimnissen am Telefon!

Wadim Timoschtschuk

Mein Aufenthalt in Deutschland – Bonn, Berlin, Bamberg und andere Städte

Werdegang: Staatliche Technische Bauman-Universität Moskau (1990-1996), Abschluss als Systemtechnik-Ingenieur; Staatliche Universität, „Hochschule für Wirtschaft“ Moskau (1995-1997), Abschluss als Magister für Wirtschaft; Allrussische Staatliche Steuerakademie Moskau: Doktorand (seit 2003); Ministerium für Wirtschaft der Russischen Föderation (1996-1999): Führender Spezialist des Referats; Ministerium für Steuern und Abgaben der Russischen Föderation: Chefspezialist (1999-2001) und stellvertretender Leiter des Referats für Methodologie der elektronischen Zahlungsdokumente (2001-2004)

Projekt: „Zahlungsverkehr, Informationsaustausch und elektronische Datenverarbeitung in Deutschland und Russland im Hinblick auf Steuern und Abgaben“, Otto-Friedrich Universität Bamberg (Bayern)

Derzeit: Transaktionsinstitut für Zahlungsverkehrsdienstleistungen AG, Abteilung Innovationsmanagement, Frankfurt am Main

Mein Aufenthalt in Deutschland – Bonn, Berlin, Bamberg und andere Städte

Wadim Timoschtschuk

Schwelgen in Erinnerungen. Heute, da ich beginne diese Anfangszeile zu schreiben, ist ein warmer Herbsttag Ende Oktober. Trockenes rotgelbes Laub fliegt umher und wird überall aufgewirbelt. Gerade befinde ich mich in Frankfurt am Main, in der Stadt der modernen Geschäftshäuser und Wolkenkratzer, wo ich wie geplant meiner Tätigkeit in der Tochtergesellschaft der DZ BANK nachgehe. Die Zusammenarbeit mit dem Transaktionsinstitut für Zahlungsverkehrsdienstleistungen AG ist Folge meiner wissenschaftlich-praktischen Tätigkeiten in Deutschland von 2004-2005. Anschließend werde ich nach Russland zurückkehren, um meine berufliche Arbeit fortzusetzen.

Die Globalisierung, die europaweite Deregulierung und Liberalisierung des Finanzsektors, der verstärkte Wettbewerb und Einsatz leistungsfähiger Informationstechnologien sowie veränderte Kundenpräferenzen führen dazu, dass wissenschaftliche Kenntnisse eine immer größere Rolle spielen. Durch seine Tätigkeit in nationalen und internationalen Gremien für Electronic-Banking ist das Transaktionsinstitut gut positioniert, mittel- und langfristige Markttrends in dieser Branche frühzeitig zu erkennen, aktiv mitzugestalten und ins Produktspektrum zu integrieren.

Gerne denke ich an die schöne Zeit in Deutschland zurück, die ich dank der Alexander von Humboldt-Stiftung genießen konnte. Gleichzeitig denke ich hoffnungsvoll an die Pläne, denen ich in Russland nachgehen kann.

Hier in Deutschland war ich Teilnehmer am Bundeskanzler-Stipendienprogramm 2004/2005 für Nachwuchsführungskräfte aus der Russischen Föderation und den Vereinigten Staaten Amerikas der Alexander von Humboldt-Stiftung. Wir zehn jungen Russen und zehn jungen Amerikaner aus verschiedenen Regionen Russlands und den USA haben uns binnen eines ganzen Jahres mit den eigenen Projekten in unterschiedlichen Wissensgebieten beschäftigt. Obwohl alle Bundeskanzler-Stipendiaten eine eigene Forschung durchführten und in unterschiedlichen Bundesländern und Städten Deutschlands wohnten, haben wir uns in dieser Zeit einige Male getroffen, uns besser kennen gelernt und sind Freunde geworden.

Diese Zeit ist nun leider vorbei. Es hat den Anschein, als ob sie noch gar nicht so lange zurück liegt. Im Frühling 2004 wurde von der AvH ein Bewerbungsgespräch in Moskau durchgeführt. Im Sommer war dann bereits der Abreisetag nach Deutschland. Die ersten Bekanntschaften mit den russischen und amerikanischen Stipendiaten wurden geknüpft und ein Sprachkurs in Bonn folgte. Daran schlossen sich eine Reise nach Berlin und die Teilnahme an gemeinsamen Seminaren und Gesprächen an. Ende September 2004 zog ich schließlich nach Bayern in die kleine alte Stadt Bamberg um.

Im Frühling 2005 gab es noch eine gemeinsame Studienreise der Stipendiaten durch ganz Deutschland. Wir hielten uns in kleinen und großen Städten auf, um dort die Vertreter verschiedener Institutionen, Unternehmen und Einrichtungen Deutschlands zu treffen und mit diesen zu diskutieren. Am Ende dieser Reise, nach etwa zwei interessanten und gut organisierten Wochen, hatten wir noch das Glück in der Hauptstadt der Europäischen Union, Brüssel, zwei Tage verbringen zu können.

Aber die spannendsten Programmpunkte unseres Aufenthalts waren zweifellos die unvergesslichen Treffen im Jahr 2005: Mitte Juni mit dem Bundeskanzler Gerhard Schröder und Anfang Juli mit dem Bundespräsidenten Horst Köhler und seiner Frau, der First-Lady, bei der Jahrestagung der Alexander von Humboldt-Stiftung.

Bundeskanzler Schröder war sehr glücklich darüber, die jungen Nachwuchsführungskräfte aus Russland und den USA kennen zu lernen. Deshalb hat er uns einen Teil seiner wertvollen Zeit geschenkt und mit uns sehr freundlich gesprochen. Darüber waren wir alle sehr glücklich!

Gerade schaue ich mir die zahlreichen Fotos, die während meines Aufenthalts entstanden sind, auf meinem Computer an, vor allem die mit dem Bundeskanzler. Jedes Treffen und Erlebnis auf dem Foto löst in mir wehmütige Erinnerungen aus. Über alle Bundeskanzler-Stipendiatinnen und Bundeskanzler-Stipendiaten sowie über alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der AvH kann ich viel Gutes sagen. An jede Stadt haben wir Stipendiaten eine Menge persönlicher Erinnerungen.

Was hat mir Deutschland gegeben, wie hat es mich geprägt? Vor meiner Reise nach Deutschland war ich in Moskau zirka acht Jahre lang als Staatsbeamter der russischen Föderation tätig und hatte vor allem Erfahrungen im Bereich der analytischen Arbeit und der Verwaltungsarbeit gesammelt. Kontakte mit ausländischen Fachleuten waren sehr selten. Ich bin schon früher öfters im Ausland gewesen, aber niemals länger als einen Monat. Während meines Stipendiums war ich zum ersten Mal für einen Zeitraum von über einem Jahr in einem anderen Land!

Heute fühle ich mich bestens. Mein Aufenthalt hat mich von manchen Vorurteilen gegenüber Deutschland befreit. Nach der Bekanntschaft mit vielen neuen Menschen aus unterschiedlichen Ländern sehe ich nun auch manche Entwicklungsprozesse in meinem Land ein wenig anders.

Dank der AvH lernten wir Stipendiaten die Vielfältigkeit Deutschlands, seiner Gesellschaft und seiner Einwohner kennen und kamen in den Universitäten und Instituten mit dem wissenschaftlichen Leben in Berührung.

Es ist erstaunlich und fantastisch, dass dieses großartige Kaleidoskop an Ereignissen und Leuten nur innerhalb eines Jahres entstand! Schon nach kurzer Zeit wusste ich die Bedeutung und den Wert der in Deutschland verbrachten Tage zu schätzen. Ich erinnere mich in erster Linie an alle zwanzig Bundeskanzlerstipendiaten und deren Eheleute. Schon heute freue ich mich auf unser erneutes Zusammentreffen!

Meine Eindrücke und Impressionen sollen hier absichtlich in abgehackten, kurzen, nicht vollständigen Sätzen wiedergegeben werden. Anders wäre es unmöglich, da ich ansonsten ein dickes Buch schreiben müsste. Die einzelnen Worte und Sätze rufen in mir einen breiten Erinnerungs- und Gefühlsstrom an die erlebte Zeit und an Treffen mit interessanten Leuten wach.

Hier nun meine Gedankenassoziationen zu meinem Deutschlandaufenthalt:

Die deutsche Sprache. Neue Bekannte. Ein neuer Lebensabschnitt. Hineinversetzen in ein fremdes Milieu. Das Bankkonto. Die Krankenversicherung. Öffentliche Verkehrsmittel.

Deutsche und internationale Küche. Bücher. Bibliotheken. Die Universität und ihre Lehrstühle. Professoren und Mitarbeiter. Wissenschaftliche Forschung. Studenten aus aller Welt. Mensa und Café. Deutsche und englische Sprachkurse.

Aktivitäten im Rahmen meines Projekts. Finanzämter und Steuerabteilungen. Banken und Sparkassen. Steuern und Abgaben. Neue Technologien und elektronischer Zahlungsverkehr. Mein Praktikum im Bamberger Werk der Robert Bosch GmbH. Das Praktikum im Bundesministerium der Finanzen in Berlin.

Hochentwickelte Wirtschaft. Konkurrenz auf den Waren- und Dienstleistungsmärkten. Entwicklung. Tendenzen. Große Konzerne und Unternehmen. Die Unterschicht und der Mittelstand.

Politik. Deutsche Gesellschaft. Freiheit. Toleranz. Transparenz. Streben nach Vollkommenheit. Perfektion. Harmonie. Bildungspolitik. Umweltschutz. Reinheit und Sauberkeit. Presse und Medien. Parteien. Bundeskanzler Gerhard Schröder. Diskussionen und Debatten. Bundestagswahlen. Kanzlerkandidatin Angela Merkel. Deutschland nach der Wahl. Große Koalition.

Geschichte Deutschlands. Kulturerbe. Traditionen. Weihnachten. Die Einheit Europas. Die Möglichkeit des Reisens, der Fahrkomfort. Europäisches Kino. Klassische Musik. Sport. Berge. Ski laufen. Freude und Freizeit. Interessante Treffen. Wälder. Parks und Gärten. Bamberger Bier. Münchner Oktoberfest. Kieler Woche. Frankfurter Marathon.

Freundschaft und Freunde aus Deutschland, den USA, Russland, China, Spanien, Italien, der Ukraine, Polen, Bulgarien, Argentinien, Brasilien, Mexiko, Ecuador u.a.

Bundesländer. Nordrhein-Westfalen. Bayern. Baden-Württemberg. Brandenburg. Schleswig-Holstein. Hessen u.a.

Städte. Bonn, Berlin, Bamberg, Würzburg, Bayreuth, Nürnberg, Erlangen, Fürth, Regensburg, Konstanz, Passau, Potsdam, Leipzig, Dresden, München, Garmisch-Partenkirchen, Ludwigsburg, Marbach, Karlsruhe, Duisburg, Essen, Düsseldorf, Hamburg, Kiel, Kapeln, Lübeck, Frankfurt am Main u.a.

Europäische Staaten. Belgien (Brüssel), Österreich (Salzburg, Linz, Osttirol), Frankreich (Paris, Versailles), Italien (Mailand, Venedig).

Habe ich all diese Dinge tatsächlich erlebt? So viele Ereignisse und Erlebnisse? Innerhalb nur eines Jahres? Stellen Sie sich das nur vor! In der kleinen Studentenstadt Bamberg wohnen junge Leute aus der ganzen Welt dicht auf dicht! Das ist nur in Europa möglich, aber nicht in einer kleinen oder großen russischen Stadt.

Ich kann gut verstehen, dass die Berichte aller Stipendiaten ähnlich sein werden. Wenn aber jeder von uns noch einmal einen Blick auf die Literatur wirft, die er während dieser Zeit zusammengetragen hat, auf den Haufen an Fotos, Souvenirs und Ansichtskarten, so wird sich jeder an etwas Besonderes, Einmaliges und nur von ihm Erlebtes erinnern und kann dann seine eigene Geschichte erzählen.

Ankunft und Aufenthalt in der Stadt Bonn. Am frühen Morgen des 31. Julis 2004 bin ich mit dem Zug „Moskau-Brüssel“ nach Deutschland gekommen. Die Fahrt dauerte mehr als 24 Stunden. Die erste Stadt, die ich sah nachdem ich aus dem Zug ausgestiegen war, war Duisburg.

Am Bahnhof haben mich meine Bekannten abgeholt. Es war so früh am Morgen, dass alles am Bahnhof noch geschlossen hatte. Wir warteten bis die Bäckerei öffnete. Dort haben wir gefrühstückt, einen starken aromatischen Kaffee getrunken und anschließend einen kleinen Spaziergang durch Duisburg gemacht. Der blaue Himmel und die strahlende Sonne versprachen einen warmen Sommertag und so war er auch. Daher verbrachte ich den ganzen Tag mit meinen deutschen und russischen Freunden in Düsseldorf und in Ratingen. Erst spät am Abend erreichte ich den Bonner Hauptbahnhof und fand dann mein Hotel im Stadtteil Tannenbusch-Mitte. Dort lernte ich einige der anderen Stipendiaten kennen.

Woran erinnere ich mich bei meinem ersten Tag in Deutschland? Was ist mir aufgefallen? Zuerst war es ungewöhnlich, dass alle Deutsch sprechen und dass es hier so viele Ausländer aus der ganzen Welt gibt.

Der Fahrkartenverkauf läuft besonders am Wochenende fast nur über die Fahrkartenautomaten. Automaten stehen überall: Geldautomaten, Lebensmittelautomaten, Mineralwasser-, Zigaretten-, Briefmarkenautomaten... Niemand trinkt einfach so Bier oder Wein auf der Straße, das ist nicht üblich und wird als schlecht angesehen. Man trinkt Alkohol nur in Lokalen, Kneipen oder Restaurants.

Der Lebensstandard in Deutschland ist viel höher als in Russland, die Leute sind viel ruhiger und anders erzogen. Die Anwesenheit der Polizei ist nicht so auffallend wie in Russland. Niemand fordert einen in der Nähe der U-Bahn-Stationen auf, seinen Personalausweis vorzuzeigen. Ich habe keinen herrenlosen Hund in der Stadt angetroffen. Ehrlich gesagt hatte ich bis heute noch kein Zusammentreffen mit der deutschen Polizei und auf einen herrenlosen Hund bin ich auch nicht gestoßen.

Am nächsten Tag ging ich in Bonn spazieren. Die Stadt war mir bereits ein wenig vertraut – ich habe hier vor 6 Jahren als Praktikant im Bundesministerium für Wirtschaft und Finanzen einen Monat lang gearbeitet.

Sofort habe ich viele Orte wieder erkannt. Vor dem alten Schloss, dem Hauptgebäude der Universität Bonn, erstreckt sich ein riesiger grüner Rasen. Er ist so breit wie mehrere Fußballplätze zusammen. Dort verbringen die Bonner gerne ihre Zeit: Jemand liegt in der Sonne, jemand geht mit seinen Kindern spazieren, jemand spielt Fußball oder Volleyball. In vielen Bonner Parks gibt es spezielle Orte, wo die Leute grillen können. Bei gutem sonnigem Wetter ist das die Lieblingsbeschäftigung vieler Leute.

An der Uferpromenade entlang des Rheins habe ich oft beobachtet, wie hier den ganzen Tag über gejoggt und Rad oder Rollschuh gefahren wird. Später habe ich erkannt, wie viel Zeit die Deutschen ihrer Gesundheit widmen und welche entscheidende Rolle der Sport in ihrem Leben spielt. In vielen großen oder mittelgroßen deutschen Städten findet ein oder zweimal im Jahr ein Marathon statt. Daran kann jeder teilnehmen, auch ausländische Gäste. Anlässlich des Marathons findet immer ein Stadtfest statt, zu dem alle Einwohner und Besucher der Stadt eingeladen sind. An diesem Tag kann man viele Künstler und Stadtmusikanten sehen. Ich habe solche Sportveranstaltungen in Berlin, Bamberg, Kiel und Frankfurt am Main erlebt und

es war für mich eine tolle Erfahrung. In Deutschland ist auch die Bundesliga sehr populär, in erster Linie im Fußball, aber auch in vielen anderen Sportarten. Beispielweise ist Basketball in Bamberg und Frankfurt am Main sehr beliebt (Bambergers Mannschaft mit Trainer Dirk Bauermann hat in der Saison 2004/2005 den ersten Platz belegt und spielt jetzt in der Euro League). Eishockey hat in Berlin und Nürnberg viele Anhänger und Handball erfreut sich in Kiel großer Beliebtheit. Einige Spiele habe ich mit meinen Freunden besucht.

In den ersten Tagen waren viele organisatorische Fragen zu klären: Ich musste mein Bankkonto eröffnen, mein Visum verlängern, mich im Einwohnermeldeamt registrieren lassen, mir eine Versicherung suchen und eine Krankenversicherung abschließen, mir einen Handyanbieter suchen, einen Internetzugang finden u.s.w. Samstags freute ich mich immer auf das regelmäßig stattfindende Konzert auf dem Bonner Marktplatz. Unter der Woche ist hier Markt, wo man Obst und Gemüse kaufen kann.

Endlich war mein erster Studientag gekommen. An den Sprachkurs werde ich mein Leben lang gerne denken. Ich kann mich sehr gut an den warmen August und meine erste Bekanntschaft mit den anderen Teilnehmern des Kurses, besonders mit den Amerikanern erinnern. Alles war für mich anfangs ein bisschen anstrengend, aber dann ging alles ganz natürlich seinen Gang.

Die ersten meiner amerikanischen Freunde waren Niels Sorrells aus Washington und Justin Tumlinson aus Kalifornien. Niels ist in den USA Journalist und politischer Kommentator, der sich besonders für die Themen Terrorismus und Sicherheit interessiert. Justin ist Fachmann auf den Gebieten Computer Science und Operation Research. Viele Jahre war er beruflich auf dem Gebiet Intel Corporation tätig. Seine Vorfahren lebten vor dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland. Diese Tatsache war für mich zuerst sehr ungewöhnlich und zugleich höchst interessant. Während unseres Sprachkurses hatten wir unterschiedliche Lehrer, von denen mir bis heute zwei vor Augen stehen. Dabei handelt es sich um Wolfgang Gieler und Angelika Mors.

Prof. Gieler arbeitet seit vielen Jahren am Lehrstuhl für Internationale Politik an der Universität Sakarya in der Türkei. Er ist extra aus Istanbul gekommen, um für Stipendiaten mit guten Sprachkenntnissen einige Vorlesungen zur Geschichte, Wirtschaft und Politik Deutschlands sowie zu Migrationsfragen, Fragen zu Energiepolitik und Umweltschutz zu halten. Wir erhielten viele interessante Daten aus Statistiken und fundierte Kenntnisse. Die Vorlesungen waren sehr aufschlussreich, besonders weil wir die Möglichkeit hatten, unsere Meinung zu äußern und eigene Kommentare abzugeben. Prof. Gieler hat uns gefordert und gefördert, indem er von uns aktive Teilnahme erwartete und genügend Freiraum für kreatives Denken ließ. Angelika Mors unterrichtete uns in Deutscher Grammatik. Sie ist eine sehr gute und erfahrene Deutschlehrerin, die aus langweiligen Dingen immer etwas Interessantes zu machen vermochte. Frau Mors war immer offen für unsere Fragen und Schwierigkeiten. Einen ihrer komischen Sätze habe ich im Gedächtnis behalten: „Bla, bla, bla... Papa hat gesagt, basta!“ Neben der Grammatik besprachen wir im Unterricht viele aktuelle Themen aus verschiedenen Bereichen. Freitags gab es in erweitertem Teilnehmerkreis einen Nachmittag „ohne Krawatten“ in einem Biergarten oder bei schlechtem Wetter in einer historischen Kneipe. Wir diskutierten manchmal heftig, aber alle benahmen sich stets korrekt und fair.

Das Wetter war fast immer warm und gut. An einem Sonntag im August bin ich in Bonn spazieren gegangen und habe zufälligerweise ein besonderes Fest miterlebt. Dabei handelte es

sich um ein großes Schützenfest im rheinischen Bezirk Oberkassel und die Jahresfeier 310 Jahre Oberkassel! Es gab eine Parade mit Orchester, Schützen und Edelfürsten. Fast alle waren nach alter Tradition gekleidet. Dieses Fest mit Musik, rheinischen Spezialitäten, Bier und Wein dauerte bis tief in die Nacht hinein. Ich habe mich hundert Jahre zurück versetzt bzw. wie ein Statist in einem historischen Film gefühlt und war sehr glücklich.

Der August 2004 war eine angenehme Zeit, in der sich die Stipendiaten viel unterhalten und erholt haben. Der Deutsch-Russisch-Amerikanische Stammtisch fand jeden Donnerstagabend im Konferenzraum unseres Hotels statt. Durch diese regelmäßigen Treffen wurden wir langsam aber allmählich Freunde.

Ende August begann der offizielle Teil unseres Programms in Bonn und Köln: Seminare, Treffen sowie Diskussionen mit den Vertretern der wissenschaftlichen Organisationen und Instituten. Auch unser kulturelles Programm nahm zu diesem Zeitpunkt seinen Anfang. Es war sehr gut aufgebaut, interessant und vielseitig gestaltet und fand in verschiedenen Stadtteilen Bonns statt.

Dort trafen alle russischen und amerikanischen Stipendiaten endlich aufeinander, denn nun waren auch die restlichen Stipendiaten da, die keinen Deutschkurs im August besucht hatten. Von den neuen Amerikanern fiel mir zuerst Michael Kimmage von der Harvard University auf, ein Experte für nordamerikanische Geschichte. Erstens spricht Michael sehr gut Russisch. Wie er mir mitteilte, wohnten seine Vorfahren in der Ukraine und waren 1917 in die USA emigriert. Zweitens hat sich Michael als ein sehr gebildeter, kultivierter und rücksichtsvoller Mensch erwiesen, wodurch er im Gespräch meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Michael, Justin und ich waren die einzigen unter uns Stipendiaten, die eigene wissenschaftliche Forschungen in Bayern durchgeführt haben; Michael und Justin in München, ich in Bamberg. In München hatten wir später eine schöne und interessante gemeinsame Zeit.

Die Geschichte der deutschen Demokratie ist in erster Linie die Geschichte der Stadt Bonn nach dem 2. Weltkrieg. Wir haben hier in Bonn viele historische Orte besucht, z. B. das Palais Schaumburg und den Dienstsitz des Bundeskanzlers in Bonn. Nach der Gründung der beiden deutschen Staaten 1949 und nach der Entscheidung, Bonn zur vorläufigen Bundeshauptstadt zu machen, wurde dieses Palais, eine Villa aus dem Jahre 1860, zum Amtssitz des Bundeskanzlers bestimmt. Dort besichtigten wir das Büro, in dem Konrad Adenauer, der erste Bundeskanzler Deutschlands sowie seine Nachfolger Ludwig Erhard, Kurt Georg Kiesinger und Willy Brandt gearbeitet haben. 1983 wurde dieser Raum wieder so hergerichtet, wie ihn Konrad Adenauer verlassen hatte. Mir hat dabei besonders Adenauers alte verschlissene Aktentasche, die auf dem Arbeitstisch lag, gefallen.

Anfang September sind wir nach Berlin umgezogen, wo unser Programm bis zum Ende des Monats weiterlief. Großen Eindruck haben auf mich der Besuch des Reichstags, der Ausflug nach Potsdam, die Ausstellung des MOMAs, des Museums für moderne Kunst in New York und das Konzert der Berliner Philharmoniker gemacht. Berlin ist eine große und schöne Stadt und es ist schwer, alle Veranstaltungen und Treffen, die ich in Berlin besuchte, auf einmal zu erwähnen.

Die Stadt Bamberg. Bamberg, Bayern – was wusste ich darüber als ich Ende September 2004 aus Berlin hierher gekommen bin? Eigentlich nicht sehr viel. Natürlich hatte ich eine Vorstellung von München und Nürnberg. In diesen Städten haben viele bekannte Russen

gelebt und viele leben auch jetzt noch dort. Ich kannte die Fußballmannschaft Bayern München. Weltweit berühmt sind auch vier bis fünf bayerische Biersorten, Würstchen und Bayerns schöne Landschaften. Ich habe gewusst, dass das Land Bayern das reichste Bundesland der BRD ist und dass die Bayern gerne Trachten tragen. Wenn ich nur mitteilen könnte, wie stark meine Eindrücke von dem wahren Bayern sind Ich empfehle den zukünftigen Stipendiaten, auf jeden Fall dieses Land zu besuchen, im Sommer wie im Winter. Der Aufenthalt wird unvergesslich sein. Es lohnt sich neben München und Nürnberg auch Städte wie Würzburg, Bayreuth, Coburg, Fürth, Erlangen, Regensburg, Augsburg, Ingolstadt, Garmisch-Partenkirchen, Passau und Aschaffenburg zu besichtigen – und natürlich Bamberg!

Bamberg - diese alte oberfränkische Stadt, die von außen betrachtet so erhalten geblieben ist, wie sie früher war. Alle Bamberger Häuser und Straßen waren vom Glück begünstigt, weil sie kaum durch Bomben aus den beiden Weltkriegen des 20. Jahrhunderts zerstört wurden, was in Deutschland sehr selten der Fall war. Jedes Haus und jeder Stein des Straßenpflasters erinnert an die Geschichte dieser malerischen Stadt. Über die tausendjährige Geschichte der Stadt und ihre schönen Sehenswürdigkeiten sind viele Bücher geschrieben worden. Zu den bekanntesten Bauwerken zählen der Kaiserdom mit seinen vier Türmen, das Kloster auf dem Michelsberg, das Altenburg-Fest und das Alte Rathaus, das wie ein Schiff mitten in der Regnitz steht. Das Bistum Bamberg wurde im Jahr 902 von Kaiser Heinrich II. gegründet. In Bamberg wurde auch das erste Buch in deutscher Fassung (1459) gedruckt. Albrecht Pfister, ein Schüler Gutenbergs, machte Bamberg nämlich zu einem frühen Zentrum der Buchdruckkunst. Die Altstadt mit ihren Kirchen, Schlössern, Palais, Amts- und Bürgerhäusern wurde 1993 von der UNESCO zum „Weltkulturerbe der Menschheit“ erklärt.

Meinen ersten Eindruck von Bamberg erhielt ich am späten Abend meines Anreisetags. Als ich aus dem Fenster schaute dachte ich, dass ich in eine andere, mir unbekannt Welt des vorigen Jahrhunderts geraten war. Ich wohnte in einem nördlichen Stadtteil und aus meinem Fenster konnte ich das Stadtzentrum sehen. Alte Gebäude erstreckten sich bis zum Horizont und die ganze Nacht konnte ich das Läute zahlreicher Kirchenglocken hören. Diesen Moment werde ich für immer in meinem Gedächtnis behalten - das Läuten der Glocken und die Erwartung auf etwas Neues, Unbekanntes.

Zukünftigen Stipendiaten möchte ich nützliche Informationen und einen guten Tipp für ihre Zeit in Bamberg geben. Die Auswahl an Biersorten ist in Bamberg und Umgebung so groß wie nirgendwo sonst auf der Welt. Allein in der Stadt gibt es neun sehr alte Brauereien in historischen Gebäuden: die Brauerei Klosterbräu (seit 1533, aber bereits im Jahre 1122 ist das Brauwesen dort erstmals erwähnt worden), die Brauerei-Spezial (seit 1536), die Brauerei Fässla (seit 1649), die Brauerei Mahrs' Bräu (seit 1670), den Schlenkerla Brauereiausschank (seit 1678), die Privatbrauerei Kaiserdom (1718), die Brauerei Greifenklau (seit 1719), die Brauerei Keesmann (1867) und schließlich die Brauerei Maisel-Bräu (seit 1894). Darüber hinaus gibt es auch in der näheren Umgebung zahlreiche kleinere Brauereien, z. B. die Brauerei St. Georgen Bräu in Buttenheim (seit 1624).

Was die Gastronomie anbelangt, zeigt sich Bamberg insgesamt multikulturell. Wer an fränkische Küche denkt, dem fallen Klöße, Schäufelr, Schlachtplatten und Bratwürste ein. Auch Weinfreunde kommen auf ihre Kosten, obwohl das Bier unbestreitbar zu den bekanntesten kulinarischen Köstlichkeiten der Gegend zählt. Es ist offensichtlich, dass die Bamberger eher dem Gebräu aus Wasser, Hopfen und Gerste und weniger dem Rebensaft zugeneigt sind. Die Grenze zwischen Weinfranken und Bierfranken ist fließend und verläuft einige Kilometer westlich von Bamberg. Aus Liebe zur Brautradition haben Braumeister im

Jahre 1979 den Förderverein „Fränkisches Brauereimuseum in der Bierstadt Bamberg“ gegründet. Als einziges derartiges Museum in Deutschland wurde es in den restaurierten, historischen Gewölben der ehemaligen Benediktiner-Braustätte auf dem Michelsberg errichtet.

Bamberg ist klein und hat nur ca. 70 000 Einwohner. Dennoch gibt es in der Stadt viele kulturelle Angebote, denen man in seiner Freizeit nachgehen kann. So verfügt Bamberg über fünfzehn Museen, drei Kinos und vier Theater: das E.T.A.-Hoffmann-Theater, das Brentano-Theater - Deutschlands kleinstes Schauspielhaus -, das wunderschöne Marionettentheater Loose und das Theater der Schatten. Schöne Erinnerungen an meine Zeit in Deutschland verbinde ich mit dem Besuch von Musikabenden.

Im Februar 2005 hatte ich das Glück ein besonderes Konzert besuchen zu können. Die Bamberger Symphoniker (Bayerische Staatsphilharmonie) haben zusammen mit dem Dirigenten Krzysztof Penderecki und dem Solisten Claudio Bohorquez Werke von Dmitri Schostakowitsch, Jean Sibelius und ein eigenes Werk von Krzysztof Penderecki gespielt. Das war in der Tat ein unvergesslicher Abend, denn Krzysztof Penderecki (geb. 1933 in Polen) ist ohne Frage der bedeutendste Komponist der Gegenwart. Der Konzertsaal war voll und minutenlang schenkte das Publikum den Musikanten einen stürmischen Applaus.

Gerne erinnere ich mich auch an die katholische Weihnachtsmesse im Bamberger Dom, an den Rosenmontag und die Faschingszeit mit ihren Karnevalen, wo ich zusammen mit meinen Freunden und mit tausend anderen Menschen auf den Straßen und in Kneipen unterwegs war.

Die Uni Bamberg und mein Projekt. Die wechselvolle Geschichte der Universität Bamberg hat vor über 350 Jahren begonnen. Der Name „Otto-Friedrich“, den die Universität erst seit der Novellierung des Bayerischen Hochschulgesetzes im Jahre 1988 trägt, soll die lange Tradition der berühmten Universität illustrieren. Er erinnert an den Universitätsgründer und ersten großen Förderer. Die Wurzeln der Bildungsstätte gehen bis 1647 zurück. In diesem Jahr hat der damalige Bischof von Bamberg, Fürstbischof Melchior Otto Voit von Salzburg, eine jesuitische Bildungsanstalt zur „Academia Bambergensis“ durch zwei Fakultäten für Philosophie und Theologie erweitert. Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn hat die inzwischen als „Academia Ottoniana“ benannte Hochschule im Jahr 1735 durch eine juristische Fakultät zu einer Volluniversität erweitert.

Zwei Semester (WS 2004/05, SS 2005) habe ich als Stipendiat der Alexander von Humboldt-Stiftung an der Otto-Friedrich Universität Bamberg in der Fachrichtung Betriebswirtschaftslehre meine wissenschaftliche Forschung durchgeführt. Das Thema meiner Arbeit heißt „Zahlungsverkehr, Informationsaustausch und elektronische Datenverarbeitung in Deutschland und Russland im Hinblick auf Steuern und Abgaben“. Für dieses Thema interessiere ich mich seit 2001. Zuerst wurde mein Interesse beruflich durch meine Arbeit im Ministerium für Steuern und Abgaben der Russischen Föderation im Referat für Methodologie der elektronischen Zahlungsdokumente geweckt und später auch wissenschaftlich durch meine Tätigkeit bei der Allrussischen Staatlichen Steuerakademie Moskau.

Das Ziel meiner Forschung liegt darin, aktuelle Fragen zum deutschen Steuerrecht und Zahlungsverkehr von den Standpunkten der Steuerzahler, Banken und staatlichen Organe aus zu erörtern. Vor allem interessiere ich mich für die bestehenden Tendenzen und für die

Entwicklung der Gesetzgebung der Bundesrepublik Deutschland und der Europäischen Union in diesem Bereich sowie für die modernen Informationstechnologien.

Unter der Bezeichnung Zahlungsverkehr versteht man die Gesamtheit der Zahlungsvorgänge innerhalb eines Staates (Inlandszahlungsverkehr) oder im Verhältnis zu anderen Staaten (Auslandszahlungsverkehr), aber auch alle Zahlungstransaktionen einer einzelnen Person oder Bank. Wenn wir uns den Zahlungsverkehr im Hinblick auf Steuern und Abgaben anschauen, können wir hier viele interessante Aktionen zwischen Steuerzahlern, Banken und staatlichen Organen sehen - das ist kurz gesagt der Kern meiner Arbeit.

Was das Bankensystem betrifft, hat Deutschland eines der besten und modernsten Systeme in Europa. Die innovativen Banken- und Informationstechnologien sind hier sehr stark entwickelt und in der Praxis tief ins Leben jeder einzelnen Person verankert. Die Konkurrenz zwischen den Kreditinstituten und Banken ist sehr groß. Der elektronische Zahlungsverkehr (Internet-Banking und Telefonbanking einschließlich Handybanking) hat sich in Deutschland unter den Organisationen und der Bevölkerung als gängiges Zahlungsmittel durchgesetzt, weil im Unterschied zu Russland jeder Bürger über mindestens ein eigenes Girokonto verfügt und etwa 99 Prozent seiner Transaktionen (kleine Zahlungen in den Ladengeschäften, Post, Zeitungskioske oder Blumenstände ausgenommen) bargeldlos durchführt.

Mit dem Steuersystem verhält es sich umgekehrt. Viele Sachverständigen und Spezialisten konstatieren fast einstimmig (besonders aktiv in der Debatte ist Steuerexperte Prof. Paul Kirchhof aus Heidelberg), dass sich Deutschland eines der teuersten und umständlichsten Steuersysteme der Welt leistet, was zugleich die größte Hürde für Investitionen und Jobs darstellt. So gibt es in Deutschland heute beispielsweise etwa 118 gültige Einzelsteuergesetze und Steuerrichtlinien (insgesamt etwa 40 Steuerarten: Gemeinschaftliche Steuern, Bundessteuern, Ländersteuern, Gemeindesteuern...) mit über 70 000 Paragraphen des geltenden Rechts, 96 000 Verwaltungsvorschriften (Erlasse, Verfügungen u.a.) und 185 Steuerformulare. In einer weltweiten Erhebung des Weltwirtschaftsforums (World Economic Forum) zusammen mit der Harvard Universität im Jahr 2004 zur Transparenz und Effizienz der Steuersysteme nimmt Deutschland unter 102 Staaten den letzten Platz ein. Deutschlands Steuersystem ist sehr ineffizient. Es verkompliziert die tägliche Tätigkeit der Steuerzahler und wertet den Beruf des Steuerberaters künstlich auf. Darum hat man auch nach und nach erkannt, dass das deutsche Steuersystem dringend reformiert werden muss. Abweichend von den Banken sind die Prozesse in den Finanzämtern der einzelnen Bundesländer schlecht standardisiert und automatisiert.

Was die Aktivitäten während meiner Forschung in Deutschland anbelangt, werde ich diese hier nur sehr kurz und fragmentarisch mitteilen.

Von Oktober 2004 bis August 2005 habe ich am Lehrstuhl für Betriebswirtschaftslehre an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg studiert und geforscht. Dabei lagen meine Schwerpunkte in den Bereichen Betriebliche Steuerlehre und Wirtschaftsprüfung. In der Universitätsbibliothek Bamberg zu arbeiten und Gespräche mit den Professoren und wissenschaftlichen Mitarbeitern meines Instituts zu führen, waren für mich sehr wichtig. Die Bamberger Universität besitzt eine gut sortierte moderne Universitätsbibliothek mit einer großen Auswahl an Literatur. Zudem erleichtert einem das automatisierte Katalogsuchsystem die Recherche, weshalb man sich voll und ganz auf seine wissenschaftliche Arbeit konzentrieren kann.

Der erste meiner Tagesordnungspunkte bestand darin, die Gesetzgebung der Bundesrepublik Deutschland zu untersuchen, wie z.B. die Abgabenordnung und wichtige Steuergesetze (Einkommenssteuergesetz, Umsatzsteuergesetz, Körperschaftssteuergesetz, Gewerbesteuerengesetz, Grundsteuergesetz u.a.), aktuelle Wirtschaftsgesetze (Handelsgesetzbuch, Bürgerliches Gesetzbuch, Aktiengesetz, ein Gesetz betreffend die Gesellschaften mit beschränkter Haftung u.a.), Bankrecht (Gesetz über das Kreditwesen, Gesetz über die Deutsche Bundesbank, Geldwäschegesetz, Gesetz zur Neuordnung des Pfandbriefrechts u.a.). Dabei habe ich fachlich wissenschaftliche und wirtschaftliche Literatur herangezogen. Hierzu gab es verschiedene Bücher und Artikel aus Zeitschriften („Der Betrieb“, „Die Wirtschaftsprüfung“, „Betriebsberater“, „Deutsches Steuerrecht“, „Steuern und Wirtschaft“, „Finanzrundschau“ u.a.).

Weiter hatte ich entsprechende Besprechungen im Finanzamt Bamberg der Bayerischen Steuerverwaltung, in der Abteilung für Steuern und Gebühren der Stadt Bamberg (Rathaus) und in der Bamberger Sparkasse.

Im Wintersemester 2004/2005 habe ich außerdem an entsprechenden Vorlesungen und Seminaren teilgenommen, wo ich fachliche Informationen sowie Einblicke ins deutsche Hochschulsystem erhalten habe. Die dort behandelten Themen beschäftigten sich mit Unternehmensentwicklung und -besteuerung, Steuerwirkungs- und Steuergestaltungslehre, Rechnungslegung im Konzern (Prof. Kupsch), Management (Prof. Diruf), Internationaler Besteuerung (Prof. Wenzel) und Internationaler Konzernrechnungslegung (Prof. Grewe).

In der Universität hatte ich einen eigenen Arbeitsplatz mit einem PC. Darüber hinaus bin ich Herrn Prof. Peter Kupsch und allen Mitarbeitern der Otto-Friedrich Universität Bamberg für die Zusammenarbeit und persönliche Hilfe in verschiedenen Fragen sehr dankbar. Besonders möchte ich mich bei den wissenschaftlichen Mitarbeitern Ulrich Ziehr, Ingo Müller, Hans Fasen und Michael Teig für ihre Unterstützung bedanken.

Im April und Mai 2005 habe ich mir mit Hilfe der Geschäftsführung der Bamberger Niederlassung ein Praktikum an der **Robert Bosch GmbH** in der Fachabteilung für Buchhaltung, Controlling und Werksergebnis organisiert. Mein Ziel war es, einen Einblick in die praktische Tätigkeit auf dem Finanzgebiet des führenden Technologie- und Dienstleistungsunternehmens und großen Steuerzahlers Deutschlands zu bekommen. Die Robert Bosch GmbH ist ein großes, weltweit führendes Unternehmen im Bereich der Kraftfahrzeugtechnik. Mit seinen zukunftsorientierten Innovationen ist es zurecht ein Vorbild. Während dieses Praktikums waren für mich vor allem Finanzfragen interessant: Controlling, Buchhaltung, Berichtswesen, Steuern und Beziehungen zum Finanzamt. Ich habe aber noch andere wichtige Punkte untersucht, wie beispielsweise die gesamte Organisationsstruktur, Technologie- und Fertigungsprozesse, korporative Kultur und berufliche Arbeitsprinzipien. Um Fragen zu diesen Themen zu klären, konnte ich eintägige Gespräche mit den Vertretern der E.ON Ruhrgas AG in Essen und der WestLB in Düsseldorf führen.

Im Juni 2005 absolvierte ich fast zwei Wochen lang ein Praktikum in der Abteilung für Nationale und Internationale Finanzmarkt- und Währungspolitik im **Bundesministerium der Finanzen** in Berlin. Dank des Abteilungsleiters Jörg Asmussen wurde mein Interesse an der modernen Finanz- und Steuerpolitik der Bundesrepublik Deutschland weiter geweckt. Von großer Bedeutung waren für mich die Tendenzen der Finanzmarktpolitik, besonders im Bereich des Bankenwesens und Zahlungsverkehrs.

Während des Praktikums hatte ich täglich Gespräche mit Mitarbeitern und Vertretern der Referate Nationaler/Internationaler Zahlungsverkehr, Bekämpfung der Geldwäsche und der Finanzierung des Terrorismus sowie anderer Formen der Finanzkriminalität, Korruptionsprävention im Finanzdienstleistungssektor (Leiter des Referats Dr. Michael Findeisen), für Aufsicht über die Bundesanstalt für Finanzdienstleistungsaufsicht, Kreditinstitute des Bundes, Mandate des Bundes und Staatsaufsicht bei Kreditinstituten (Leiter des Referats Dr. Peter Görß) und für Bankenwesen (Leiter des Referats Dr. Jens Conert). Meistens verbrachte ich die Zeit in dem oben genannten Referat für Bankenwesen und nahm an Besprechungen mit Jens Conert und seinen Mitarbeitern teil, wo ich Informationen und Materialien über modernes Bankrecht, verschiedene Verbände der Banken, die neue Gesetzgebung und die Europäische Politik erhielt. Dabei habe ich viele interessante Materialien gesammelt und neue Kenntnisse bezüglich meines Forschungsthemas erhalten. Im BMF konnte ich auch die Abteilung für Besitz- und Verkehrssteuern und Verbrauchersteuern sowie das Referat für Steuerpolitik und Grundsatzfragen des Steuerrechts besuchen. Dabei standen für mich besonders die momentane Situation in der Steuerpolitik der Bundesregierung sowie die Klärung allgemeiner Fragen des Steuerrechts im Blickfeld. Ich bin allen Mitarbeitern des Ministeriums für die gute Aufnahme in ihrem Haus, besonders den oben erwähnten Referaten sehr dankbar.

Obwohl mein Praktikum in Berlin nicht allzu lange dauerte, hatte ich das Glück an Besprechungen teilnehmen und einmal sogar mit dem Bundesfinanzminister Hans Eichel und seinem Referenten persönlich sprechen zu können. Das war ein unvergessliches Erlebnis!

Zusammenfassung: Was mir an Deutschland und seiner Bevölkerung gefällt

Mir gefällt an Deutschland, dass das Leben in der Innen- und Außenpolitik absolute Priorität besitzt und ihm großen Wert zukommt.

Mir gefällt an Deutschland die Ordnung, die Handhabung der Gesetze und festgesetzter Regelungen, die erstaunliche Kraft und der verblüffende Wunsch nach Selbstorganisation und Selbstverwaltung, die Toleranz und die Offenheit. Toll finde ich auch die Tage der offenen Tür und Besichtigungsmöglichkeiten von staatlichen und kommunalen Behörden, von Rathäusern, Bundes- und Landesregierungen, die einem die Möglichkeit geben, bekannte Politiker zu treffen.

Mir gefällt an Deutschland die Ökologie und der Umweltschutz, die reine Luft und die Sauberkeit. In vielen deutschen Städten und besonders in der Innenstadt (im Stadtzentrum) konnte ich oft die Anwesenheit wilder Tiere, z. B. von Wildkaninchen und Schwärmen von Kranichen, Schwänen, Gänsen und Enten beobachten.

Mir gefällt an Deutschland, dass viele Leute hier ein starkes Vertrauen zum Finanz- und Kreditsystem ihres Landes haben. Fast jeder Bürger besitzt mindestens ein Konto bei einer Bank und verwendet im täglichen Zahlungsverkehr moderne elektronische Bankentechnologien.

Mir gefällt, dass es in der deutschen Politik und auch in der Wirtschaft einen echten Wettbewerb gibt. Deutschland ist ein Staat der Debatten und Diskussionen. Hier wird auf allen Ebenen viel und über verschiedene Fragen diskutiert. Fragen der Finanz-, Steuer-, Bildungs-, Gesundheits- und Umweltschutzpolitik werden immer in breiten Debatten entschieden. Oft werden diese in Live-Fernsehsendungen gezeigt, in Live-

Rundfunksendungen ausgestrahlt und auch in Zeitungen und Zeitschriften genau beschrieben. Ehrliche und offene Streite, sogar innerhalb einer Partei, stehen hier auf der Tagesordnung. Das Parteiensystem ist in Deutschland gut entwickelt. Reden des Bundeskanzlers oder des Bundespräsidenten, egal in welchen Bereichen und zu welchen Themen, sind weit verbreitet.

Um die Wahrheit zu ergründen und zu erforschen, muss man Dinge ausprobieren und sie vergleichen, denn alles kann man nur im direkten Vergleich erkennen. Ich bin sicher, dass wir russischen Stipendiaten während des einjährigen Aufenthalts in Deutschland viel Neues erfahren haben - nicht nur über Deutschland, sondern auch über Russland. Wir werden in unserem Staat und unserem Land in Zukunft vieles besser machen. Russland ist ein schönes und hochintellektuelles Land, aber im Großen und Ganzen ist es entwicklungstechnisch leider nicht auf dem neuesten Stand. Der Lebensstandard des russischen Volks ist momentan leider recht niedrig, wobei es natürlich auch Ausnahmen gibt. „Die Freiheit ist die Einsicht in die Notwendigkeit.“ Diesen klugen Satz hat einst der deutsche Philosoph Friedrich Engels gesagt. Russland ist in finanzieller und wirtschaftlicher Hinsicht kaum in die europäische Politik integriert. Es ist ein großes abgeschlossenes Land im Osten, das in vielen Bereichen „in seinem eigenen Saft schmort“, wie man zu sagen pflegt. Europa interessiert sich kaum für Russland und hat nur wenig Kenntnis über seine Strukturen – eine Ausnahme bilden nur Russlandexperten. Dabei ist Russland doch die Zukunft der Welt.

Mir gefällt an Deutschland der hohe Standard im Umgang mit Kunden und die Flexibilität im modernen Zahlungsverkehr. Wahrscheinlich sind dies die Folgen des Konkurrenzdrucks einer stark entwickelten Wettbewerbswirtschaft und der Tätigkeit von klein- und mittelständischen Unternehmen, wie z. B. Bäckereien, Metzgereien u.a.

Deutschland ist heute der größte Exporteur der Welt, vor allem im Bereich von innovativen Produkten. In Russland hingegen ist der Markt nur national orientiert und schwach entwickelt – Ausnahme bilden heute nur die Rohstoffe, Waffen, Weltraumforschung und andere Waren. Russland ist für internationale Unternehmen und Konzerne ein in sich abgeschlossenes Territorium und hat nicht ohne Berechtigung Angst vor einer möglichen Öffnung hin zum Weltmarkt. Beispiele dafür sind große ausländische Banken und Versicherungsgesellschaften. Der überwiegende Teil moderner Technologien und Innovationen, besonders im IT-Sektor, wurden leider nicht in Russland entwickelt.

Wie lang und weit mag wohl der Weg für ausländische Unternehmen und Firmen sein, um nach Russland zu kommen? Wie wenig trägt Russland zu einer Begünstigung seiner Lage bei. Die Regierung denkt hauptsächlich an Verstaatlichung, an Steuern und Abgaben und andere Einkommensmöglichkeiten für eine Etatsteigerung. Leider tut die Regierung nur wenig dafür, dass die schöpferischen Kräfte der Bevölkerung und private Investitionen gefördert, Innovationen in die Produktion übergeleitet werden und der Klein- und Mittelstand sich entwickeln kann. China, Indien, Brasilien, einzelnen osteuropäischen Ländern u. a. jedoch ist dies gelungen. Aber der Russische Boom wird schon noch kommen. Ich sehe mit Hoffnung in die Zukunft meiner Heimat.

Im vergangenen Jahr gewann ich viele neue Freunde aus verschiedenen Ländern der Welt: Deutschland, den USA, Russland, China, Spanien und anderen Ländern. Jetzt kann ich mit Bestimmtheit sagen, dass die Menschen auf der ganzen Welt sehr ähnlich sind. Sie unterscheiden sich nur durch das Niveau ihrer Ausbildung.

Der Alexander von Humboldt-Stiftung bin ich sehr für meine Teilnahme am Programm für Nachwuchsführungskräfte aus der Russischen Föderation 2004/2005 und ihre gute Organisation dankbar. Darüber hinaus möchte ich mich für die Möglichkeit, meiner wissenschaftlichen Forschung nachgehen zu können und für die Materialien und Erfahrungen, die ich erhalten habe, bedanken

Vielen, vielen Dank der Alexander von Humboldt-Stiftung!!

Dr. Sergey Toropygin

Germany through the Eyes of a Russian Eye Doctor

- Background: M.D., Tver State Medical Academy, Russia (1998)
Ophthalmologist, Faculty of Eye Diseases of the Tver State Medical Academy, Russia (2000)
Ph.D. in Medicine, Moscow Helmholtz Research Institute of Eye Diseases, Russia (2003)
- Project: Development, promotion and dissemination of the latest joint medical Russian-German technologies in ophthalmology
- Currently: Eye Surgeon, Sv. Fyodorov Eye Microsurgery State Institution, Kaluga Branch, Russia

Germany through the Eyes of a Russian Eye Doctor

Dr. Sergey Toropygin

Foreword

Centuries-old history can be traced in political, economic, academic, social and cultural relationships between Russia and Germany. Both Russian and German ophthalmologic schools belong to the world-famous research directions of life sciences. Especially intensive development of ophthalmosurgery has taken place during the last five decades, associated with the introduction of laser and ultrasound technologies, biocompatible inert gases, fluidic and solid polymers, fiber optics, surgical strategies of super-small incisions, and computer and digital technologies in medicine.

However, over the greater part of the second half of the 20th century during the Cold War, Russia was cut off from the West, not only by the virtual Iron Curtain but also by the material Berlin Wall. In particular, it affected the development of medicine and ophthalmology in our countries.

Now, we are lucky to live in the epoch of positive changes, when the boundaries between the West and the East have become more transparent and we have, at last, an opportunity to communicate.

The German Chancellor Scholarship of the Alexander von Humboldt Foundation offered me a unique chance to establish long-term international contacts in my field of science and to view German culture and the Germans in depth. The bi-national, American-Russian nature of our 19 other AvH scholars increased my interest in this odyssey.

Germany, German and the Germans

Internationality is one of the features of Germany. Like our other fellows, after arriving in Bonn at the central railway station, I saw so many Turkish people that I thought I might have come to Turkey instead of Germany. Political, economic, historical, and cultural reasons, etc., make this country very attractive for people from all over the world. Turkish, English, Spanish, French, and Russian can be heard on every corner.

The year in Germany started for me, as well as for most of our AvH fellows, with the intensive German language course at the *Institut für Sprachvermittlung* in Bonn. It was both the tensest and the most carefree time of my stay in Germany.

It was tense because, before coming to Bonn, my knowledge of German had been limited to a few phrases and I was taken into the group for beginners. Besides me, there were five American and Russian fellows in the group, and I think we were the most diverse group among our colleagues in terms of our primary knowledge. Figuratively, I tried to kill two birds with one stone, studying German and improving my English at the same time. Our teachers were very friendly and kind and did their best to help us to grasp the basics of German and to overcome the language barrier, but sometimes I found I did not understand correctly our German teachers or our American colleagues. This was a really good stimulus for studying diligently.

It was the most carefree time because the warm sunny summer weather, the small quiet *Acora und Wohnen Hotel*, rabbits and hedgehogs sauntering about the streets in the evening, and flocks of green parrots on the trees created a peculiar atmosphere of serenity and calmness. *Tannenbusch*, the city's district where we lived, was by no means reputed to be the calmest region of Bonn, but after the hustle and bustle of big Russian cities, *Tannenbusch* truly seemed like paradise to me. We usually devoted the weekends to visiting numerous museums, galleries and theatres, as well as the nearby towns and cities. *Köln*, *Düsseldorf*, *Königswinter*, *Brühl*, and the other places in *Nordrhein-Westfalen* were of paramount interest. Many of us bought bicycles and traveled the length and breadth of Bonn and the suburbs. My spare time was normally occupied with rollerblading, which was also very popular in Germany. It was my first experience, and it was really exciting and challenging to rollerblade along the banks of the Rhine, inhaling the fresh air from the river.

Concerning German food, I should say I did not have any trouble switching from Russian cuisine to the German one. Of course, there are some specialties typical of Germany and rather mysterious to a Russian stomach, like *Knödel* or *Dörrfleisch*, but on the whole, the German cuisine is manifold and can satisfy any cultivated taste.

The cultural program during the four-week introductory seminar and the two-week study tour was rather diverse. The Berlin Philharmonic, Cathedral, Museum Island, the Cologne Cathedral, the *Neuen Pinakothek* in *München*, the baroque palace in Ludwigsburg – these are only some of the places that gave us a good sense of German history and culture.

One of the most unforgettable events of the introductory seminar in Berlin was the meeting with Helmut Stern, a Jewish musician who had to leave Germany on the eve of the World War II and returned after it to take up a chair in the Berlin Philharmonic under Herbert von Karajan. It was the bitter narration of a witness of those events. In general, I tried to use every opportunity to talk to the old generation of Germans who were witnesses or who participated in the war. I think it was very important and helped us to more deeply understand the roots of that historical tragedy of the 20th century.

It was also very important for us to visit the *Reichstag* and *Bundeskanzleramt* in Berlin to see the structure of the German government and the transparency of the German parliament. However, meeting with Gerhard Schröder, the so-called “highlight” of the whole program, startled us by its fleetingness and only our group photo with him confirms now that it in fact took place in reality.

The real highlight during our spring study tour through Germany was our arrival in Bavaria, which I think is the most distinctive part of the country. *München* met us with the opera by Carl Maria von Weber in the Opera-house, one of the biggest theatres in Europe. *Garmisch-Partenkirchen* and our trip to the *Zugspitze*, the highest peak in the country, were more than amazing, and the numerous photos taken there remind us of those sunny and frosty couple of days spent in the German Alps. If I am asked now to describe the typical German, the appearance of a Bavarian, seen in one of the Munich pubs, arises in my memory first – a big, good-natured middle-aged fellow with a rather developed paunch, dressed in a Bavarian vest, with a Bavarian moustache, in a Bavarian felt hat, with a mug of Bavarian beer in one hand and a Bavarian white sausage in the other.

Our visit to the Federal Constitutional Court of Germany in Karlsruhe was certainly useful for those of us with a legal background. Our arrival in Brussels at the end of our spring tour gave

us the chance to visit the European Commission and, what was especially exciting, the headquarters of NATO, the main military opponent of the USSR during the period of the Cold War.

Among the other notable events organized by the Alexander von Humboldt Foundation during this year, I should also mention our visit to the American and to the Russian Consulates General in *Düsseldorf* and in Bonn respectively, which coincided with the mourning in Russia for the victims of the act of terrorism in Beslan, Republic of North Ossetia-Alania, Russia, and then, to the Russian and American Embassies in Berlin.

Homburg, Eye Hospital, Doctors, Science and Practice

Homburg, in which I spent most of my scholarship period, is a small town in Saarland with about 45,000 citizens about 30 km northeast of *Saarbrücken*, where the medical department of the University of Saarland is situated. It is a picturesque quiet place in a valley of the hills covered with coniferous wood, repeatedly occupied over the centuries by the French, where people speak *Saarländisch* and greet you when you are passing by their houses as though they had known you all their life.

Born in a small town similar to Homburg in the central part of Russia, but having lived for many years in megalopolises, I had to accommodate myself to a rural way of life again. I was settled in the local hostel for hospital personnel in the suburbs of the town, where I occupied a room on the top floor, the 10th, with windows facing uptown and the nearby hills. Hullabaloo from student parties held on a regular basis on a lawn beneath my windows and the rumbling of rap and pop music reaching me from the next rooms were completely compensated for by a wonderful view of the town through my windows, especially at sunset when the sun sank behind the hills, by fresh air, and by the five-minute walk from my hostel to the Eye Hospital. Besides, in my spare time, I had an opportunity to rollerblade and jog along the hills, which the natives called “mountains,” or just to walk with a camera in the forest or along the fields densely populated with deer and hares.

My main working base, the Homburg Department of Ophthalmology and University Eye Hospital, headed by Prof. Dr. med. Klaus W. Ruprecht, is one of the units of the University of Saarland, founded in 1955 and celebrating its fiftieth anniversary this year, 2005. Comparatively small, but equipped with the latest generation of armamentarium, this is the main eye hospital in Saarland, where adults and children receive almost all kinds of surgical and therapeutic ophthalmologic service on the most modern level.

Homburg Eye Hospital is an international clinic. Doors of the hospital are wide open for a young generation of eye doctors from all over the world – here are doctors studying ophthalmology and working on their doctorate theses from Egypt, Kosovo, Iraq, and the states of the former USSR.

Of course, the main thing is people. I was lucky to be met here with a kind and benevolent attitude from people who belong to the flower of European science, and I am truly very proud of the friendship of these people.

I clearly remember my arrival in Homburg after our introductory seminar in Berlin at the very end of September 2004. How nervous I was while going here by train! “How will they meet me? How will they consider my arrival?” I repeatedly asked myself, and these questions made

my heart beat fast. When Dr. med. Konrad Hille, *Leitender Oberarzt der Klinik*, met me at the entrance to the Hospital, found accommodations for me in the local University hostel and invited me to come to his place for dinner in the evening, I felt much more relaxed. And as soon as I crossed the threshold of the *Direktion* of the Hospital, introduced myself to Mrs. G. Petrikowski, Secretary of Prof. Ruprecht, and was introduced then to Prof. Ruprecht himself, I realized at once: everything would be OK!

Long ago I drew a conclusion: the more intelligent a person is, the easier it is to communicate with him. Prof. Dr. med. Klaus W. Ruprecht is the standard of an intellectual. It was very important for me to find such a friendly and loyal mentor in him. Easily approachable and ever open, always ready to help with advice – these are the traits of Prof. Ruprecht. He is one of the most many-sided personalities I have ever seen. He finds time to combine administration, clinical and experimental work, participation in conferences and social activities, and membership in the Homburg-*Zweibrücken* Rotary Club, at which I had the honor of giving a talk one day. His public performances, which I witnessed more than once during this time, have no equal. His great erudition always arouses my admiration and stimulates me to continue my self-education.

I am afraid my vocabulary is too limited to reflect all the personal and professional merits of Dr. Hille, *Leitender Oberarzt der Klinik*, in the proper way. I had known him personally before coming to Homburg; it was our acquaintance which allowed me to declare the Homburg Eye Hospital my main working base in my application to the Alexander von Humboldt Foundation. His extreme kindness and geniality, benevolence, warm hospitality, great erudition, versatility, and complete absence of arrogance – all these properties made him my closest supervisor and associate during this year.

There are rare people who are called “workaholics;” Dr. Hille definitely belongs to them. His average work day lasts 12-14 hours, including 5-6 hours in the operation theatre, consultations with dozens of patients and work on scientific projects, not to mention his duties and night surgery in emergency patients. His masterly surgical skills allow him to treat the most complicated cases and to perform unique operations. My participation in the clinical project supervised by Dr. Hille and those many hundreds (!) of hours spent with him in the operation theatre made me update my former views on ophthalmic surgery and paved the way for my future surgical development.

Priv. Doz. Dr. med. Matthias H.J. Krause, *Oberarzt der Klinik*, became my main scientific tutor and good friend during this year. Our laser experimental project developed and supervised by him was an excellent school which taught me many things. In general, scrupulousness and attention to detail are well known to be national features of the Germans, but even among the Germans I have never met so scrupulous a scientist as Dr. Krause. His editing of our articles prepared by me for publication usually lasted for hours and always revealed further and further drawbacks of the paper. However, I should say that it was never annoying or offensive to me, because in the majority of cases I could not but agree with his irrefutable arguments. I admitted my mistakes, and his intelligence led him to express his remarks in the politest way. That was a really good experience for me and now I doubt that there exists a paper on earth which I will not be capable of writing. The results of our study were reported and discussed in September, 2005, at the 103rd Annual Meeting of the German Ophthalmologic Society in conjunction with the 15th European Ophthalmologic Society Congress in Berlin and prepared for publication.

A lot of people were involved in our project. My work would have been impossible without a creative alliance with the other doctors at the Hospital, the assistance of Mrs. E. Khurieva, *Doktorandin der Klinik*, as well as the help of Mrs. G. Petrikowski, Secretary to Prof. Ruprecht, and Mrs. L. Jost, Head of the Photo Laboratory at the Hospital.

All year long we worked in closest cooperation with Prof. Dr. rer. nat. Karsten König, Head of the Department, and Dr. rer. nat. Iris Riemann, Group Manager of the Department of Microsystems/ Laser Medicine of the Fraunhofer Institute of Biomedical Technique, St. Ingbert, as well as with Prof. Dr. med. Pedro Mestres, Chairman, and Mrs. Gabriele Kiefer and Mrs. Birgit Leis, technicians at the Electron Microscopy Unit, Department of Anatomy and Cell Biology, Homburg. That was a really creative period in my life.

Completion of my project and my departure from Homburg has coincided with the administrative changes in the Homburg Eye Hospital. Prof. Ruprecht has recently retired to our regret, and Dr. Hille has moved to the town of Offenburg to become the Head of the Ophthalmologic Department of the Offenburg Regional Hospital. Nevertheless, I believe in my close connections with them, and hope for my beneficial cooperation with the new *Direktion* of the Homburg Eye Hospital in the future.

Our AvH Fellows

The German Chancellor Scholarship is directed to young people from Russia and the U.S.A. of nearly all professions and disciplines, so we all belonged to different fields of science. There were representatives of political, computer and theatre sciences, law, design, music, economics, history, journalism, etc., among us.

I should say we were a united team. A buffet room in the *Acora Hotel* in Bonn, and later in the other hotels all over Germany where we lived during our language training and introductory seminar and study tour through Germany, became a place of our common evening parties, or “potlucks” in American English, where everyone brought his or her own dish from home to be shared among everyone at the gathering. Nevertheless, the mixture of professions, different language levels, and diversity in age (from 23 to 33) explain our various interests and purposes in this program. As a matter of course, in our spare time we normally kept company within several smaller subgroups according to personal interests and preferences. Endless joint discussions and disputes in cafes, klatches in saunas, trips, seeing the sights and playing football were the features of this year, and I really enjoyed them.

Some Practical Hints for Future AvH Scholars

One of the main problems which confronted some of us at the beginning of our stay in Germany was how to find adequate accommodations. Tastes differed, but in general everybody wanted to have comfortable, inexpensive lodging in a picturesque area close to the place of work. Fortunately, I solved the housing situation easily, having applied to my mentors and having been well accommodated in the University hostel. But for some of us who postponed this question until the very last moment, it cost nerves and tears to find something suitable for living. I therefore strongly recommend starting to look for accommodations as soon as possible and definitely before coming to Germany.

Concerning the language, on the one hand, I was lucky to find that all doctors in the Hospital spoke fluent English, but on the other hand, it did not induce me to continue studying

German. Despite eight weeks of intensive language course in Bonn with subsequent lessons in Homburg, my weak German did not allow me to communicate fluently with my patients (not to mention shop assistants, drivers in buses, conductors in trains, etc.). If I needed to explain something important to a patient, I had to ask somebody else to help me. Sometimes, it was very complicated and inconvenient. So I do not recommend following my bad experience, and I advise starting German lessons long before coming to Germany. This is a very expressive language, which von Goethe and von Schiller spoke, and undoubtedly it deserves to be spoken.

In order not to spoil the favorable impression of traveling within Europe by train, it is advisable to book the tickets and to make reservations well in advance for extended journeys if you travel on weekend, on public holiday, or during the main holiday season, because at these times it is nearly impossible to find seats, especially if you do not smoke. Two times traveling from Homburg to Berlin and back (about 600 km and a six-hour journey), I was too late to arrange my ticket and had to find a vacant seat in a smoking compartment or in an onboard bistro where a non-smoker like me nearly suffocated with nicotine by the end of the trip.

Acknowledgements

I thank Klaus W. Ruprecht, Chairman of the Homburg Department of Ophthalmology and University Eye Hospital, my mentor, for his cordial invitation to work on my research in the Hospital, as well as for his continuous informational, advisory support and encouragement throughout all stages of the project.

I thank Konrad Hille, *Leitender Oberarzt der Klinik*, my clinical tutor, for the exclusive opportunity to further my professional development as a practitioner on the base of the Homburg Eye Hospital, for his outstanding surgical experience and skills, for continuous support, promotion and fruitful discussions for the whole duration of the project. I also thank his spouse, Mrs. Hille, as well as his girls for their friendly attitude and hearty reception.

I thank Matthias H.J. Krause, *Oberarzt der Klinik*, my scientific tutor, for the splendid chance to advance my professional development as a researcher, for his designing and supervising of our scientific laser project, for his editing of our articles and presentations, and for his excellent erudition and friendly manner.

I thank Elena Khurieva, *Doktorandin der Klinik*, for her constant assistance and patience.

I thank all the staff of the Homburg Eye Hospital for their friendship and close cooperation at all stages of my clinical and scientific work.

I thank Karsten König, Head of the Department, and Iris Riemann, Group Manager of the Department of Microsystems/ Laser Medicine of the Fraunhofer Institute of Biomedical Technique, St. Ingbert, for a remarkable and productive cooperation concerning femtosecond laser microscopy and surgery and for their friendly and loyal attitude.

I thank Pedro Mestres, Chairman, and Gabriele Kiefer and Birgit Leis, technicians of the Electron Microscopy Unit, Department of Anatomy and Cell Biology, Homburg, for their excellent technical support in the preparation of the tissue specimens for electron microscopy.

I thank Hans Geuder, Director General, and Thomas Diehm, Managing Director of the Geuder Company, Heidelberg, for the many courtesies extended to me during my visit to the Company. I trust our meetings in Homburg and Heidelberg mark the beginning of friendship and of long and mutually profitable scientific relationships.

I thank my Russian colleagues, friends and relatives who influenced my decision to apply to the Alexander von Humboldt Foundation for the German Chancellor Scholarship and supported me throughout my stay in Germany.

I wish to express my sincere appreciation to the Alexander von Humboldt Foundation for all their support and guidance, and to our 19 other AvH scholars³¹ for their friendship and loyalty; they became my “Humboldt family” during this year.

Afterword

It is no exaggeration to say that this year has influenced me profoundly and made me feel differently about a lot of things. It has helped me to gain new friends and to establish new professional relationships. It has helped me to develop scientifically and practically, enriched me spiritually and culturally. I hope to have the opportunity to return to this country that I will feel homesick for and to these people, whom I will miss ever so much, over and over again.

³¹ Special thanks to Dr. Michael Kimmage, U.S.A., for editing this essay.

Dr. Sergey Trushnikov

Deutschland, das ich nach Russland mitgenommen habe

Werdegang: LL.M.-Studium an der Freien Universität Berlin (2002)
Promotion an der Staatlichen Juristischen Akademie des Ural,
Ekaterinburg (2003)

Projekt: Internationales Insolvenzrecht

Derzeit: Post-Doc am Lehrstuhl für Zivilverfahrensrecht der Staatlichen
Juristischen Akademie des Ural; Dekan der International-
rechtlichen Fakultät der Staatlichen Juristischen Akademie des
Ural

Deutschland, das ich nach Russland mitgenommen habe

Dr. Sergey Trushnikov

Nun liegt also ein weiteres Jahr in Deutschland hinter mir. Vor diesem BUKA-Jahr habe ich viele Reflections und Erinnerungen über das Studien- bzw. Forschungsjahr in Deutschland gelesen und gehört. Vieles davon habe ich selbst bereits erlebt. Nachdem ich 2000–2001 das LL.M.-Studium an der Freien Universität in Berlin im Rahmen des DAAD-Programms „Russlands-Fonds der deutschen Wirtschaft“ hinter mich gebracht hatte, wartete ich nun gespannt auf ein neues Jahr, das nun vor mir lag. Denn ich wusste bereits, dass mich ein anderes Deutschland erwartet. Genauer gesagt ein Land, das ich in seiner Entwicklung selbst beobachten konnte und weiter verstehen wollte.

Aus diesem Grund möchte ich neben meinem Projekt auch von dem Deutschland erzählen, das ich nach Ablauf des Programms in meiner Erinnerung mitgenommen habe³². Dies erscheint mir besonders wichtig, da an meiner Akademie bald ein ganz neuer Lehrkurs mit dem Titel „Das deutsche Rechtssystem“ beginnt, in dem ich unter anderem Landeskunde unterrichte. Worüber ich erzählen werde?! Das werden Sie gleich erfahren.

Geschichte und Zukunft Deutschlands

Ich werde meinen Studenten erzählen, dass wir nun eine sehr interessante Zeit erleben. Man kann behaupten, dass die ganze Menschheitsgeschichte unsere Gegenwart vorbereitet hat. Die Beschleunigung des Progresses, das rapide Bevölkerungswachstum und andere Merkmale des Prozesses, den man heute mit einem sehr populären Wort, nämlich dem der „Globalisierung“ bezeichnet. Dabei muss jedes Land seinen eigenen Weg finden. China, Indien, Russland, die Vereinigten Staaten, Europa und Afrika – alle befinden sich momentan auf der Suche.

Natürlich konnte sich auch Deutschland dieser Situation nicht entziehen. Momentan kann man häufig lesen und man bekommt zu hören, in welcher schwierigen Lage Deutschland sich befindet. Die Globalisierung hat solche Auswirkung auf die deutsche Wirtschaft und Gesellschaft, dass man jetzt auf Bücher stößt, die in ihrem Titel beispielsweise fragen „Ist Deutschland noch zu retten?“³³. Ich glaube, dass diese Befürchtungen trotz all der bestehenden Schwierigkeiten übertrieben sind. In der deutschen Sprache gibt es eine Bezeichnung, die ich sehr gerne mag, nämlich „sich mit etwas auseinander zu setzen“. Als eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Entwicklung jedes Landes und jeder Gesellschaft erscheint mir die Fähigkeit, sich mit Problemen auseinander zu setzen und sie demzufolge zu lösen. Daher bin ich der Meinung, dass all die Probleme Deutschlands auf die Schwierigkeiten einer sich in Entwicklung befindender Gesellschaft zurückzuführen, und infolgedessen von vorübergehender Natur sind.

Wir können Deutschland nicht losgelöst von Europa betrachten. Viele Reisen innerhalb Europas haben mir geholfen, Deutschlands Vorteile und Nachteile im Vergleich mit anderen europäischen Ländern zu erkennen. Allerdings sollte man nicht vergessen, dass es gerade die

³² Auf den Titel meiner Reflection, „Deutschland, das ich nach Russland mitgenommen habe“, kam ich nach dem Lesen eines Buchs, auf das ich gerne verweisen möchte: Роман Гуль, *Я унес Россию. Апология эмиграции*. – М.: БСГ-Пресс, 2001. Т.1 «Россия в Германии» (Roman Gul', Ich habe Russland mitgenommen. Geschichte der Emigration, BSG-Press, 2001. Bd. I „Russland in Deutschland“).

³³ S. Hans-Werner Sinn, *Ist Deutschland noch zu retten?* Econ, 2004.

Vor- und Nachteile seiner Mitgliedstaaten sind, die Europa so vielfältig machen. Die Europäische Union wie sie heute existiert, ist in vielen Aspekten ein Ergebnis politischen Willens, wirtschaftlicher Stärke und kultureller Schätze. Jedoch ist bei der Entwicklung der EU Vorsicht geboten, denn es gibt keinen konstruktiven Weg zurück und es wird ihn nicht geben. Die EU sucht sich immer neue Herausforderungen, die zu neuen Aufgaben führen. Dabei kann es jedoch leicht passieren, dass man an die Grenze der Möglichkeiten stößt. Die Folge dieser Überforderung stellt eine Gefahr für die wesentliche Tätigkeit der Union dar.

Kiel

Wie oft habe ich Mitleid in den Augen meines Gegenübers gesehen, wenn ich ihm erzählte, dass ich vorhabe, ein Jahr lang in Kiel zu forschen. Ich gebe zu, es ist Geschmackssache, aber Kiel bot mir all die Möglichkeiten, die ich für meine Arbeit benötigte: eine tolle Bibliothek, offene und interessante Kollegen sowie das Klima der Ostsee.

Kiel und seine Umgebung sind auf ihre eigene nordische Art schöne Gegenden. Ein besonderes Erlebnis war für mich der Ausflug zu einer Wattwanderung an der Nordsee. Auch meine Unterkunft in Kiel, ein Gästehaus für Wissenschaftler, lag in einer typisch nordischen Gegend. Hinter dem Haus befand sich ein großer Park und vor dem Haus verliefen die Förden. Die Gesellschaft im Gästehaus bestand aus internationalen Wissenschaftlern aus Indien, Polen, Litauen, Brasilien, Deutschland und Frankreich. Die gemeinsamen Abendessen waren sehr angenehm und ermöglichten ein multikulturelles Miteinander.

Viele Leute bringen Kiel mit seiner weltberühmten Segelregatta in Verbindung. Da diese erst am Ende meines Deutschlandaufenthalts stattfand und ich zu diesem Zeitpunkt bereits begonnen hatte, die Stadt als meine Heimat zu sehen, war ich von der Kieler Woche vor allem deshalb begeistert, weil sie der Finanzlage der Stadt förderlich war.

Bei meinem Bericht über Deutschland muss ich auch auf den Sport zu sprechen kommen. Der Sport macht seit langem einen unentbehrlichen Teil des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens in Deutschland aus. Einige mögen mit ihrer Behauptung Recht haben, dass manchen Menschen die Fußballergebnisse „ihres“ Vereins Schalke wichtiger sind als die wirtschaftliche Lage in ihrem Land. Fußball ist jedoch in der Zwischenzeit selbst ein Faktor der Wirtschaft geworden. Als bestes Beispiel hierfür dient die Austragung der Fußballweltmeisterschaft 2006 in Deutschland und die damit in Verbindung gebrachten wirtschaftlichen Investitionen und Erwartungen.

Doch unter Sport verstehe ich nicht nur kommerzielle Veranstaltungen, die Teil einer Entertainment-Wirtschaft sind. Hierzu gehört für mich vor allem eine gesunde Lebensweise. Es ist toll, dass viele Leute so gerne Sport treiben, wie Segeln, Jogging, Rollerskating, Fußball oder Fahrradfahren und vieles mehr. Die Teilnahme am Hochschulsport der Christian-Albrechts-Universität in Kiel hat mir Gelegenheit gegeben, mich wieder als Fußballtorwart zu betätigen und auch an Spielen der Uni-Liga teilzunehmen. Das war jedes Mal ein besonderes Ereignis.

Deutschland und Russland

Deutschland und Russland haben eine lange gemeinsame Geschichte, während das „Deutsche“ bei den Russen häufig auf Unverständnis stieß. Das russische Wort für „Deutsche“, „nemez“ geht auf den Begriff „taub“, „nemoj“ zurück, der denjenigen

bezeichnet, dessen Sprache nicht zu verstehen ist. Der Deutsche war der Vertreter einer vollkommen anderen Kultur, der anders denkt und handelt. Dieses Verhältnis macht ein berühmtes Sprichwort deutlich: „Das, was für den Russen gut ist, ist für den Deutschen tödlich“. Solche Vorstellungen haben die russische Geschichte häufig begleitet. Es ist jedoch nicht viel von diesen Auffassungen übrig geblieben. Denn es geht nicht mehr darum, in einem anderen Land einen Freund oder einen Feinden zu sehen, sondern um das Ermitteln von gemeinsamen Interessen und die Entwicklung politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Austauschs.

Wenn wir über Beziehungen zwischen Deutschland und Russland im Jahr 2005 sprechen, muss unbedingt unterstrichen werden, dass dieses Jahr ganz im Zeichen des 60. Jahrestags des Endes des Zweiten Weltkriegs steht. Dies ist auch für mich ein wichtiges Ereignis. Als ich noch klein war, hat mein Großvater mich immer wieder mit seinem Interesse für und seinen Kenntnissen über diesen Krieg überrascht. Er kannte alle Operationen des Kriegs und alle Truppen, die daran beteiligt waren. Auf seinem Schoß sitzend habe ich zugehört, wie er das in Russland berühmte Kriegsgedicht „Wassilij Terkin“ auswendig aufsagte. Jetzt sehe ich die alten Bücher meines Großvaters und die neuen russischen Bücher in meiner Bibliothek neben denen von Autoren stehen, die über den Zweiten Weltkrieg von deutscher Seite aus erzählen. Ich glaube, dass die Möglichkeit zur gemeinsamen Vergangenheitsaufarbeitung des deutschen und russischen Volks das Größte war, das wir dieses Jahr erreicht haben.

Internationale Insolvenz als wissenschaftliches Projekt

Den Gegenstand meiner wissenschaftlichen Forschung stellt die Internationale Insolvenz dar. Diese Bezeichnung charakterisiert Fälle, bei denen der Schuldner nicht in der Lage ist, seine Verbindlichkeiten zu begleichen, sich sein Vermögen im Ausland befindet und entweder ausländische Gläubiger am Insolvenzverfahren teilnehmen oder ein ausländisches Recht dabei anzuwenden ist.

Derartige Insolvenzen waren in der Vergangenheit ziemlich selten, kommen mittlerweile jedoch immer häufiger vor. Dieser Sachverhalt betrifft sämtliche Staaten, wie die Vereinigten Staaten (z.B. die Insolvenz von Enron), Deutschland (z.B. die Insolvenz der Philipp Holzmann AG, der Kirch Media-Gruppe, der Walter Bau AG sowie der Fall „Parmalat“, auf den die Anwendung der EG-Verordnung Nr. 1346/2000 vom 29. Mai 2000 über Insolvenzverfahren hervorzuheben ist) und Russland (z.B. der Fall „Jukos“). Die Insolvenz großer Unternehmen hat viele negative Auswirkungen auf den politischen, den wirtschaftlichen und den sozialen Bereich. „*Der Konkurs ist der schlimmste Wertzerstörer aller Zeiten*“³⁴, wie Ernst Jäger einst schrieb, wobei der grenzüberschreitende Charakter der Insolvenz diese negativen Folgen zusätzlich verstärkt.

Die Besonderheit grenzüberschreitender Insolvenzen besteht darin, dass ein Staat alleine sie nicht in den Griff bekommen kann, da er gezwungen ist, in die Souveränität eines anderen Staats einzugreifen. Daher lassen sich diese Probleme nur auf dem Weg der Kooperation und der Zusammenarbeit lösen. Eine der wichtigsten Fragen des internationalen Insolvenzrechts beschäftigt sich mit der Anerkennung und der Vollstreckung ausländischer Entscheidungen in Insolvenzfällen. Diese Frage hat immer wieder dazu geführt, dass Verhandlungen über die Zusammenarbeit in diesem Bereich ins Stocken gerieten, da das Insolvenzrecht lebenswichtige Interessen verschiedener Personen, einschließlich des Staats, betrifft. Der

³⁴ S. Lüke, Prütting, *Lexikon des Rechts. Zivilverfahrensrecht*. 2. Auflage, 1995, S. XXIV.

französische Rechtsgelehrte Didier behauptete einst, *das Insolvenzrecht sei die Kreuzung, wo alle anderen Elemente des Rechtssystems sich treffen*.³⁵ Deshalb kann es zu Anerkennung und Vollstreckung der insolvenzrechtlichen Entscheidungen nur dann kommen, wenn die in solche Verhandlungen involvierten Staaten gegenseitiges Vertrauen und eine gewisse Kontinuität in ihrer Rechtsentwicklung erreicht haben.

Die Geschichte der europäischen Verordnung über Insolvenzverfahren bestätigt dies: Die Verhandlungen über den Abschluss des EU-Übereinkommens dauerten mehr als 20 Jahre und blieben trotz allem erfolglos. Ohne die nötige Kompetenz des EU-Rats wäre es möglicherweise nie zu einem einheitlichen Ergebnis gekommen. Nach wie vor können wir in Europa spektakuläre Fälle beobachten, die zu einer Eskalation zwischen den Gerichten der beteiligten Staaten („normalerweise“ zwischen den Staaten des kontinentalen Rechts und denen des Common Law) führen bzw. geführt haben. So kam es dazu, dass deutsche Wissenschaftler Großbritannien wegen seines „rechtlichen Imperialismus“³⁶ beklagten. Dieses Beispiel zeigt, dass in der Europäischen Union, deren Mitgliedstaaten nach einem Raum von Freiheit und Recht streben und die darin auch schon viele Erfolge erzielt haben, ein Nachholbedarf besteht.

Welche Schlussfolgerung kann daraus gezogen werden? Ich glaube vor allem die, dass die Zusammenarbeit bei grenzüberschreitenden Insolvenzen über die Grenzen des eigentlichen Insolvenzrechts hinausgehen muss. Die erfolgreiche Durchführung eines Insolvenzverfahrens ist oftmals auf lange und intensive Beziehungen zwischen den beteiligten Staaten zurück zu führen. Hierbei spielen politisches Vertrauen, wirtschaftliche Beziehungen, Zusammenarbeit in Kultur und Ausbildung eine wichtige Rolle. Allerdings kann man nicht davon ausgehen, dass die Regulierung der Insolvenz möglich wird, sobald die Beziehungen unter den Ländern einen bestimmten Grad an Intensität erreicht haben. Die Insolvenz selbst ist immer ein Faktor der (wirtschaftlichen) Zusammenarbeit. Daher kann man davon ausgehen, dass sich alle Unternehmen in ihren Tätigkeiten auf die Regeln des Insolvenzrechts einstellen.

Wenn wir in diesem Zusammenhang über Deutschland und Russland sprechen, besteht die Aufgabe darin, gewisse Rahmenbedingungen überhaupt erst zu schaffen. Beispielsweise werden Entscheidungen ausländischer Gerichte auf dem Gebiet der Insolvenz in Russland nur entsprechend der internationalen Verträge der Russischen Föderation anerkannt. Fehlen internationale Verträge, werden derartige Entscheidungen auf der Grundlage der Gegenseitigkeit akzeptiert³⁶. Dabei versteht man unter Gegenseitigkeit die Möglichkeit, Entscheidungen ausländischer Insolvenzgerichte anzuerkennen, wenn bewiesen ist, dass der andere Staat Entscheidungen russischer Insolvenzgerichte schon gebilligt hat. Wird die Gegenseitigkeit von beiden Staaten so aufgefasst, dann wird es wohl nie zur Anerkennung und Vollstreckung ausländischer Entscheidungen kommen. Dieser Umstand kann nur durch den Abschluss eines internationalen Vertrags bzw. durch die Veränderung der Gerichtspraxis verbessert werden.

Ich sehe das Ziel meiner wissenschaftlichen Arbeit darin, das Insolvenzrecht sowie seine Voraussetzungen und die Formen seiner Anwendung in den Beziehungen zwischen Deutschland und Russland zu erforschen

³⁵ S. Didier, *La Problematique du droit de la faillite internationale*, 3 RDAI/IBLJ, 1989, P. 203.

³⁶ Art. 1 Abs. 6 Föderalgesetzes der Russischen Föderation Nr. 127-FZ vom 26. Oktober 2002 über Insolvenz (Bankrott).

Juristische Ausbildung

Wie ich bereits erwähnt habe, spielt die Ausbildung der Studenten eine wichtige Rolle für die Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Russland. Als Dekan der International-rechtlichen Fakultät der Staatlichen Juristischen Akademie des Ural sehe auch ich meine Aufgabe darin, diese weiter zu fördern, denn es kommt immer auf die Menschen an. Die Ausbildung von Juristen leistet einen wichtigen Beitrag für die weitere Annäherung unserer Staaten. Allerdings handelt es sich dabei um einen langen und mühsamen Prozess, dessen Ergebnisse nicht gleich zu sehen sind. Jedoch wachsen die positiven Wirkungen: Einerseits als objektive Folge die zunehmende Einbindung Russlands in den internationalen Rechtsverkehr, andererseits eine kontrollierte Entwicklung, die auf beiden Seiten möglich erscheint.

Die positiven Gesichtspunkte bei der juristischen Ausbildung beschränken sich nicht nur darauf, dass man Fremdsprachen und ausländisches Recht lernt. Meiner Meinung nach ist dabei besonders bedeutsam, dass der theoretische Stoff anhand praktischer Beispiele betrachtet wird. Hier ist die Ausbildung in der Tat auf die Praxis angewiesen. Aber so wie die Lage bei der grenzüberschreitenden Insolvenz ist, kann auch die juristische Ausbildung auf die Praxis Einfluss nehmen. Daher sollten Wissenschaft und Praxis, mit Rücksicht auf eigene Bedürfnisse und Möglichkeiten, am Ausbildungsverfahren teilnehmen. Dasselbe gilt für die internationale Zusammenarbeit, wofür folgende Beispiele zu nennen sind:

1) Am 30. September 2004 wurde die Kooperationsvereinbarung zwischen dem Institut für Osteuropäisches Recht der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel (Prof. Alexander Trunk) und der Staatlichen Juristischen Akademie des Ural geschlossen. Diese Vereinbarung stellt den Rahmen für eine Zusammenarbeit im Bereich Wissenschaft und Ausbildung dar.

2) Die zuvor genannten Hochschulen waren Anfang Juni 2005 die Hauptgründer des Deutsch-Russischen Juristischen Instituts, als eine entsprechende Erklärung unter Teilnahme des Instituts für Staat und Recht der Russischen Akademie der Wissenschaft, der russischen Föderalnotarkammer und der russischen Föderalanwaltskammer unterzeichnet wurde. Dieses Institut sollte als institutionelle Dachorganisation und als Forum für wissenschaftliche und praxisorientierte Veranstaltungen im juristischen Bereich dienen.

BUKAs

Zuletzt möchte ich erwähnen, dass auch die anderen Bundeskanzlerstipendiaten, die BUKAs, einen wichtigen Platz in diesem für mich bedeutsamen Jahr eingenommen haben. Obwohl jeder seinem eigenen Projekt nachging, gab es doch viele Dinge, die uns verbanden. In erster Linie haben alle BUKAs gespürt, dass sie zur „Humboldt-Familie“ gehören. Ich glaube, dass es für jeden Wissenschaftler eine große Ehre ist, ein sogenannter Humboldtianer zu sein. Vor allem ist dabei die Zeit, die wir auf Veranstaltungen der Humboldt-Stiftung und bei Privatbesuchen miteinander verbracht haben, hervorzuheben.

Das Wort „buka“ bezeichnet im Russischen einen mürrischen Menschen. Doch für mich hat dieses Wort nun eine weitere Bedeutung hinzugewonnen, denn in dieser Zeit haben sich nette, lebenslustige und fröhliche Menschen voller Schaffensdrang kennen gelernt. Ich freue mich sehr darüber, in vielen davon neue Freunde gefunden zu haben. Sie sind zwar räumlich weit von mir entfernt, doch in meinem Herzen sind sie ganz nah.

Justin Tumlinson

Seeing as Far as We Can Reach

Background: B.S.E. in Computer Science & Engineering, Northern Arizona University (1997)
M.S. Industrial Engineering & Operations Research, University of California – Berkeley (2003)

Project: Unwieldy Capital - The power of private investment for social change

Currently: Ph.D. Candidate in Business and Public Policy, University of California – Berkeley; Co-Owner/Founder of Zivis LLC

Seeing as Far as We Can Reach

Justin Tumlinson

Only change necessitates a mirror; for if our appearance never altered, a single baby picture would forever tell us how we looked. Some alterations show up in the bathroom reflection, others reveal themselves only to a cat scan, while the deepest, no manmade instrument can measure. A year as a *Bundeskanzler Stipendiat* (BuKa) transforms in the last sense. Whether this inner modification will fade like a suntan or persist like a proud tattoo, time alone can answer. But that I differ now is certain.

The *Alexander von Humboldt Foundation*, its selection committee and I jointly intended change, but offering up twenty pieces of malleable Russian and American clay to 80 million German potters comes with decided risk, and I, at least, miscalculated their eventual handiwork. I got something more. It is appropriate then to take a post-mortem accounting against the goals of the BuKa program in my case. Worded perhaps more cautiously in advertising brochures, the BuKa program gambles annually on twenty foreign, high-strung, but high-potential, greenhorn academics and professionals that, ultimately, a few 1) climb to leadership positions in their respective fields and homelands to make 2) pro-German decisions from said heights. And 3) to frame the experience in a career-long context, *Stipendiaten* engage in research of their choosing. I examine my own BuKa year from each of these three vantage points.

Germany's Cultural Imprint, a Comparative View

Proceeding out of order, let me address first Germany's lasting impression on me. That is, if I ever attain influential station, "How has my decision paradigm changed?" Before this experience, I would have expected to evaluate the program's success by asking, "Am I now compelled to decide in Germany's favor?" Such a question reflects my innate American-ness, to contemplate altruism only from the sending side. Over a year later, I recognize a more important question: "Do I now understand Germany well enough to assist it, as it wishes to be helped?"

It is often said, "One never really learns his mother tongue until attempting another," but the notion extends to culture as well. The peculiarities of syntax and subtleties of connotation in one's first language stand out most vividly against the backdrop of a second. So, a comparative picture of Germany and the United States is appropriate. The description here, both as it resembles and contradicts stereotypes, should not be held by the reader as any more statistically valid than it is by the author, but rather as a composite image compiled by an unrepresentative individual in an unrepresentative circumstance.

As background, I began a romance with Germany and its culture during an undergraduate semester at the Universität Tübingen. No doubt coloring my first visit rose, during this time the personal romance of my life also bloomed. Ten years later, the infatuation on both fronts has cleared, making room for deeper, more genuine feelings. Germany now resembles a sibling whom I love, not because he is somehow more lovable than any other possibility, but because I find comfort in knowing his character, having adapted to overlook his faults and capitalize on his strengths. Indeed, Germany resembles America's brother in many ways, but

they are not twins. Families that get along recognize differences in their members, make allowances for and cherish such diversity.

Individualistic America, Collective Germany

Several primary root causes lie buried under all surface disparity between the United States and Germany. First, the United States and Germany value the individual relative to the majority in radically different measure, with America believing worth wells up from lone souls and Germany reckoning the collective greater than the sum of its parts.

Within minutes of arrival manifestations of this difference appear; by the time one has registered his/her living coordinates with regional authorities, it burns like a brand. Germany tolerates zero flexibility. No situation goes unregulated. A law mandates in which corner of my yard to stand my BBQ, and which evenings of the month, for a total of two (a doubled quantity for us privileged ground-floor few) I may use it, if I inform the dictated neighbors, in writing, a prescribed period in advance. Several times, illustrated placards actually instructed me how to urinate, as if the anatomy I had grown so accustomed to over the last 30 years would somehow function differently at this identical German toilet. These examples come from a catalog of hundreds assembled over the year. Only on leaving, though, does one realize how magically this system performs 90% of the time. In every way a person resembles the majority, he progresses with efficiency only dreamed of in the States. Undoubtedly, some German order states, "The system was designed for the majority; be part of it."

An American easily misunderstands how a country that stands at the right on an escalator allowing hurried pedestrians to pass, makes no room for an on-comer to get through when walking five-abreast across a sidewalk. He may not grasp how the same Germans who refuse to help an elder laden with a heavy suitcase (or pregnant woman heaving a double stroller) up the train station stairs will readily yield their transit seats to gray hair (or mother-to-be) when he (she) finally makes it to the platform or why they patiently wait for a street crossing signal at 2 AM, and then favor pushing and shoving to a queue for any kind of service. In each of the former situations a posted rule dictates appropriate decorum, but none exists for the latter ones. Rather than rude or hypocritical, Germans simply behave ambiguously in the absence of formal instruction.

On the other hand, Americans flaunt the law outright if they feel justified in doing so. Watching a German woman weep over a stern public reprimand for unticketed U-bahn travel, I could not help but think the escape from pecuniary punishment would merit civic hero status in many American eyes. I tuned into Germany's "Cops" equivalent to watch an entire episode centered on two events: 1) three officers who lost the station keys trying to break back into their office and 2) a rather obnoxious verbal shouting match between an officer and a man illegally parked. At first, I thought it simple mockery of the U.S. original. But during the following morning's S-bahn commute I overheard fellow passengers retelling in horror the story of the man both obscene enough to park illegally and impertinent enough to question the officer chastising him; they were serious. It began to dawn just how safe my new home was and what such personal security costs. It is little wonder a typical German citizen sees the United States as a hotbed of criminal activity, not just because it is more violent, but because of the separation prevalent in American minds between morality and legality. Clearly, such discretion opens the door to a host of problems, even violent ones, we wrestle with in the United States.

The strength of German rules precludes the need for the two-party negotiations that characterize daily interactions between Americans. The smiles and greetings exchanged between an American customer and vendor signal willingness for cooperation, flexibility and a guarantee of best effort. In Germany, they clearly do not; customer service proceeds with mechanical constancy detached from the parties involved. Such cordial behavior from Americans is not meant to imply personal concern, trust or any other deep seated feelings, whereas between Germans it often does. It is no surprise Germans find American friendliness disingenuous, and we find them cold and introverted.

Derived from the same underlying rootstock but surfacing slower, the two countries disagree about whose shoulders should bear responsibility, individuals or institutions and their rules. The American ideal that every witness to a problem owns its solution settles poorly in Germany as a presumptive display of arrogance, especially when the dilemma involves multiple parties, for in Germany, an impartial law or institution surely holds jurisdiction. When Americans react, Germans defer to the mandated authority, who contemplates precedent and consequence of the required legislative solution. Germans must find Americans sensitive and thin-skinned, watching them respond to every little assault on their person and ideals with Jihad-like zealotry, for the German way requires more thoughtful patience. One begins to understand the unpopularity of American interventionist politics through German eyes, even despite its modern assistance to Germany.

Few examples of this institutional responsibility glare to Americans like the German social system and its associated concept of "Vater Staat." Americans use two familial references for their government: Uncle Sam and Big Brother. I suppose the former derives from some benevolent historical figure, but what American truly believes that Uncle Sam will lighten our burden when we need it most? The negative term Big Brother refers most often to government's privacy-invading, prying eye. Indeed, from Plymouth Rock onward, America has been built on a fear and mistrust of government. To be self-sufficient through old-age, ill-health, even capable of defending one's family, person and wealth from the regime is a core American value, one I do not believe comprehensible to the typical German.

To manage their self-assumed responsibility, Americans "packetize" and scope their problems to solve. Two American associates will agree on action to the exclusion of everyone else. In fact, these two parties feel free to change the discussion tenor between them from one incident to the next. The American character seems to manifest even in international politics, from Kyoto Protocol to Iraq War, where the United States has a reputation of preferring bilateral agreements over broader ones.

On the other hand, the American system cannot accommodate broad simultaneous consensus. A nationwide reform of the English language, such as Germany has undertaken with its own tongue, is impossible. From the American perspective it belongs to two individuals to communicate with whatever tools they have, not to the government to dictate which instruments are allowable. Change diffuses itself throughout the U.S. population in an unofficial, slowly creeping and ever changing web of pair-wise personal connections. The nation is always in limited upheaval, comfortable with the churn. I imagine America a river of sorts, its banks constantly eroding, sediment filling old holes and its course ever changing through time. America defines itself by evolution. Any radical unified change brings uncertainty and catastrophe.

Germany, though, functions differently, often revolutionary. The system moves steadily on, even through gloomy looming forecasts, with an oil tanker's momentum. If the storm turns out as bad as predicted, Germany will eventually fully reverse its engines and veer away, but any intermediate course correction sub-optimizes. For many months I considered the ominous economic and social system condition in Germany a looming crisis that the entire population feared too much to confront meaningfully. I recognize now my trepidation stemmed from accounting America's capabilities, not Germany's. If time reveals the present course has come to a dead end, Germany will, no doubt, stand up in unison, at once, and move together out of harm's way, in a very un-American style.

The individualistic American system insists on an affinity for optimistic risk-taking against the odds, relying instead on a multitude of improbable attempts to finally crumble obstacles. We prejudice German honesty, fortitude, tolerance, and caution as gloom, fear, weakness, even as lazy or self-centered. Germans think our extroversion aggressive, our casual friendliness disingenuous, our risk-taking reckless, our flexibility fickle, and our self-reliance uncooperative and arrogant. As it turns out, we both err in that we often interpret the actions of the other through our own eyes.

Different Histories Turn the World

Coming from a nation with a uniquely linear developmental history, Americans grasp Germany's split personality only with considerable difficulty. On the one hand Germany is an experienced old man, with a cultural depth reaching back a thousand years; on the other he is an adolescent born only in the Second World War of parents so abominable he cannot shake their legacy.

The perspective, though, offers a possible explanation of the dichotomy in personality Germany displays in its cultural strongholds and outside them. On the streets, where concerns of economy, reunification, immigration, political unrest, class-distinction, a weakening social system and aging population prevail, one readily feels the so-called "Deutsche Depression." Germany's experience in these arenas is relatively limited, at 60 years or less. To complicate it further, those years were spent building a nation from ashes. To Germany's credit it has arisen from perhaps the most destructive theatre of war in history like a Phoenix, but the challenges it now faces are those of sustainability and post-developmental growth, goals more ambiguous and difficult to organize around. It struggles with these new realities of nationhood like every young person does the realities of adulthood.

But wander into a brimming beer hall or a theatre when the final curtain falls and one can hardly believe these individuals the same. Here, in centuries-old bastions of culture, the exaltation of the patrons reveal Germany's seasoned confidence. A glance around the hall into the grins of old and young, rich and poor, long-time friends and new acquaintances certifies these cultural institutions not as momentary blips on the timeline, but core establishments with staying power far greater than any regime or economic philosophy. They bind Germany together and offer a foundation during times of distress. Nothing in America's short life can compare. American culture changes so fast that each successive generation has its own in isolation. No doubt this breeds innovation and a certain progress, but America must recognize the cost. On what roots will America draw in darker days?

Among other things, Germany's checkered history explains its strange relationship with national pride. Publicly, nationalism is denounced with virtual ubiquity, but I observed with

equal frequency that once you gain a German's trust, she reveals that she no longer wishes to carry the burden of her grandparents' complicity and that the time has come for Germany to stand fully upright again. The country is somehow morbidly fascinated by its National Socialist past as evidenced by the theme's prominence in local media, and yet individuals are very weary of being identified with it. Germans seem both appalled by patriotism after the American or French style and yet jealous of the freedom to strongly identify themselves as Germans.

Perhaps it is this history that leaves Americans so puzzled by Germany's foreign politics. One cannot help but feel that the European Union stands or falls on Germany's strength, this feature certainly of Germany's own design, but the politicians carefully stop short of announcing Germany's preeminent position in the Union. The United States occupies a position limitedly analogous in the United Nations and NATO. When I asked the German Ambassador to NATO how he would respond to the accusation that both the United Nations and NATO are little more than legitimizing arms of U.S. military power, to my shock he replied, "It's totally true, though that does not imply there is no value for us. We simply try to get as much done in that context as we can." The wielding of German influence in the E.U. could not be more different. Surely this reflects both the Germans' consensus style and Europe's qualm over a dominant Germany. While I find the restraint refreshing, there is no pattern in the history of man to convince me such deference will endure.

Though I hesitate to open Pandora's Box, an American cannot reasonably reflect on his/her recent time in Germany without addressing U.S. intervention in the Middle East; the topic comes up too often. At first, I found Germany's stance on the issue muddled. On the one hand, its government offers up the country as a primary and pivotal base for operations and military training in Afghanistan and Iraq, but on the other it screams these same conflicts foul. Germans debate the war differently than Americans. Certain common threads expose Middle Eastern conflict as mere fuel for a deeper philosophical disagreement between the two nations. America talks about soldiers' lives, destruction of holy treasures, links to terrorism, intelligence flaws, democracy and monetary expense. These interest Germany little. Sure, comments over civilian casualties and oil-lust fly, but given the dearth of facts, these topics fizzle rather quickly, and two core issues lie bare.

First, the living generations of Germany simply have no stomach left for interventionist politics of any kind. Its own failed attempts in the last century color its vision of such tactics dark. Conversely, America has a continuous history of interference dating from Manifest Destiny. But the taste left on Americans' palates is smoother, with Vietnam the country's one spoiled dish of the stuff. In fact, America has nourished itself on such international intrusion to the extent that the rest of the world worries it has become addiction. Although Germany still feels obligated to swallow some administered, foul-tasting medication by backing U.S. military efforts indirectly, the United States should not feign shock when Germany weans itself now that its acute illness (a.k.a. the Cold War) is over. On the flip side, Germany cannot reasonably expect the United States to stop practicing its style of medicine, even to heal American ailments, just because Germany has recuperated.

Second, Germany, and much of the rest of the earth, has just had enough of the United States. No one outside America finds comfort in the fact that one nation has the power to unilaterally depose the government of virtually any other. Should South Korea invade North, Germany would care much less, because it would not remind of any power cloud currently sitting over Germany. The analogy of adolescence fits again. Germans still feel a certain gratitude to the

United States for its post-WWII assistance, not unlike a teen for his parents. Germans adore American pop culture and admire its business success, but like teenagers, they chafe at being under thumb. Indeed, many anti-American complaints I personally heard and the “non-pro-American” policy I read had this tenor. Such muscle-flexing ought not to jolt Americans. After all, if America claims to seek an independent future for Iraq, surely the Marshall Plan aimed to create self-sufficient, sovereign European democracies. It is America’s time to pat itself on the back and let the kids out of the house.

I predict today’s school-aged generation will throw off the mantle of its National Socialist ancestors entirely with the passing of their grandparents, and with the next European economic boom, a new Germany, one distinctly proud to be German, will appear on the world scene. With that change, the relationship between Germany and the United States will mature as well. I cannot envision the close familial sort of the last 60 years, but a more independent, peer-to-peer style. While agreeable friends comfort, the type unafraid to oppose build character. My inner economist knows that healthy, cordial competition of new ideas and alternative solutions is the best thing for Germany, for America and for the world at large. To meter this wrestling match so as to push one another to our very limits and yet put down everything to aid the other in case of injury or exhaustion remains the challenge for those of us who would lead these nations.

Ladder Climbing

Given that the BuKa program seeks to influence future leaders by shaping potential pre-leaders, one might wonder whether the program actually enhances participants’ prominence prospects or simply seeks to inform the individuals’ latent talent if it emerges on its own in the future. To the extent human networks facilitate influence, the program makes an overt attempt to prop up all its fellows, but again I got something more. For a leader to navigate amongst followers certainly requires skill I yet lack, but for leaders to collaborate necessitates entirely different proficiency. The BuKa program offered perspective into these abilities in a very unique way.

Dancing in Glass Slippers

When my father read Cinderella I pondered dancing in glass slippers. Surely their sparkle beautifully filled the ballroom. But their hardness had to hurt. Their frailty demanded lightness of foot. Yet no cautious shuffle would suffice as every eye traced their brilliance across the floor. Such opulence required a queen’s confidence and grace, not Cinderella’s serving skills. Our challenge was not unlike Cinderella’s.

It began with twenty individuals selected for our potential shine. Indeed, rarely does one find so much energy, confidence, charisma, talent and determination in such a little group. Having just spent the last two years in a top-ranked graduate program, I presumed myself prepared for the glare, but in Berkeley Engineering the light is rather polarized, everyone similar in their orientation. It is hard to assemble a group more diverse than our BuKa contingent. We were not just Russian and American, but Jews and Gentiles, black and white, atheists and fundamental religionists, gay and straight, single and married, childless and parents, graduate students and professors, business owners and the professionally inexperienced, multilingual and unilingual, cosmopolitan and provincial, pageant winners and the unrefined. We were lawyers, scientists, artists, musicians, businesswomen, historians, public servants, a journalist

and a surgeon. The opportunity for conflict prompted several jests that we had been cast for the world's first bi-national reality TV show.

Dancing in so many different styles, it was impossible not to step on a few toes. We irritated our language instructors, clearly accustomed to more pliant pupils. Our uncooperativeness frustrated our tour guides. We even managed to wound each other a fair bit until the end of the introductory seminar. Our competitiveness made us too defensive; we cracked a bit, wasting more than a few calories feeling abraded by two benign cultures different from our own. We drew conclusions about one another within seconds. Given our diversity, such evaluations had no substance. For an American mathematician to assume he could measure the motives of a city planner or lawyer from a land unknown after a single meal together was ludicrous, and yet I did. It took time and discomfort to see what was behind the footwork of the others. By year's end, though, I felt competent enough to sit a spell with absolutely anyone and leave both parties enhanced. As I grow into leader's shoes, I recognize that the men and women who already wear them are no less varied, no less headstrong than we were. The ability to dance with each of them will make the world a more cohesive place.

The early Russian-American dynamic of the group highlighted the mixed blessing of being American in an international environment. First, one cannot overstate the importance the world's linguistic preparedness to deal with Americans. The safety net imparts confidence to Americans, but the partiality evokes a righteous ire from other foreigners. After asking several Russians in a public forum whether they preferred to articulate project details in German or English, another abruptly reminded me that Russian ranked as high as English. She was right, of course (not that it helped my Russian). Second, I discovered that "American" probably carries the strongest stereotype on the planet. We are all unjustly presumed ego-centric, power-mongering aggressors, which reconciles poorly with the fact that the nation, now some 300 million souls, has harmoniously coexisted for so long. But it falls on the American's shoulders to dismantle this image before he can expect to build a relationship with a foreigner. Lastly, the stereotype holds some truth in that Americans have a tendency to presume others should see the world as they do. Many Americans refused to digest that acceptable Russian and American seminar decorum differs. Similarly some had difficulty comprehending that Russians may not see the Holocaust as the greatest atrocity of the Second World War for entirely rational reasons. The list of petty grievances grew long, but by the end we accomplished a great triumph. I heard expression after expression in the group of respect between individuals where only disdain existed previously, and I am certain we could all come to that state with any group much faster now. This will serve us immeasurably in the future.

Overcoming Social Acrophobia

Experienced rock climbers will remind you there is little difference between falling fifty feet and dropping a thousand, yet in practice the two elevations can feel very different. By the end of the closing seminar period I had reached a similar conclusion about human station. The primary difference between men with position and those without is the position itself, rather than some inborn genetic trait. That is, stripped of titles, friends, fortunes, and education, princes and paupers differ very little and will shape the world in similar measure.

I come from a very simple family: the kind in which living in a friend's basement in a neighborhood where gunshots are heard after dark did not seem so odd, but CEO's, diplomats, and politicians, even college education, were truly alien. Growing up I subconsciously thought such men and women another species in another world, a world fitted with media

cameras to connect theirs to mine just for the evening news. This perspective both hampered my own ability to step in the direction of leadership and absolved me of any responsibility to do so.

While the majority of the speakers scheduled in our three organized seminar periods were of relatively common occupation, a few were ambassadors, parliament members, executives, and military generals. Though my adult circles had come to include narrow swaths of the academic and business intelligentsia before applying to the program, I had no contact with the broader vanguard. Access to these people, to test them with a little fire, simultaneously enlightened and let me down. Admittedly, my weak language skills limited the heat with which I could probe, but it sufficed. These men seemed so ordinary. Coming from another background, the reader might mistake my evaluation as “inferior” or “incompetent,” but I mean simply without superpowers. Strictly speaking, I suspect their human capital above average, but they certainly possess influence and prominence incommensurate with their intellect, charisma, charm and boldness.

This revelation altered my view of leadership in three ways. First, any apprehension I had about engaging those who outrank me has evaporated. Once you call out a parliament member on the economic viability of the social systems he enacted, knowing full-well that you possess a toddler’s communicative skill, everything else is facile. Second, realizing the world turns on the decisions of your human peers leaves you morally responsible to step up to ensure those decisions are really the best that humans without superpowers can make. Finally, it humbles, because even now, as I feel my tiny sphere of influence expand, I am reminded that its growth in no meaningful way reflects my competence or right to use it. Of course, the danger in power and leadership should not preclude its use, but caution those who wield it to do so with unclouded vision.

Unwieldy Capital Power

Sitting around the table in Washington at our pre-departure orientation sizing up our cohort, I realized few of us were chosen for our demonstrated research talent or breakthrough project proposals, but rather for the personalities America expects of those men and women she follows. I mean that we were never intended to work a research miracle for Germany, but instead were meant to let Germany work a cultural miracle on us. Our projects were ancillary to that objective. That is not to imply that our projects held no value, but the intellectual content we penned (or in my case, the mathematical models I formulated and solved), was subsidiary to cultivating the lasting network of Germans who helped us accomplish these tasks. So, rather than dwell here on the technical peculiarities of my mathematic work, I share a few highlights and takeaways.

My research centers on tapping the awesome power of pecuniary investment for social benefit. Investment selects the next generation of innovations for market, for our lives and environment, prioritizes medical technology development, builds community infrastructure, provides gainful employment and even defines the interdependence of nations for conflict or cooperation. Clearly then, investment activity interests not only investors whose primary objective is to increase their holdings but society as a whole. Furthermore, man’s short, narrow individual horizons make it difficult to tackle long-term, social problems without near-term financially viable solutions. My broad goal is to identify and analyze public policies that promote socially conscious investment.

Among the least academically addressed investment categories sits venture capital, the segment of the private equity market which selects infant technological ideas and teams and nurtures them into high growth technology firms with annual revenues over \$100 million. Secrecy, lack of standards, lean organization and potent personalities characterize the industry, making it extremely difficult to study as an outsider. So, I embedded myself in a Munich firm in Germany's fledgling venture capital industry, Earlybird Venture Capital, where I was accepted as a full member of the team almost immediately. While inconspicuous by American standards, investing from a current fund of approximately \$300 million, it is one of Germany's most prominent venture capitalists.

The business has a raw character, not for the faint of heart. The best part of my job consisted of reviewing proposals for new technologies and listening to the small teams of excited men who aimed to change the world with them. While all final decisions belonged to the firm's managing partners, I was able to play a pivotal role in determining which of these men had what it took to merit a shot at their dream by evaluating their technology, management skills, business models, proposed markets and competition. I was a King Maker for a year. But more often than not, entrepreneurs left with solid advice but otherwise empty-handed. One particular occasion comes to mind. I had been asked to co-lead an evaluation of an existing portfolio firm, one we had already invested millions in, one with a number of employees both in Germany and the United States. I ran the numbers, listened to the pitches and went to the board meetings. I distinctly remember the ugly feeling walking out of the boardroom, having just accepted a glowing personal compliment from the CEO, knowing just seconds later I would recommend to the investor panel that we close down his firm and liquidate the assets. I was no King Maker then, but the cold-hearted voice of money.

I still wrestle with the rejection I doled to another firm. A Swiss scientist had developed a cost effective method for producing quantifiably superior building materials out of grass, but for reasons too technical to here elaborate, the structure of our fund and most others precluded investment. It bothers not because the decision could have turned out any differently in the venture capital industry that now exists, but because the structure of the industry may have prevented the introduction of a product to assist in saving the rural lifestyle, environment and health of homeowners. This type of dilemma deserves much broader analysis than typically associated with mathematics alone. Therefore, on my growing interest, I changed my graduate department at the University of California-Berkeley from Operations Research to Business and Public Policy, where my research fits more naturally.

The experience held an unanticipated surprise for me in understanding the United States' role in venture capital industries around the world, especially Germany. I knew that venture capital was born in the United States, but I missed the extent to which foreign venture capital continues to draw its cues from America. For example, partners kept strict rules about how long to allow "prospectives" to pitch. When I asked about the limits, a partner replied, "The Americans tried everything and discovered that if a CEO cannot sell you in X minutes, he cannot sell his vision at all." My laughter was silent.

Sometimes the status of U.S. venture capital bordered on mythical, but more rationally, the United States enjoys a number of venture capital assets Germany currently does not. 1) The United States has, far and away, the most functional capital markets in the world, NASDAQ and the New York Stock Exchange. The obtainable prices for comparable firms in the United States are at least twice what they are elsewhere. The confidence inspired by SEC regulation seems to play a significant role. 2) Nowhere, with possible exception of Israel, does the

entrepreneurial spirit thrive like in the United States. No doubt many of my comparative observations of Germany and the United States made at the outset are key in this. As a result the United States possesses the largest pool of management talent anywhere, while Europe suffers a drought. However, Germany, and many of the target investment regions of German venture capitalists, have a great deal of untapped technological strength as measured by patent output and relatively low competition to acquire this intellectual property.

Therefore our firm put together a transatlantic strategy to capitalize on the imbalance, where startups would be purchased in Europe at discounted rates due to a lack of competition, management recruited, from abroad if necessary, and the finished output sold on NASDAQ. I spent considerable time building up the supporting data and articulating the approach for fund raising presentations. I think this highlights a new trend in investing and outsourcing. The last generation of investors overcame national boundaries, sprinkling their resources around the globe, and waiting for them to spring up in the soil they planted them in. Importers have been shipping products for millennia. Now we see ideas and companies being purchased where they are cheap, teams assembled from wherever available, grown where efficient and sold where profitable.

Space permits elaborating on barely a fraction of the events that left impressions on me, but overall I began to get the sensation that the venture capital industry is wildly out of control, responding much more to itself than the normal fluctuations of the stock market, the most commonly assumed variability source. With the help of my mentors at the firm I developed computer simulations and several probabilistic models to explain both how the system behaves and how public policy might even serve to control it to everyone's benefit. However, as I began to write the formal article, it became clear that many of the assumptions in my models were only my anecdotal observations, not scientifically established in any journal. Thus, I am now busy with that precursor work, designing experiments and the like. So, although I failed to wrap a single idea cleanly enough for publication in an A journal, I unlocked a great chest of ideas that have never been addressed.

Coincidentally the experience benefited me professionally and financially as much as academically. By applying the tricks of the venture capital industry and its fund structure I found a way to dramatically increase the scale and profitability of the small investment firm I manage. By combining the lessons from my time with Earlybird with prior investment know-how and technical experience, I now consult for wealthy individuals, known as angels, who invest large sums in a broad array of opportunities. I analyze and fund transactions as simple as land in Arizona to recently advising an investor in Sri Lankan clothing factories and counseling the investors and management of a startup changing the nature of the multibillion dollar transportation industry in China. Earlybird has even threatened to recruit me to assist with U.S. operations when the next fund is raised. Whether or not that will ever really transpire is hard to guess, but in a way it matters little, because suddenly the snowball of opportunities has gained momentum, such that the trick is no longer to keep it moving but rather to avoid being crushed by it. I am grateful that my Earlybird mentor continues to offer advice when I am clearly in over my head. Even if Earlybird finds a better U.S. representative, I expect my contact with them to continue a long time. If nothing else, they will want to buy some of my wares.

Looking Forward

We live in a time of unparalleled reach, especially as Americans. This reach comes to us though unrivaled military might, extreme wealth and technological capacity. A U.S. politician can overthrow a sovereign Middle Eastern government he fears, but whose territory he has never seen. An American businessman can change transportation between a billion Chinese in an economy he does not understand with an investment equal to a fraction of his personal wealth. Similarly his Southeast Asian factories save or break families unknown. American economists and lawyers debate pharmaceutical patent protection that balances millions of living African mothers and fathers against the incentive to develop drugs to save unborn generations. The growth of our reach has outpaced our ability to anticipate the consequences of exercising it. We must exert the effort to foresee the impacts of using our reach as vigorously as we have struggled to obtain that power.

One can illustrate the difficulty from the perspective of a child whose height permits him to stretch a hand to the top of the kitchen counter but not to peer at its surface. He knows Grandma draws delicious cookies from a jar on that ledge. The cookies are of his world and merit a blind reach. But he does not know that Grandma's razor sharp cleaver (to his peril) and heirloom china (a potential loss to family generations) lie there as well; they are not of his world. The lad is neither wicked nor stupid; his reach simply exceeds his understanding.

The BuKa experience revealed to me a small section of the world hitherto obscured. I claim neither to have seen all that there is to see, nor even to have comprehended all I saw, but I learned that to see something with your very own eyes is not enough; you must see an object, a person or a culture as others see it before you understand well enough to use it wisely. I learned how to solve problems German-style, but more important, how to help a German understand my style. Though I clearly feel an orientation toward Germany, my enhanced ability to shift my perspective already assists my vision in other lands. The experience has expanded my reach and opened ways to extend it even further. I am both more cautious, recognizing that hazards indiscernible in data sheets come with exercising power beyond one's line of sight, and more confident knowing what forms those dangers might take and how to look for them. I have a vision for the future of German-American relations, and though not shared utopia, I do not fear it. In fact, I thrill to see it come, not as a passive spectator but rather an active guide. A network of German peers stands ready to point out my errors. The experience was little that I expected, but all that it should have been: not generally euphoric, though it definitely had spells, but gritty and polishing, the stuff that leaders are made of.

Dr. Elena Vinogradova

He that travels far knows much

- Werdegang: Diplom in Elektrotechnik an der Elektrotechnischen Universität
St. Petersburg (1993)
Diplom in Management an der Polytechnischen Universität
St. Petersburg (1998)
Ph.D. in Management an der Polytechnischen Universität
St. Petersburg (2000)
- Projekt: Einblicke in den Verwaltungsbereich deutscher Hochschulen
Die moderne Universität – Haupttendenzen einer Entwicklung
- Derzeit: Leiterin des wirtschaftlichen Dezernats der Polytechnischen
Universität St. Petersburg

He that travels far knows much³⁷

Dr. Elena Vinogradova

Science is the systematic classification of experience

George Henry Lewes (England, 1817-1878)

In den letzten anderthalb Jahren habe ich zwei Booklets früherer Bundeskanzler-Stipendiaten mit Berichten über ihren Deutschlandaufenthalt gelesen. Ich fand diese Artikel sehr interessant, denn die Stipendiaten erzählten über das Leben in Deutschland während dieses einen Jahres, über die Eindrücke, die sie erhalten hatten, über Erfolge und Schwierigkeiten bei der Durchführung ihrer Projektarbeiten, über die Studienreise und viele andere Dinge. Doch - was kann ich den neuen Stipendiaten berichten?

Ich glaube viele sind, so wie ich selbst, schon mehrmals in Westeuropa gewesen. Bei mir waren es früher ziemlich kurze Reisen, die nur wenige Wochen dauerten. In diesem Jahr ergab sich für mich, metaphorisch gesprochen, die Möglichkeit selbst mit "dem Bus" zu reisen und nicht nur von der Straße aus zu beobachten, wie er an mir vorüber fährt. Dies hat mir sehr viel gebracht. Ich glaube, dieser Aufenthalt hat mir so viel gebracht, dass ich es noch gar nicht so recht einschätzen kann. Dies wird erst in der Zukunft möglich sein.

Für mich begann mein Aufenthalt in Deutschland Ende August 2004 unmittelbar mit dem Einführungsseminar. Dort traf ich auf Kollegen aus den USA und knüpfte neue Freundschaften. Im September hatten wir viele interessante Treffen. Der kulturelle Teil des Programms war toll organisiert. Auf unserem Programm standen die Berliner Philharmonie, das MOMA in Berlin, Museen und Ausstellungen, Paläste und Rundgänge durch Städte. Zudem hatte jeder Stipendiat auch die Möglichkeit, während dieses Einführungsseminars die führenden Fachleute seines Interessens- und Forschungsgebiets kennen zu lernen. Bereits bei unserem Treffen im Bundesministerium für Bildung und Forschung in Berlin wurde mir klar, was für eine bedeutende Rolle Deutschland im Bereich des Hochschulmanagements spielt.

Ende September war für uns alle eine traurige Zeit, denn wir mussten uns trennen. Jeder fuhr in die zuvor von ihm ausgewählte Stadt, um dort an seinem Forschungsprojekt zu arbeiten. Dies bedeutete, dass wir uns alle erst wieder Anfang März treffen würden. Gleichzeitig waren wir jedoch voller Erwartungen und fragten uns, wie unser Forschungsaufenthalt nun wohl weiter verlaufen würde – und so begann mein Aufenthalt in Hannover.

Im Oktober begann ich mit der Arbeit an meinem Projekt beim Vizepräsidenten für Verwaltung und Finanzen der Universität Hannover, Herrn Scholz. Bei einem Treffen wurden Pläne und Ziele meines Forschungsprojekts geklärt. In meiner ersten Zeit lernte ich die Struktur der Universität kennen und machte Bekanntschaft mit verschiedenen Instituten, Abteilungen und Fachbereichen. Dies beinhaltete Treffen und Besprechungen mit Professoren, Dezernatsleitern, Abteilungsleitern und Mitarbeitern. Auf diese Weise machte ich mich Schritt für Schritt mit meiner Universität vertraut. Dabei ergaben sich viele Fragen, wie z. B.: Was ist eine "Zentrale Einrichtung für Weiterbildung"? An den meisten russischen Universitäten gibt es eine solche Institution nicht, die unterschiedliche Programme für die Weiterbildung ihres Personals anbietet. Personen, die nicht an der Universität Hannover

³⁷ John Clarke (England – USA, 1609 – 1676)

beschäftigt sind, müssen für ihre Teilnahme an diesen Weiterbildungen bezahlen. Ausnahmen bestehen jedoch bei den speziell gekennzeichneten Kooperationsveranstaltungen. Die Teilnahme an diesen Veranstaltungen ist für Beschäftigte miteinander kooperierender Hochschulen entgeltfrei. Die Mitarbeiter besuchen die ihnen vorgeschlagenen Kurse während der Arbeitszeit. Darin zeigt sich, dass die Universität um eine Wissens- und Kompetenzsteigerung ihres Personals bemüht ist.

Mein Forschungsplan sah vor, eine Analyse der Hochschullandschaft in Niedersachsen durchzuführen. In Niedersachsen gibt es insgesamt 28 Hochschulen, darunter Universitäten, Fachhochschulen sowie staatliche oder staatlich anerkannte Hochschulen. Die Hochschulen des Landes befinden sich in einem dynamischen Prozess der Modernisierung und der Internationalisierung. Im Jahre 2004 standen den niedersächsischen Hochschulen rund 1,61 Milliarden Euro an Landeszuschüssen zur Verfügung. Insgesamt waren 2004 rund 34 000 Beschäftigte und 155 000 Studierende an den Hochschulen „tätig“. Im Rahmen eines Globalhaushalts können alle niedersächsischen Universitäten und Fachhochschulen ihre Mittel flexibel und je nach Bedarf einsetzen und somit ein eigenständiges Profil entwickeln. Das Bundesland Niedersachsen ist auch aufgrund seiner Hochschulen, die sich in der Trägerschaft einer Stiftung befinden, interessant. Es ist das einzige Bundesland, in dem es diese Art von Hochschulen gibt, denen die Idee einer „Entstaatlichung“ von Bildung zugrunde liegt.

Mein Ziel bestand nun darin, verschiedene Arten von Hochschulen kennen zu lernen, deren Ähnlichkeiten und Unterschiede heraus zu arbeiten sowie ihre Aufgaben und Ziele in der Hochschulpolitik dar zu legen. Diesbezüglich versuchte ich, Tendenzen der Hochschulbildung mit den neuen Möglichkeiten, die sich mir vor Ort boten, zu analysieren. Hierfür dienten mir DUZ-Zeitschriften, Materialien der HRK sowie die Teilnahme an Besprechungen der Hochschulen und des MWKs (Ministerium für Wissenschaft und Kultur in Niedersachsen) als Grundlage. Über die Auswertung meiner Analyse verfasste ich daraufhin den Artikel „Tendenzen der Hochschulbildung in Deutschland“.

In Deutschland liegt der Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses ein anderes System als in Russland zu Grunde. Doch in beiden Ländern ist die Nachwuchsförderung ein sehr aktuelles und dringliches Thema. Die Probleme sind ähnlich und hängen mit den qualitativen Anforderungen an junge Wissenschaftler, „brain drain“-Prozessen, den Versuchen der Universitäten, die besten Studenten am Lehrstuhl zu halten usw. zusammen. Die Unterschiede und Gemeinsamkeiten russischer und deutscher Universitäten im Bereich der Nachwuchsförderung und ihre Wege zur Optimierung derselben habe ich in einem weiteren Artikel mit dem Titel „Zu der Frage der Nachwuchsvorbereitung“ näher erläutert.

Die Bekanntschaft mit dem Studentenwerk in Niedersachsen (Geschäftsführer E. Hoffmann) war ebenfalls eine sehr interessante Erfahrung für mich, da es eine solche Institution in Russland nicht gibt. Mit welchen Fragen beschäftigt sich diese Einrichtung? Von wem wird sie, werden Mensen und Cafeterien, Wohnheime, die Kinderbetreuung für Studierende, die Ausbildungsförderung, Firmenkontaktmessen, die Rechtsberatung und die Förderung von Kultur- und Sozialprogrammen finanziert? Diese und weitere organisatorische Fragen habe ich näher untersucht. In Russland liegen alle diese Dinge, die in Deutschland das Studentenwerk löst, in der Verantwortung der Universitäten selbst. In Deutschland hingegen sind die Universitäten vollkommen von der Verantwortlichkeit entbunden. In ihre Zuständigkeit fallen nur die Fragen, die unmittelbar mit Bildung und Forschung in

Zusammenhang stehen. Allerdings ist es selbstverständlich, dass die deutschen Universitäten und Fachhochschulen eng mit dem Studentenwerk kooperieren.

Zu Anfang des neuen Jahres begann ich mein Praktikum an den Dezernaten der Universität Hannover, um einen Einblick in deren tägliche Arbeit zu erhalten. Schließlich wollte ich nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch verstehen, wie alles organisiert ist. Zwei Dezernate waren für mich besonders spannend: Das Dezernat Finanzen (Dezernent Herr H. Howind) und das Dezernat Personalverwaltung (Dezernent Herr Wischwill). Dabei interessierten mich vor allem die Fragen der Finanzierung. In Niedersachsen wurde seit dem Jahr 2001 in allen Hochschulen das kaufmännische Rechnungswesen eingeführt. Ich wollte wissen, ob die Budgetierung der Universität zentralisiert oder dezentralisiert erfolgt, wie das Geld verwaltet wird etc. Diese Themen sind im Moment besonders interessant, da die Hochschulen von den Kürzungen des Landeszuschusses betroffen sind, worunter auch die Verwaltung leidet. Die Personalbesoldung macht ca. 85% des Etats aus und auch die anfallenden Kosten für Heizung, Strom und Wasser werden zentral bezahlt. Ein Teil des verbleibenden Geldes wird unter den Fakultäten, entsprechend ihrer Anzahl an Studenten, Professoren und ihrer Gesamtgröße aufgeteilt. Die Fakultäten verwalten dieses Geld und Drittmittel selbst. Große Fakultäten führen ihre Buchhaltung mit Hilfe von SAP, bei kleineren Fakultäten übernimmt diese das Finanzdezernat. Eine derart uneinheitliche Struktur erfordert hochqualifizierte Dezernatsmitarbeiter.

Was mich beim Personaldezernat der Universität Hannover sofort erstaunte war, dass die Anzahl der Mitarbeiter dort wesentlich geringer ist als an meiner russischen Heimatuniversität. Die Universität Hannover und die Polytechnische Universität St. Petersburg sind ungefähr gleich groß und haben ca. 25 000 Studenten. Die Zahl der Professoren liegt beiderseits bei ca. 400. An der Universität Hannover sind 1 200 – 1 400 wissenschaftliche Mitarbeiter tätig, von denen sehr viele durch Drittmittel finanziert werden. Hinzu kommen die Verwaltung mit ca. 300 Angestellten sowie 600 – 800 weitere Mitarbeiter. Alle an der Universität Beschäftigten werden entsprechend BAT (Bundes-Angestellten-Tarifvertrag), BBesG (Bundesbesoldungsgesetz) und BBVAnpG 2003/2004 (Bundesbesoldungs- und Versorgungsanpassungsgesetz 2003/2004) bezahlt.

Die Professorenbesoldung wurde zum 31.12.2004 von einer C- in eine W-Besoldung geändert. Das Einkommen der Professoren ist dadurch nicht mehr vom Alter, sondern von den erbrachten Leistungen abhängig. Das Grundgehalt kann damit zusätzlich um bis zu 40% erhöht werden. Die Leistungen werden anhand verschiedener Kriterien beurteilt, wie beispielsweise anhand besonderen Engagements in den Bereichen Forschung, Lehre, Kunst, Weiterbildung, Nachwuchsförderung, anhand verschiedener Funktionen im Rahmen der Hochschulselbstverwaltung oder der Hochschulleitung. Die Entscheidung über etwaige Gehaltssteigerungen fällt das Präsidium der Universität.

Die russischen Hochschulen haben in Fragen der Personalbesoldung größere Freiheiten als die deutschen, denn dort liegt die Bezahlung des Universitätspersonals in der Verantwortlichkeit der Universität selbst. Jede Hochschule hat die Möglichkeit, ein eigenes Besoldungssystem im Rahmen des zur Verfügung stehenden Etats auszuarbeiten und anzuwenden. Die Personalgehälter dürfen jedoch nicht niedriger ausfallen als die gesetzlich vorgeschriebenen Gehälter dieser Honorarstufe. Die Professoren und Dozenten werden alle fünf Jahre vom Fakultätsrat gewählt und vom Senat bestätigt. Während dieser Berufungszeit ist es notwendig, bestimmte Leistungen (Publikationen, Forschungsprojekte, Engagement im Bereich der Nachwuchsbetreuung usw.) zu erbringen, um ausgewählt zu werden. Die Autonomie der

russischen Hochschulen hat viele Vorteile, bringt allerdings auch diverse Probleme mit sich; sie erfordert einerseits Experimentierfreude, andererseits verantwortungsvolles Handeln und die Fähigkeit, aus Fehlern zu lernen. Mit der Einführung von Studiengebühren erlangen auch die deutschen Universitäten neue finanzielle Gestaltungsmöglichkeiten. Ich hoffe, sie werden viele unserer Schwierigkeiten und Fehler nicht wiederholen. Daher halte ich es für wichtig, dass wir, Deutsche und Russen, gemeinsam arbeiten bzw. forschen und stets bereit sind, uns über unsere Eigenheiten, über unsere positiven Errungenschaften und auch über unsere Schwierigkeiten auszutauschen.

Nach meinen Praktika in den beiden Universitätsdezernaten lernte ich die Fachhochschule Hannover (Präsident: Herr Prof. Dr.-Ing. W. Andres), die privat wie staatlich anerkannte Fachhochschule für Wirtschaft (Leiter: Herr Prof. Dr. Karl-Wilhelm Müller-Siebers) und die Tierärztliche Hochschule (Vizepräsidentin für Verwaltung und Finanzen: Frau H. Mikoteit-Olsen), die sich in der Trägerschaft einer Stiftung befindet, kennen. Bei diesen stiftungsgetragenen Hochschulen wird sich erst in Zukunft zeigen, ob sie in der deutschen Bildungslandschaft auf Akzeptanz stoßen. Für mich jedenfalls ist diese Einrichtung eine interessante Erscheinung, da es sich dabei um eine nicht-staatliche Hochschule handelt. Auch in Russland gibt es entscheidende Unterschiede zwischen Universitäten, Fachhochschulen und privaten Fachhochschule.

Bei den deutschen Fachhochschulen handelt es sich um praxisorientiertere Hochschulen. Die niedersächsischen Fachhochschulen bieten rund 40 „Duale Studiengänge“ an – eine Kombination aus Studium und praktischer Ausbildung. Ein Universitätsprofessor hat 8 Stunden pro Woche Vorlesungen zu halten, an der Fachhochschule sind es hingegen 18 Stunden. Die wichtigste Aufgabe des Fachhochschulprofessors ist die Lehre, die praxisorientierte Forschung steht an zweiter Stelle. An einer Universität muss der Professor ebenfalls beide Bereiche kombinieren, doch dort ist für die Forschung mehr Zeit vorgesehen. Meiner Ansicht nach hat Russland, was die Ausrichtung seiner Fachhochschulen anbelangt, im Vergleich zu Deutschland ein Defizit vorzuweisen. Bei den anstehenden Reformen des deutschen Bildungssystems, verbunden mit dem Bolognaprozess, empfinde ich es als wichtig, dass Universitäten und Fachhochschulen in all ihren Unterschieden als eigenständige Bildungsstätten bestehen bleiben.

Eine weitere interessante Einrichtung des deutschen Bildungssystems stellen private Fachhochschulen dar. Dort sind ca. 2% aller deutschen Studenten immatrikuliert. An der Fachhochschule für Wirtschaft (FHDW) in Hannover kann man Betriebswirtschaft, Wirtschaftsinformatik und Business Administration studieren. Ebenso wie in Russland vermitteln diese Fachhochschulen meistens eine Ausbildung auf den Gebieten Management, Betriebswirtschaft, Informatik und Jura. Ein Studienjahr kostet z. B. an der FHDW ca. 7 000 – 8 000 Euro. Zwei Drittel der Studierenden erhalten Firmenstipendien, die diese Kosten decken. Diese Art der Finanzierung und Unterstützung der Studenten empfinde ich als vorbildlich. In Russland ist eine solche Kostendeckung noch nicht besonders verbreitet. Die russischen Studenten, die für ihr Studium bezahlen müssen, weil sie nicht eine ausreichende Punktzahl bei den Aufnahmeprüfungen erringen konnten oder weil sie an einer privaten Hochschule studieren möchten, müssen selbst für die Finanzierung ihrer Ausbildung aufkommen. Dies geschieht entweder mit Hilfe der Eltern und Verwandten oder anhand eigener Ersparnisse. Die anfallenden Kosten sind dabei im Vergleich zu Deutschland wesentlich höher. Ein Ausbildungskreditsystem oder die Finanzierung durch Firmenstipendien sind in Russland bedauerlicher Weise noch nicht besonders weit entwickelt.

Im Februar erhielt ich die Möglichkeit im MWK (Ministerium für Wissenschaft und Kultur) bei Herrn W. Mast, dem Leiter des Referats Z 3 für mittelfristige Finanzplanung und Haushaltsmanagement, ein weiteres Praktikum zu machen. Da ich in meiner Heimat viel mit dem russischen Ministerium für Bildung zusammengearbeitet habe, war für mich die Arbeit in dem entsprechenden deutschen Ministerium sehr aufschlussreich. Dabei erhielt ich Antwort auf meine Fragen bezüglich der Budgetierung der Universitäten und Fachhochschulen Niedersachsens, der Methodik der Budgetberechnung und bezüglich der Autonomie der Hochschulen etc.

Ein Besuch der Heinrich Heine Universität in Düsseldorf (NRW) (Director International Relations: Herr Dr. W. J. Stüber, Abteilungsleiter für Struktur- und Entwicklungsplanung; Herr J. Gerken) hat mir gezeigt, dass bei der deutschen Hochschulpolitik sehr viel von der Landespolitik abhängt und das Bildungssystem stark dezentralisiert ist. Aber dank des Hochschulrahmengesetzes, das bundesweit gilt, sind zumindest die wesentlichen Punkte für alle Hochschulen gleich.

Eigentlich könnte ich noch wesentlich mehr über das berichten, was ich während dieses einen Jahres an Neuem gelernt habe, z. B. bei Vorlesungen bei Herrn Prof. Dr. Ridder (Abteilung Personal und Arbeit) und bei Treffen mit Direktoren der Deutschen Management Academie Niedersachsen. Ich könnte über meinen Besuch des Adlershofs schreiben, eines der modernsten Technologieparks Europas, zusammen mit Herrn Prof. Dr. Heinemann, dem Leiter des Zentrums für Zeitgeschichte von Bildung und Wissenschaft. Oder ich könnte über ein Treffen mit der Leiterin des International Office der Uni Oldenburg, Frau Bruns, und der Vorbereitung eines gemeinsamen Projekts berichten... Doch ich muss Platz für die Beiträge all meiner Kollegen lassen.

Zum Schluss möchte ich mich noch bei dem Präsidenten der Alexander von Humboldt-Stiftung, Herrn Prof. Dr. Wolfgang Frühwald und bei Herrn Dr. Georg Schütte, dem Generalsekretär, bedanken. Weiter möchte ich Dank sagen Herrn Dr. Steffen Mehlich, dem Leiter der Abteilung „Förderung Inland“ sowie allen Mitarbeitern der AvH. Ich fand dieses Projekt sehr gut organisiert und durchgeführt, um nur das Einführungsseminar im September mit den vielen interessanten Treffen und kulturellen Veranstaltungen zu nennen. Allerdings fände ich es gut, wenn bei dem Einführungsseminar jeder Stipendiat kurz über seine eigene Heimatstadt berichten würde.

Die Gruppenreise im März war wunderschön ebenso wie die beiden Treffen im Juni, bei denen wir erleben konnten, wie die Humboldt-Stiftung arbeitet. Insgesamt also ein durchaus erfolgreiches Projekt der Humboldt-Stiftung!

Zuletzt möchte ich mich noch bei allen bedanken, die mir bei meinem Projekt behilflich waren, die sich Zeit für mich genommen und mir stundenlang alles erzählt und erklärt haben. Ohne deren Hilfe hätte alles nicht so gut geklappt.

Ich hoffe, dass mein Projekt auch zukünftig erfolgreich weiterläuft, denn die anstehenden Reformen im russischen und deutschen Hochschulsystem sind entscheidend. Je besser man alle Prozesse versteht, desto weniger Fehler macht man. Dies gilt für beide Seiten. Für alle, die sich für die Themen Hochschulpolitik, Hochschulbildung, Hochschulfinanzierung und Personalverwaltung interessieren, stehe ich unter folgender Adresse und Telefonnummer gerne Rede und Antwort:

Dr. Elena Vinogradova
Staatliche Polytechnische Universitaet
Polytechnische Str. 29
Wirtschaftliches Dezernat
195251 St.Petersburg
Tel./fax: 812/552-62-28; Handy: 812/916-22-81
lesikspb@mail.ru, lesikspb@hotmail.com

Alena Williams

**Kuratorische Praxis /
Medienwissenschaft or Multitasking in Berlin**

Background: A.B. in Fine Arts, Harvard University, Cambridge, MA (1998)
M.A. in Art History and Archaeology, Columbia University, New
York (2004)

Project: Media in Theory and in Practice: Organization and Research at
Not-for-Profit and Academic Institutions in Berlin

Currently: Ph.D. Candidate in Art History and Archaeology, Columbia
University, New York

Kuratorische Praxis / Medienwissenschaft or Multitasking in Berlin

Alena Williams

I was interested in coming to Germany, and to Berlin in particular, because I knew there was an especially vibrant intellectual and artistic community around media theory, technology and visual culture, and the history and theory of images (*Medienwissenschaft, Kulturtechnik, Bildwissenschaft*) there. Certainly, I was not disappointed. A majority of my time was spent just simply organizing my calendar.

I was ostensibly following the threads of a research project in which I considered how strategies employed in the early moments of the history of video may have presaged or occasioned its inevitable decline and its being subsumed into other media (installation, film and new media), despite what might be perceived as a marked increase in video's pervasiveness within the field of contemporary art. In addition to taking courses on media theory, art history, and the history of science at Humboldt Universität zu Berlin, there were at least six major conferences and six film, video and media festivals that I was able to attend in the United Kingdom, Germany and Austria this past year, and many more opportunities to hear lectures and see exhibitions. A number of the conferences I attended, including *Medien vor den Medien*, organized by Professor Friedrich Kittler and Ana Ofak M.A. at the Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik, at the Humboldt Universität, Berlin, *Digitales Erbe: Videokunst in Deutschland von 1963 bis heute*, on the issues of the presentation, preservation, and archiving of German video art, held at the Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf, and *Ars Electronica 2004 –Timeshift*, in Linz, Austria (where I presented a paper) were particularly invaluable.

As the year progressed, these concerns with the formal aspects of video were enriched by a number of other themes, which positioned themselves in full view the longer I resided in Berlin. These included the debates surrounding the lack of sustained funding for small arts and community-based organizations, and the decline of affordable, intermediate space (sometimes referred to as '*Zwischennutzung*' because cheap rents are usually only possible when the owners are at a loss with what to do with the space and there is no outside investment) for alternative arts initiatives in the city center. In particular, the political and legal ramifications of exhibiting time-based media within the context of such a space became of increasing interest to me. As a result, the video exhibitions I organized at my host institution *bootlab e.V.*, were primarily developed with these topics in mind.

Mitte: The Strange Experience of Being Everywhere and Nowhere at Once

As a meeting place for many organizations working in media, my host institution has up to this point represented a crossroads for a number of international scholars, curators, artists, programmers, and organizers over the past five years. The lab has a collective workspace in addition to a 140 square meter assembly room, casually referred to as Raum3 (being the third room of the organization that was inadvertently discovered several years back), in which public and semi-public lectures, workshops and video screenings related to media art and culture are organized. It is a hybrid space where the contemporary use and engagement of media activates itself in relation to the cultural practices at work in contemporary society.

Bootlab is housed in a building on Ziegelstrasse which used to be the city's Telegraphy Bureau before the war. It is an old, unkempt house, boarded up in some places, but known by the late-nineties club scene as the former location of the WMF. This mammoth structure has over 6 floors, 8 entrances, and 2 internal courtyards, comprised in total of nearly 3000 qm of space. It shares a courtyard, which is as equally non-descript as it is oversized, with an older red-brick Deutsche Telekom building, which extends along the entire block to Tuckolskystrasse. However, despite the lab being situated in the heart of Berlin, Ziegelstrasse is a street rarely frequented by strolling tourists, or even adventurous cyclists, despite its being located at the intersection of Monjioupark and Oranienburger Strasse - little more than a few dozen steps away from landmarks such as Schinkel's Museumsinsel, the Humboldt Universität, and the Neue Synagogue.

Within months of my arrival, it was clear that the lab was under siege by a range of external forces: the building itself was in desperate need of renovation (for much of 2004-05, the lab was without heat), the radio frequency that reboot.fm (the free radio advocacy group within the lab) sought after was given to associations with commercial agendas, our audiences and constituency-base waned as established art institutions soaked up more and more of the available capital. Financed solely through the contributions of its members and project-based grants, the income of the lab is entirely subject to the gradual depletion of the threadbare, financial resources that the German governing bodies have to offer for general operating support. Although it could be argued that members of the lab would rather devote their labor towards activism, education, research, advocacy, and art production rather than economic concerns, let alone facility upkeep, these difficulties were certainly symptomatic of more pervasive problems within the German funding structure.

For four days in December, I traveled to visit my host Diana McCarty in Budapest; she was organizing a film festival there, and invited me to visit the city and also to meet other organizers, gallerists and artists who shaped the relatively small contemporary art and media scene. One of the more notable stops was to a media arts organization called C3: Center for Culture & Communication (pronounced like “C-cubed”), which started out very much like bootlab. A handful of artists, programmers, and curators interested in media, interested in notions of interactivity, gaming, and digital archiving, joined together to develop a thriving organizational model.

Most organizations like bootlab and C3 have a number of inventive ‘tinkerers’ in their ranks, programmers who develop new computer tools and programs that are fairly marketable and upon which business plans can be written. In response to this reality, C3 decided to kind of spin off their business arm, so they could go after corporate sponsorship while allowing their arts initiatives and their archive of new media art to maintain their non-profit status as a separate organization. The agency model verses the arts model, or the debate which C3 was able to reconcile under one roof (allowing for the freedom of exchange and collaboration), was a critical point of discussion at the lab this year. On the one hand, it was clear that the lab could no longer sustain itself through membership contributions and project grants alone. Moreover, none of the cinema or video series organized at the lab ever had the potential to actually bring income into the organization. There simply could be no such thing as admission fees or even suggested donations when so many of our supporters and visitors were themselves living on a shoestring budget. On the other hand, many lab members wanted to preserve the lab’s autonomy from business-related concerns, and they wanted their activities to remain creative without feeling as though the nature or timeliness of the results would impact the amount of their oft-negligible compensation.

Eventually, the difficulties which fueled this debate forwarded their own judgment. As I write this, bootlab is in the process of moving out of its rooms in Ziegelstrasse, and has made an arrangement to lease a suite of smaller rooms on the other end of the block. So the days of Raum3 screenings and exhibitions are over. The lab now has the task of re-conceptualizing itself without an assembly space, even as it must look internally to ferret out the prevailing common concerns of the remaining members who are in the process of making this move.

How an Exhibition about Absence Occasions Presence

The exhibition series I ended up organizing in the spring and summer at the lab ultimately addressed these new concerns. "In Absentia" was the title I gave to the overall series because I was interested in giving representation to the very state of being out of place, out of sync with the everyday flows of global circulation and dispersion and the anxiety that such expatriation brings to bear on modern subjectivity. I wished to make reference to the unique situation of the lab's (dis)location within the city, the introduction of artists from the United States and other nations within the European Union to members of the bootlab community in Berlin, and to refer in a somewhat more self-reflexive way to my own personal displacement from New York. I invited five individual artists to present their work in a series of solo exhibitions over the spring and summer: Kristin Helga Karadottir (Reykjavik), Phyllis Baldino (Brooklyn), Sarah Beddington (New York / London), Nadja Maurer (Hamburg), and Toni Crabb (Barcelona/Zimbabwe).

The work I selected for the exhibition either made reference to the physical space of Raum3 - as a kind of "non-site" within Berlin's Mitte district - or made productive use of absence in formal terms. In some instances this would occur in the way the artists framed their shots with the video camera (such that disparate bits of activity were isolated from any foreseeable narrative), while at other moments, a range of data and supporting information were withheld by the artist such that it was not possible for narrative to be achieved at all. With this selection of work, I was hoping to capture those initial, insecure moments of touching down in dangerous, unknown waters. I especially wanted to acknowledge and exploit the lab's status as a highly malleable space that enabled artistic and organizational experimentation. The artists and I collaborated, experimented and attempted to exploit our status as visitors to a city that constantly asserted our relegation to the margins. In short, I wanted to work productively with everything that might have seemed negative about the organization's precarious architectural and financial situation. (*nb*: You can see documentation of the exhibition and find more information about the artists by visiting:<http://www.millecompany.com/inabsentia>.)

In many ways, the project was an out-and-out adventure. Preparation included traveling for studio visits and portfolio reviews to Munich, Hamburg and abroad; it also involved many late-night painting sessions, stops at the local art supply stores, and the development of a number of creative solutions for any eventuality that presented itself. (In one instance, a couple of us learned the hard way that the *Litfasssäule*, despite its apparent unimpeded visual merge with the rough, posterized surface of Berlin and its historical emergence as an advertising fixture for public use, was in fact private property.) I also luckily had a really great group of friends in Berlin, some of whom moonlight as art handlers for collectors and galleries, who helped me troubleshoot the installations and even let me borrow equipment when such items went suddenly missing. I hung a beamer for the first time in my life, installed a reasonable projection screen under less-than-ideal circumstances (an ugly, make-shift wall of cinderblock had been erected years prior in order to keep visitors out of the remaining expanse of the building), and organized artist talks. In the end, I also had quite a bit

of support from the lab itself, with members tending bar and sharing their stock of drinks with us, merging their projects with ours, helping out with publicity, clean-up efforts, technical problems and translations, celebrating, and engaging in further constructive feedback on what they thought to be the conceptual and technical successes and failures of the project. It was also nice to see fellow Bukas like Lana and Niels at the various social events organized around these exhibitions.

Homecoming: Berlin

By the end of my time in Berlin, I found that notions of ‘coming home’ had been displaced onto Germany rather than New York, where I am continuing to pursue my doctorate at Columbia. This became especially clear when about twenty lab members and other friends organized a surprise goodbye barbeque for me in Monbijoupark shortly before I left, each one bearing a unique bag of gummi bears (I had developed an informal addiction, it seems) for me to bring back to New York. It was strange how easy it was to find a comfortable place to carry out my work in the city, and to tease out the potential for so many productive and meaningful collaborations in the future. More importantly, I had the opportunity to invest time in a number of deep and sustained friendships and professional relationships over the course of the year and to renew connections with artists and friends who had also made Berlin either their new or temporary home.

One of the most liberating aspects of being in Germany was the enormous flexibility I had in terms of travel, feeling safe on night trains and seeing quite a bit of the country within a matter of hours. I personally find the Deutsche Bahn to be one of the best modes of travel in the world. The ride through the countryside is unbelievably beautiful—free of billboards, vacant run-down lots and the like. In many cases, I had a warm and comfortable place to stay if I was in a remote city for a conference or festival, or on my way back from one. I have to admit I am always slightly pleased when someone delicately asks if I’ve been able to see much of Germany while I’ve been here (in most cases, to imply that my enthusiasm for the country was uninformed and based solely on the contemporary cultural phenomenon that is Berlin), and I can say, “Natürlich, München, Düsseldorf, Hamburg, Dortmund, Essen, Braunschweig, Kassel, Quedlinburg, Halberstadt, Oberhausen, Bonn, Wiesbaden, Lübeck, Hannover, Karlsruhe, Leipzig, Dessau, Köln, Potsdam, Garmisch-Partenkirchen....”

Of course, not everything in a city like Berlin is rainbows and sunshine. There is, of course, the weather (or cloud cover) which even I have to admit becomes difficult to bear by the time the month of February rolls around. And then there are those moments when the general intolerance of difference becomes quite clear. Shortly after arriving at the gate of the Flughafen Schönefeld from an Easyjet flight between Paris and Berlin, I observed the Bundesgrenzschutz officers single out every person of color (African, Indian, and East Asian descent), myself included, for the checking of passport and visa in baggage claim beyond the passport checkpoint, while every other passenger of “apparent” European descent was left to retrieve their baggage without being requested to present their documentation at all. It was certainly disappointing to see such practices in action—practices which uphold the myth that the only individuals who threaten the security of Germany are those who appear to be of non-Western or non-European origin, and which suggest that some enclaves within Germany are certainly not coping well with the unavoidable social and cultural changes taking place in the country and in Europe in general.

That having been said, most negative incidents were certainly offset by the support and pleasures afforded by my close group of friends. Life also became a bit brighter when I made a move halfway through the year from Mitte to Kreuzberg. I don't know how else to explain it, but Mitte and its proximity to Prenzlauer Berg was a bit strange for me, despite its claims of 'internationalism' which really means Western Europe and the United States. On the one hand, the rents were steeper, there were children and cutesy children's boutiques everywhere, and the general social feeling in this super-trendy area was a bit too satisfied with itself for my taste. Kreuzberg, on the other hand, was a bit rougher around the edges, but beautiful and significantly more eclectic and diverse in terms of both culture and economics. Although my primary activities throughout the week took place in Mitte, at the lab and the university, and in galleries, museums and the Kino Arsenal, my social life could be found more regularly in Kreuzberg and Schöneberg, and I found that it made more sense to situate my home where my social life was.

The other remarkable perk of Berlin was its wealth of breathtaking lakes and the innumerable waterways that snake through the city. Barbequing with friends along the Ufer in Kreuzberg on a warm summer day is absolutely divine, as is walking around the wood-lined Liepnitzsee before a dip in the water, or even rowing and dozing off in a boat on Schlachtensee alongside happily swimming ducks.

My connectivity to the city grew significantly with the gift of an elegant old Diamant bicycle, which a good friend of mine, Corinne—artist, art handler, and film production assistant extraordinaire—gave to me because she preferred to simply build her own bicycle. She had scavenged it from a junkyard a year before and had planned to repair it, as it clearly had been in an accident, but never got around to do so, and as a result, I inherited it. As I learned from the man at the repair shop, it was actually quite rare to find such a bike obviously from the 1960s-70s in as good a condition as it was. It was blue with stripes of color along the front of the frame and had white tires, and, strangely, it was only then that I began to feel like a real Berliner, especially when I flipped off the bike for the first time in the middle of Hackescher Markt on one late summer afternoon and was almost immediately able to shake it off and ride on home. Things like that happen all the time in Berlin. My tire had gotten caught in the *Strassenbahn* tracks, but as it turns out, I really frightened a concerned middle-aged woman, who was clutching herself while shouting "Bist du verletzt? Oh! Ich hatte solche Angst, aber du bist so gut gerollt!"— I tried to keep my composure as I had seen so many other people do, and desperately tried not to think about the *Schadenfreude* every onlooker must have been experiencing at that moment, and I briskly asserted that I was okay. And somehow I was—it certainly wasn't the worst blow to my ego that I experienced that year. The next incident occurred as I was unadvisedly multitasking—talking to a friend on my mobile phone while riding too close to some parked cars... but that's another story.

Lana Marie Wright

Reflections

Background: Bachelor of Science in Political Science, Texas A&M University, College Station, Texas (2000)
Juris Doctor, Washington and Lee University School of Law, Lexington, Virginia (2004)

Project: Church-State Relations in the Birthplace of the Reformation:
A Comparative Approach

Currently: Dozentin (Guest Professor) in Anglo-American Contractual Obligations, Bucerius Law School, Hamburg, Germany (2006)

Reflections

Lana Marie Wright

The fundamental purpose of my project was to educate myself on German and European approaches to internationally relevant questions, especially church-state relations, in order to draw from different philosophies and a different historical context in looking at these questions. My aim was to participate beyond my side of the debate and to carry learned alternative perspectives over to the American dialog. I proposed to do this by living in Germany and participating in society, as well as through a close relationship with the institutions of the *Evangelische Kirche Deutschlands* (the Lutheran/Protestant Church, hereafter EKD) and the *Diakonie*. My project more specifically concerned the status of religion in Germany, and even more specifically, the relationship between the church and the state. This relationship manifests itself in a religious entity's access or lack thereof to public facilities, public monies, and public discussion. Germany offers a particularly unique forum for the topic of church-state relations as the birthplace of the Reformation and a modern free society. My project was supported by several institutions including my two host institutes, *Verband Diakonischer Dienstgeber Deutschlands, e.V.* (VD3) and the *Evangelisches Institut für Kirchenrecht an der Universität Potsdam* (EIKR).

Overview of Church-State Situation and Interesting Observations

Article 4 of the *Grundgesetz* (Basic Law) states, "Freedom of faith and conscience as well as freedom of creed, religious or ideological, are inviolable. The undisturbed practice of religion shall be guaranteed." Though Article 4 of the Basic Law sounds very much like Article 1 of the United States Bill of Rights, "Congress shall make no law respecting an establishment of religion, or prohibiting the free exercise thereof;" the two guarantees find different results in the two different countries. While the American court cases and rhetoric refer to a "separation" of church and state, the German legal literature adheres to the "principle of neutrality." Under the principle of neutrality, the state is not required to separate itself from religion, but instead is required to be ideologically neutral. For example, persons who would like to become clergy in Germany attend public universities to study Theology (usually separate faculties depending on religion/denomination). In a tradition of "separation," it could be seen as problematic to use public money to train clergy. However, under the principle of neutrality, German universities offer the training of lawyers, doctors, ministers, and priests without discrimination. This is referred to as a "positive exercise" of neutrality.

The positive exercise of neutrality is more importantly realized in public welfare and the social services sector through state-church cooperation. The Catholic, Protestant, and Jewish religious communities, in particular, relieve the state of much of its work in this sector. The charitable arm of the Catholic Church is the *Deutscher Caritas Verband*, commonly referred to as "Caritas." Caritas' Protestant counterpart is the *Diakonisches Werk* which is commonly referred to as the "Diakonie." The charitable association of the Jewish community is the *Central Welfare Organization of the Jews in Germany*. Among the services offered by the charitable arms of the religious communities are kindergartens, special education centers, hospitals, eldercare facilities such as retirement and nursing homes, counseling centers, rehabilitation centers, disaster relief, emergency medical services and ambulances, and more. The state supports these services through financial support as well as human resources, as conscientious objectors can avoid the otherwise mandatory military service through a period

of civil service which is often served at one of these charitable service providers.³⁸ These welfare associations are more than a sizeable contributor to services. The *Caritas* is the largest private employer in Germany with approximately 500,000 full-time employees, followed closely by *Diakonisches Werk* with more than 450,000 employees.³⁹ Siemens, the largest Industry Corporation in Germany, in comparison, had 417,000 employees in 2003, of which 170,000 were employed in Germany.⁴⁰

One of the many interesting aspects of church-state relations in Germany is that religious communities have the possibility to attain the status of a *Körperschaft des öffentlichen Rechts* (a corporate body under public law) which is held by public universities and the federal states. This status offers privileges to both the state and those religious communities that are granted the status. The benefit to the state is the religious communities' recognition of the state's legal authority and the resulting support of the legal order. Other benefits to the state include (1) partners in social services; (2) the fostering of mainstream religion, thereby minimizing the spiritual "market share" for cults and dangerous sects; and (3) income from the fee charged for collecting "church tax." (The word "church" is used in reference to church-state law and church tax even when applied to non-Christian religious communities.) Among the many benefits to the religious communities who attain this status include (1) the right to levy church taxes on their members (exercised by the EKD and the Catholic Church for whom the state collects this tax and the Jewish Community who collects the tax themselves based on figures provided by the state); (2) tax exemptions; (3) the right to offer religious education in public schools; (4) the right to offer religious services in the military and public hospitals; (5) the right to make their own laws; and (6) the right to employ employees under public law giving the employees the status of civil servants. It should be noted that not all of these "corporate bodies" exercise or even hold identical privileges.

Having read many materials about churches as Corporations of Public Law in English before I came to Germany to begin my project, I was wrongly informed that there were only three such corporate bodies under public law – the Lutheran/Protestant Church, the Catholic Church, and the Orthodox/Conservative Jewish Community. Perhaps one of the more interesting, but not secret or hidden, findings I made in moving to the legal literature published in German is the plurality of religious and ideological communities that have been granted this status. Along with the three above-mentioned religious communities who became corporate bodies under public law with the enactment of Article 140 of the Basic Law incorporating Article 137 paragraph 5 sentence 1 of the *Weimarer Reichsverfassung* (Constitution of the Weimar Republic, hereafter WRV), many smaller communities have achieved the status.⁴¹ By 2000 this list included *die Alt-Katholische Kirche* (the Old Catholic Church), *der Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden* (the Baptist Church), *der Bund freier evangelischer Gemeinden*, *der Bund freikirchlicher Pfingstgemeinden* (the Pentecostal Church), *der Bund freireligiöser Gemeinden*, *der Bund für Geistesfreiheit in Bayern*, *die Christengemeinschaft*, *die Christliche Wissenschaft* (Christian Scientists), *die Dänische*

³⁸ Stern, Susan, *Religions in Germany Today: The Unique Relationship between Church and State*, IN Press, 1998, p.3.

³⁹ Fels, Professor Dr. Gerhard, *Die Wohlfahrtsbranche in Deutschland – Mehr Wettbewerb tut Not*, Statement Pressekonferenz am 28. Juni 2004 in Berlin, Institut der deutschen Wirtschaft Köln.

⁴⁰ Id.

⁴¹ BVerfGE Absatz-Nr. (1-109), <http://www.bverfg.de/>. Beschluss des Zweiten Senats des Bundesverfassungsgerichts vom 19. Dezember 2000 (2 BvR 1500/97), para 5. Zeugen Jehovas als Religionsgemeinschaft hat sich nach Art. 140 GG i. V. m. Art. 137 Abs. 5 Satz 2 der Verfassung vom 11. August 1919 (Weimarer Reichsverfassung, im Folgenden: WRV) um den Status einer Körperschaft des öffentlichen Rechts beworben.

*Seemannskirche in Hamburg, die Deutschen Unitarier (Unitarians), die Europäisch-Festländische Brüder-Unität (Herrnhuter Brüdergemeinde), die Evangelisch-Bischöfliche Gemeinde in Hamburg, die Evangelisch-Methodistische Kirche, die Französische Kirche zu Berlin (Hugenotts – Protestants from the French Reformation), die Freigeistige Landesgemeinschaft Nordrhein-Westfalen, die Gemeinschaft der Siebenten-Tags-Adventisten (Seventh Day Adventists), die Heilsarmee in Deutschland (German Salvation Army), die Johannische Kirche in Berlin, die Kirche Jesu Christi der Heiligen der letzten Tage (Mormons), die Neuapostolische Kirche, die Russisch-Orthodoxe Kirche (Moskauer Patriarchat), die Russisch-Orthodoxe Metropole von Deutschland, die Vereinigung der Mennoniten-Gemeinden (Mennonites), and die Wallonisch-Niederländische Gemeinde Hanau.*⁴² This list shows the large extent of state-church communication, cooperation, and co-existence in Germany today which is often unknown or misunderstood outside of Germany in the shadow of the expansive relations between the state and the three larger communities (Catholic, EKD, Jewish).

Another interesting component of the state-church relationship in Germany is the office of the *Bevollmächtigter des Rates der EKD bei der Bundesrepublik Deutschland und der Europäischen Union* (the Plenty Potentiary of the Council of the EKD to the Federal Republic of Germany and the European Union) and its Catholic counterpart office. Because I was invited to experience and participate in events of the Protestant office, I will concentrate my observations on that office, but it is worth noting that the two offices are very similar in structure and mission and they interact regularly. The office was created shortly after the end of the Second World War in response to the lessons of German history. The church saw a need to have a relationship with the state in order to share responsibility for society with the state.⁴³ The church saw the goal of ensuring political stability as an expression and extension of the commandment to love one's neighbor.⁴⁴ The current Plenty Potentiary is Prälat Dr. Stephan Reimers, a theologian, whose executive team includes seven "Referenten" and "Referentinnen" with either theological or legal training. The Plenty Potentiary is the representative of the EKD to the government. The Plenty Potentiary is traditionally a pastor (whose Deputy is an attorney) who serves as a chaplain to the members of Parliament and the federal ministries. The Plenty Potentiary also has the mandate to inform the church council about political goings-on and to inform the politicians about the church's position on current political topics. The job itself is an interesting combination of diplomat, lobbyist, and chaplain.

On several occasions, I was able to observe the expansive reach of the Plenty Potentiary in state-church communications. One such occasion was in the context of the assisted death debate as the tragic story of Terry Schiavo filled media reports and the conversations of politicians, clergymen, and laymen alike. Out of interest, I accepted an invitation to attend an event hosted by the Plenty Potentiary to discuss the topics of living wills, murder, and death with dignity. The speeches and discussion were balanced and were concerned with both morals/ethics and compassion. Due to my lack of German political savvy, I cannot say how many decision makers were there, but I counted four self-identified Members of Parliament from various political fractions who attended and engaged in the discussion. Another such occasion was the annual reception of the Plenty Potentiary in Berlin. For security reasons, the

⁴² Id.

⁴³ Gaertner, Dr. jur. Joachim, *Der Dienst des juristischen Stellvertreters beim Bevollmächtigten des Rates der EKD bei der Bundesrepublik Deutschland und der Europäischen Union*, Vorstellung Referat bei der Kirchenjuristentagung in Bremen am 15. Juni 2005.

⁴⁴ Id.

event was by invitation and I gladly accepted my invitation without really understanding the grandness of the event. My date and I entered the line filing into the *Französische Dom* (French Cathedral) on Gendarmenmarkt behind the current chancellor, Gerhard Schröder, and his security personnel while people lined up on the sidewalks to watch the Chancellor. When we took our seats in the church, we realized that we were sitting only a few meters to the right of chancellor candidate Angela Merkel and her entourage. Before the program began, we recognized several other high-ranking politicians from all parties represented in the parliament, among them the President of the Parliament, Chairmen and/or Honorary Chairmen of all Parties, and several ambassadors. The crowd was a mix of the prominent and the not-so-prominent; the air was light and relaxed as the Bishop and the Plenty Potentiary spoke of social responsibility and the choir sang joyful songs. After the program, most of the guests (but not Merkel or Schröder) stayed for the catered reception on the lawn, and the mingling went on into the summer night. The number of known politicians and journalists who attended such an event and the diversity of the political philosophies they represented was impressive, and certainly evidence of the open lines of communication between the church (here the EKD) and the state.

It is also worth noting that the lines of communication between the Protestant church and the various political parties may be open in response to the phenomenon that many issues of moral and ethical consequence are not seen as religious issues. Questions in Germany about the Sanctity of Life, from stem-cell research to euthanasia to abortion, are not stigmatized as issues of a religious right, but instead are seen as ethical questions and fall across party lines. Stem-cell research, for example, is opposed by a large number of members of the SPD, a party considered to be politically left and not overtly religious. Within the Protestant church itself, members disagree on the issue, with many opposed to stem-cell research holding fast to the value of the sanctity of life and many in favor of stem-cell research holding to the value of healing the sick. With Article 1, the “dignity of the human is untouchable,” as the foundational principle of the Basic Law, questions that are seen as religiously motivated in the United States are by contrast considered ethical questions, or even basic human rights questions, for all Germans regardless of confession.

Project Development - Host Institutions and Mentors

I have been pleasantly surprised by the amount of interest taken in my project by those involved on behalf of both the church and the state. Among those who have taken a continued interest in my project are: my mentors, *Oberkirchenrat* i.R. Dr. jur. Joachim Gaertner and RA Ingo Dreyer, *Geschäftsführer* VD3; Karsten Voigt, Coordinator for U.S.-German Relations at the *Auswärtiges Amt*; Professor Clifford Larsen, director of International Programs of Washington and Lee University School of Law and Guest Professor at Bucerius Law School in Hamburg; and Prof. Dr. Detlev Belling, EIKR. These five men and their contacts with the parliament and the institutions of the Diakonie and EKD have taken considerable amounts of time to speak with me at length on the topics of religious freedom, church law, church-state relations, and public law. I have learned so many things from my appointments with them, from the articles and books they have lent me, and from the many interesting people to whom they have introduced me.

Having two incredibly involved (and well-connected) mentors enriched my project in ways that I could not have imagined upon commencement of my project. I am sincerely thankful for the vast amounts of time they carved out of their schedules in order to ensure that I received maximum benefit from my year here. Their guidance was not only professional and

law-focused, but they both also volunteered advice and time to develop my language skills. I am truly amazed by the gracious hospitality shown me by both the Dreyer and Gaertner families, especially considering the fact that I had not met either of them before my arrival in Germany and that I did not myself contribute to their work. The social events, from dinner parties to concerts, shared with the Dreyers and the Gaertners contributed vastly to my understanding of my new host country.

I began meeting with Ingo Dreyer as soon as I arrived in Berlin. Before our year officially began, I had already visited the offices of VD3, had a lunch meeting with Herr Dreyer, and had been a guest in the family home for dinner. During my year, I met regularly with Herr Dreyer and his wife, Pastor Cornelia Bences-Dreyer, in their home. For most of the year, Herr Dreyer and I met one evening a week to discuss current and important themes in state-church relations *auf Deutsch*, so that the conversation informed my project and strengthened my language skills. A large part of my language development occurred at the family dining table of the Dreyer home. When we first began to meet, the only German I knew was from the eight-week course in Bonn. But the Dreyers patiently insisted on speaking only German with me and our conversations became more fluid over time. In addition to our Thursday night conversations, Herr Dreyer invited me to attend events with him related to the churches as employers and as social partners. One such memorable event was the “Reformen ohne Soziale Gerechtigkeit?” (“Reforms without Social Justice?”) Symposium Wirtschaft und Gesellschaft, Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitsgeberverbände, Haus der Deutschen Wirtschaft, attended by executives of the large auto industries as well as the Catholic and Protestant Bishop. In contrast to Herr Dreyer, who worked on the business side of the church, Pastor Dreyer showed me the religious face of the German Protestant Church by inviting me to the special services of her *Gemeinde* (congregation).

Herr Dreyer arranged a place for me at EIKR beginning in November under the guidance of Dr. Gaertner. The EIKR is an institute of Protestant Church Law within the Law Faculty at the University of Potsdam, a public university. I met three times a week at the EIKR with Dr. Gaertner to read and discuss articles, press statements, and court decisions of interest to my research. Dr. Gaertner patiently helped me translate each of these original documents sentence by sentence into English—I would read a sentence aloud and then he would help me formalize the sentence into English. This, of course, had a secondary effect of building my German vocabulary, improving my pronunciation, and introducing me to grammatical structures not yet covered in my language class. As we took the cases and reports apart by the individual sentences, he would explain the relevant historical, cultural, and procedural background, and we referred often to the library of code books and law journals around us – looking up cited texts and laws. This allowed me not only to “read” the landmark cases and other important materials in their original and unedited forms, but also provided background information on German civics, history, judicial system structure, and basic legal principles that would have otherwise taken years to conquer and understand. In addition to these “private lessons” and “interviews” with Dr. Gaertner, we also met frequently to discuss my project strategically and to discuss my goals and accomplishments. Dr. Gaertner also invited me to participate in his *Vorlesung* (university lecture course) *Staatskirchenrecht I* which reinforced what we studied during our one-on-one time. In addition to our time at the EIKR, Dr. Gaertner and his wife hosted me in their home on several occasions for dinner parties, where I met interesting players in the state-church field. Dr. Gaertner, his contacts, and his *Vorlesung* significantly contributed to, and continue to contribute to, my project. The additional amount of time I was allowed to continue in my work with him through the extension of my scholarship will prove significant to future publications and involvement in comparative law,

particularly involvement in religious freedom and church-state relations. The mere fact that he was willing to carve six to nine hours a week out of his schedule to work with me ensured that this research project was skillfully advised and supported.

Together, Dr. Gaertner and I studied intensively the *Kopftuch Urteil*⁴⁵; the *Kruzifix Urteil*⁴⁶, the history of the Plenty Potentiary⁴⁷, the Steuerordnung (tax ordinance) of the Jüdische Gemeinde⁴⁸, the critical statements of Professor Fels on the lack of competition in the charitable sector⁴⁹, and the *Zeugen Jehovas Urteil*, concerning their application to become a corporate body under public law.⁵⁰ Each of the three mentioned cases we worked through is considered a landmark case, each reads like a treatise on German state-church and religious freedom law, and has interesting and complex holdings which are often incorrectly summarized and misunderstood by the general public.

In the *Kopftuch Urteil*, Plaintiff teacher applying for *Beamtin* teaching position at public elementary school in Baden-Württemberg was not hired because she stated that she would not remove her headscarf during class. Please note that the woman *was not fired* for not removing her headscarf, as is sometimes falsely stated in materials referring to the case, but instead was not hired or not recruited by the school administration, who would meet difficulty and even impossibility in terminating her employment, should the headscarf cause problems, due to the position's status of civil servant. The Constitutional Court held that there was not a sufficiently precise legal basis for a prohibition on teachers wearing headscarves during classroom teaching exercises in the state laws of Baden-Württemberg, but that the state legislature could pass a law within the guidelines of the constitution to regulate the extent of religious symbols admissible in public schools.⁵¹

In the *Kruzifix Urteil*, Plaintiffs, a non-catholic family in Bavaria, two adults and their three children, requested the removal of the crucifix required by state law to hang in Bavarian public school classrooms. The Constitutional Court held that the hanging of a crucifix or a cross in the classroom of public school, which school-aged children are obligated to attend and that is not designated as a confessional school, violates Article 4 of the Basic Law. The court further held that § 13 para. 1 sentence 3 *der Schulordnung für die Volksschulen in Bayern* (ordinance for Bavarian public schools) is not compatible with Article 4 of the Basic Law, and therefore, invalid.⁵² It is important to understand in the aftermath of this case that crucifixes still hang in many schools in Bavaria but are taken down upon objection by a current student or parent, and that the legislature no longer requires the hanging of a cross or crucifix in each individual classroom.

In the *Zeugen Jehovas Urteil*, Plaintiff religious community Jehovah's Witnesses was denied by Berlin the *Status einer Körperschaft des öffentlichen Rechts* (status as a corporate body

⁴⁵ *Lehrerin mit Kopftuch*. NJW 2003, 3111, Beschluss des Zweiten Senats des Bundesverfassungsgericht vom 24. September 2003 (2 BvR 1436/02).

⁴⁶ *Die Anbringung eines Kreuzes oder Krucifixes in den Unterrichtsräumen einer staatlichen Pflichtschule*. BVerfGE 93, 1, Beschluss des Ersten Senats des Bundesverfassungsgericht vom 16. Mai 1995 (1 BvR 1087/91).

⁴⁷ Gaertner, *supra*.

⁴⁸ Jüdische Gemeinde zu Berlin, Körperschaft des öffentlichen Rechts, Steuerordnung vom 27. August 1970 in der Fassung vom 23. Juni 2004.

⁴⁹ Fels, *supra*.

⁵⁰ *Zeugen Jehovas Urteil*, *supra*.

⁵¹ *Kopftuch Urteil*, *supra*.

⁵² *Kruzifix Urteil*, *supra*.

under public law). The community demanded acknowledgment of their status as a corporate body under public law and in the alternative, if not successful on the first count, demanded they be granted the status as a corporate body under public law. Berlin claimed that the community does not fulfill the requirement of *rechtstreue* (loyal to the legal order) and based their denial on this point, among others. The Constitutional Court remanded the case (or sent the case back) to the Administrative court with the following holding: that the community meets the preconditions under which a religious community can become a corporate body under public law as laid down in Article 140 of the Basic Law in accordance with the incorporated Article 137 para. 5 sentence 2 WRV from 11. August 1919.⁵³ Despite the relatively favorable decision of the high court, the German Jehovah's Witnesses are still fighting for status as a corporate body under public law, and their recent gains at the state level are currently met by appeals by governmental bodies and protests by the other "more established" religious communities.

Reading cases such as these in their entirety and original language provided understanding and insight which is impossible to attain through media reports, journal articles, or case notes. For the gift of being able to "read" these cases, I am grateful to Dr. Gaertner.

Personal Development

Well...what can one say about such a year except "thank you"? It was a year filled with museums, churches, travels, field trips, courses, meetings, conferences, interviews, and later the election and campaign events. I learned how to navigate the language, how to cook certain traditional dishes, how to drive on the Autobahn, and how to live as an American in Germany without feeling guilty about my nationality and without feeling unpatriotic for enjoying my host country. I am sure I will only begin to realize the extent of the benefits in hindsight. The experience was one for which I will be forever thankful.

Advice to Future and Current BUKA's

I had a wonderful 18 months in Germany. I know that Germany, like any other country in the world, is not Utopia, but my piece of Germany was hospitable, friendly, comfortable, and interesting. It was not easy to begin here, but following the advice of friends and new friends who had completed similar programs made the experience richer and more fulfilling. I have included this advice along with recommendations from my own experience to help those who follow have an equally fulfilling Buka year.

Register as a program student at Humboldt University (or other participating University for those not in Berlin) through the international office. This pretty much takes care of questions on how to obtain affordable and effective health insurance and transportation within the greater Berlin area. It also provides you with the *Studentenausweis* to get reduced Bahncards, movie tickets, museum tickets, etc., etc.

Take your *Anmeldung* with you, be it to become a member of your local video rental shop or on any number of bureaucratic errands.

Do not go home more than once or twice in your year. Invite your friends and family to visit you. Part of the experience is learning to live, really live, in your new host country. Those in

⁵³ Zeugen Jehovas Urteil, supra.

the program that had to (or chose to) travel back to the states repeatedly had a more difficult time adjusting to a community that remained relatively foreign to them and also had more difficulty with homesickness. Trust me; the year goes by quickly enough.

Invite your mentor/professor/contact/colleague and his/her spouse to your house for dinner. Cook something reminiscent of home and keep the wine flowing. I found my German contacts and mentors to be exceptionally gracious guests as well as hosts and the social events deepened our professional ties. Don't concern yourself too much with the fact that your décor is second-hand IKEA or that there is a thirty-year age gap between you. Your guests will appreciate the reversal and will enjoy being on the receiving end of your relationship for a change.

Get a tandem partner. The best and easiest way to get out of the trap of hanging out with other foreigners and developing only an observer's perspective of Germany is to get a tandem partner. A German tandem partner. My tandem partner and I met in a different location every week and really enjoyed getting to know the city together. We followed a Tip A-Z of Berlin cafés, and it was a great way for me to get to know the hip corners of Berlin that lie outside of my beloved Prenzlauer Berg. We also attended a couple of exhibits together, cooked together, and she gave me a great tour of her university. It was a wonderful exchange of both language and culture. I found my tandem partner by asking our *Begleiterin* from the *Studiennreise* if she knew someone who would be interested.

If you are not otherwise engaged in a relationship, take a native lover. *I have heard* that it is surprising how much easier all your transactions will become as well as how quickly you can assimilate to the actual contemporary culture. You will have your bank account open, your mobile phone activated, and be passionately discussing German politics before you can say *vernügen*.

Let yourself love Germany. Distance yourself from conversations about "all Germans" or "all German customer service." Do yourself a favor and admit early on that there are no attributes that can be assigned to all German men, all German waitresses, or all German businesses. If the cashier is rude to you, then understand that the conclusion is that the cashier is rude and not that all German cashiers are rude. The self-fulfilling prophecy is the enemy of all abroad exchanges. Ditch the stereotypes – particularly self-formed prejudices.

Conclusion

As I am sure was expected by the creators of this once-in-a-lifetime fellowship opportunity, much of what I have learned and experienced falls outside the immediate scope of my research project. However, without the growing insight into the cultural and historical aspects of Germany, I would be limited to analyzing German legal debates on an American political and cultural continuum – which would render any conclusions fundamentally false. Fortunately, I have had the opportunity to experience a broad range of activities in Germany, from dinners inside homes, to political activity, to holiday observance, to church services. Some highlights include both study tours sponsored by the Foundation, as well as those events hosted by and recommended by my mentors and host institutions, the Protestant church, Bucerius Law School (with the Zeit Foundation), the University of Potsdam, Humboldt University, the Freie Universität, the Bosch Stiftung, the Sozialdemokratische Partei Deutschlands (SPD), the Freie Demokratische Partei (FDP), the Friedrich Naumann Stiftung, the Konrad Adenauer Stiftung, and the incredible and numerous museums and

archives of Berlin. As my contacts grew and my world in Germany became larger, my understanding of the complex relationship of the church and the state and the people and the state grew exponentially. The three-month extension allowed me additional opportunities for further cultural exchange which resulted in a more nuanced, complex, and insightful knowledge base. My perspective and my project were both enriched by the unexpected September 18th federal election and the events following, as I was able to witness topics important to my project (those matters of separate and shared competencies of both the church and state) debated during the campaigns and to witness the role of religion and religious communities in federal elections.